Path. 44 d

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

<36627082830019 S

<36627082830019

Bayer. Staatsbibliothek

Herrn von Antrechau's

Ritters des Orden vom heil. Michael und damaligen ersten Bürgermeisters in Toulon

merkwürdige Nachrichten

von

der Pest in Toulon

welche

im Jahr 1721 daselbst gewüthet hat.

Mit belehrenden Anmerkungen für die Nachkommenschaft.

R

Aus dem französischen übersetzt

von

Adolph Freyherrn Knigge.

Nebst einer Vorrede

von

D. Joh. Alb. Heinr. Reimarus.

Hamburg

bey Bachmann und Gundermann

1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vorrede.

Ueber die allgemeinen Eigenschaften ansteckender Seuchen.

§. 1. Warum denkt man nicht in ruhigen Zeiten (sagt d'Antrechaus C. 19.) an die Bedürfnisse, welche man haben wird, wenn uns das Unglück träffe, von den Greueln der Pest heimgesucht zu werden? — Die traurige Erfahrung mancher Städte zeigt genugsam, welche Schwierigkeit, und oft Unmöglichkeit man finde, bey eingerissenem Uebel auch nur den dringendsten Bedürfnissen abzuhelffen. Wie lassen sich aber alle besondere dabey vorfallende Umstände zum Voraus bedenken! und wie leicht kann man, wenn es zur Ausführung kommt, in der Wahl der Maaßregeln irre geleitet werden! Mit Recht klagt er (C. 22. 23.): daß man in verschiedenen Nachrichten zwar aufgezeichnet fände, welche Vorschläge und Verordnungen bey einer ehemaligen Pest gegeben worden; aber nicht

welchen Erfolg sie gehabt hätten, oder ob sie einmahl ausführbar gewesen wären.

§. 2. Das vor uns liegende Werk ist also in dieser Hinsicht von ausnehmenden Nutzen. D'Antrechaus, welcher sich als erste obrigkeitliche Person bey allen Anstalten während dieser Seuche in Toulon besonders thätig erwiesen hat, lehrt uns darin aufs Bündigste, was ihn die schreckliche Erfahrung als nöthig oder überflüssig, oder nachtheilig als thunlich oder unthunlich gelehrt hatte. Man denke also nicht, daß diese Schrift nur in die Büchersammlungen der Aerzte zu verweisen sey, oder daß man nur darin die fürchterliche Beschreibung eines Elendes finde, welches doch auch wohl werth wäre beherzigt zu werden; sondern sie unterscheidet sich von andern darin besonders, daß sie aufs Genaueste alle die Umstände bemerkt, welche sowohl ein jeder Einwohner zu seiner eigenen Erhaltung, als auch vornehmlich Obrigkeiten zur allgemeinen Hülfe zu beachten haben, und welche ohne ein solches vor Augen gestelltes Beyspiel nicht so einleuchtend seyn, oder nicht so richtig beurtheilt werden mögten. Man muß es also dem Herrn Uebersetzer verdanken, daß er diese wichtige und gemeinnützige Abhandlung, da sie zu wenig unter uns bekannt war, in unsrer Sprache so genau und wohl ausgedruckt geliefert hat.

§. 3. Wie schrecklich das Unglück sey, wenn eine Stadt von der Pest befallen wird, welche Verlegenheit, Verwirrung und Trostlosigkeit es verursache, kann man aus dieser sowohl als aus andern Beschreibungen, z. B. der Pest zu Marseille, zu Moskow, u. s. f. ersehen. Und doch hatten jene Städte noch den großen Vortheil, daß ihnen von der Regierung des Reiches, dem sie angehörten, beträchtliche Hülfe geleistet ward, und Toulon, daß es schon aus Marseille durchgeseuchte Personen zu seinem Dienste erhalten konnte. Es scheint auch aus Vergleichung verschiedener Umstände zu folgen, daß die Pest, wenn sie uns unmittelbar von ihrem Ursprungsorte, dem Orient, über See zugeführt wird, ungleich heftiger wüthend ist, als wenn sie nach langem Wege über Land, durch die ihr eigentlich unangemessene Gegenden zu uns gebracht wird.

§. 4. Zum Glücke für uns ist es doch, daß es eine ausheimische Seuche ist, und nicht unter uns aus eigenthümlichen Ursachen entspringt. Zum Glück auch, daß die Luft nicht dadurch angesteckt, sondern daß das Uebel nur ganz in der Nähe, und fast nur durch unmittelbare Berührung der damit behafteten Menschen und Sachen, mitgetheilt wird; daß Waschen, Räuchern, und das Aussetzen an freye Luft von der Ansteckung befreyet; und endlich, daß die Seuche auch von selbst in unsern Gegenden nach einiger Zeit gelinder wird und sich

ohngefähr in Jahreszeit wieder verlieret. Wohl zu merken aber, daß sie, wenn sie nun diesen Ort verläßt, noch zu einem andern unbesuchten übergehen, und so von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr fortschreiten kann, wie sich aus der Pest, die 1712 bis zu uns gekommen ist und andern Beyspielen ersehen läßt.

§. 5. Diese, aus zuverlässigen Wahrnehmungen geschöpfte Umstände verdienen noch näher betrachtet zu werden.

Es hat also zu unserm Troste die Erfahrung, gegen alte Vorurtheile, gezeigt, daß die Pest nicht ursprünglich unter uns entsteht, sondern uns nur aus der Ferne zugeführt wird. Wir können sie demnach durch gehörige Vorsicht von unsern Grenzen abwehren, nur muß diese Vorsicht äusserst genau und strenge beobachtet werden. Wie wenig man sich auf die Gesundheitsscheine der zu Lande ankommenden Fremden verlassen könne, hat der Verfasser aus traurigen Beyspielen gezeigt. Mich wundert aber, daß er (S. 7.) die Gesundheitsscheine der Seefahrenden so leicht für sicher annimt. Was heißt das Zeugniß eines Consuls in der Levante, wenn er es auch nach bestem Wissen und Gewissen giebt? — „Es sey dort keine Pest vorhanden." Doch nur, daß Er nicht davon wisse. Was weiß er aber von allen Winkeln der Stadt und von den kleinen Wohnungen der Türken, von denen er meistens ziemlich abgesondert

lebt? Und gesetzt, es wäre dazumahl keine Pest an dem Orte, wie weiß er, wann die Waaren eingepackt worden, woher, und ob nicht von einem andern verpesteten Orte sie genommen sind, wie in (C. 10) in dem Falle von Bandol? Hatte nicht Chataud, der mit seinen Waaren die Ansteckung nach Marseille brachte, reine Gesundheitsscheine [1])? Dieser Umstand des an die Waaren haftenden Ansteckungsstoffes ist noch besonders wohl zu erwägen. Denn, es ist nicht genug, daß die Menschen auf dem Schiffe sämtlich gesund geblieben sind, die freylich, wenn sie angesteckt gewesen, wohl schon auf der Reise gestorben wären, und denen man, wenn sie nur wohl gebadet oder gewaschen sind und reine Kleider angelegt haben, die Zeit der so beschwehrlichen und gefährlichen Quarantaine, um vieles verkürzen könnte. Die in den Ballen, Fässern, Koffern eingepackte Waaren, oder was in Kleidern steckt, sind es, welche wir am meisten fürchten müssen, und davor uns die Zeit der Quarantaine, welche die Menschen halten, nicht sichert. Ja, man hat befunden, daß die Ansteckung, welche aus eingepackt gehaltenem und hernach geöfneten Geräthe entspringt, schlimmer sey als die von Menschen selbst mitgetheilt worden, daß jene nämlich schneller und tödtlicher, auch wie es scheint schon durch den daraus aufsteigenden Dunst, würksam gewesen sey,

---

[1]) Chicoyneau Traité de la Peste: p. 3.

wie sowohl die Beyspiele von Marseille und Toulon, als andere Erfahrungen zeigen [2]). — Man schmeichele sich auch nicht mit dem Vorurtheile, daß nur an gewissen Waaren die Ansteckung hafte. Sie kann zwar an diesen oder jenen mehr oder länger haften, aber man kann nicht sagen, daß einige von den Verpesteten berührte Sachen ganz unangesteckt bleiben. Erfahrungen haben gezeigt, daß der Peststoff unter allerley andern Dingen, auch an Metallen hafte und dadurch mitgetheilt werde [3]). So kann auch von andern bösartigen Krankheiten die Ansteckung durch Holz, Mauren und allerley Geräthe fortgepflanzt werden [4]). Die äussere Bedeckung kann auch frey

---

[2]) Chenot de peste, p. 39. Samoilowitz, Mem. sur la peste, p. 8. — So auch bey andern ansteckenden Seuchen: Sam. Lind. two papers on fevers and infection, p. 38. (ed. Lond. 1763. 8. Die neue Ausgabe dieser überaus merkwürdigen Abhandlung, welche seinem Essay on preserving the health of seamen 1774 angehängt worden, besitze ich nicht: es ist aber davon eine Uebersetzung auszugsweise in der Leipziger Samml. auserlesener Abhandl. II. B. 3 und 4 St. eingerückt worden.)

[3]) Orraeus, descript. pestis. p. 57.

[4]) Lind, on fevers, p. 22. 24. u. s. f. Daher er die Schiffe, in welchen ansteckende Fieber gewüthet hatten, wohl durchräuchern lassen mußte, weil sonst alle neue Mannschaft wieder davon angegriffen ward — So führt Brocklesby in den Oekon. u. med. Beobacht. S. 42. u. f. ein Beyspiel von der bösartigen Bräune an, wo er, weil die Kranken in einem engen Raume lagen, sogar durch alles Waschen und Räuchern nicht erhalten konnte, daß nicht einer nach dem andern davon angesteckt und hingerafft wurde.

seyn, oder die Ansteckung an der Luft schon verlohren haben, und doch die in dem Koffer eingeschlossenen Sachen, der Kaffe indem Fasse, die Baumwolle, Seide oder desgleichen in den Ballen, die fürchterliche Gefahr enthalten [5]). Da man hiebey selten, oder nur an wenig Orten genugsame Vorsicht braucht, so hat Herr Senator Schrötterring den Seestädten in seinen Gedanken über Quarantaine-Anstalten [6]) sehr nützliche Warnungen gegeben. Eins kann ich doch nicht umhin noch zu bemerken. Wenn ein Schiff offenbar die Pest mit sich bringt, räth man fast durchgängig, es müsse gar nicht zugelassen werden. Wie gefährlich ist aber nicht dieser Rath! Werden die Menschen nicht in der Verzweifelung, wenn sie allenthalben abgewiesen werden, das Schiff bey Nacht, wo sie am ersten können, auf den Strand setzen und sich im Lande verlaufen, wo sie unbekannt die Seuche zugleich am mehrern Orten umher, und dies mit desto grösserer Gefahr verbreiten, weil man sich nichts dergleichen versiehet und dem Uebel nicht nachspüren kann. Mich dünkt also

---

[5]) Antrechaus, C. 16. S. 51.

[6]) Welche von Herrn Hofrath Scherff in den Beyträgen zum Archiv der medic. Polizey. IV. B. I. St. S. 73 u. f. eingerückt worden. Weitere Bemerkungen über das, was zu einer guten Quarantaineanstalt erforderlich ist, kann man in Howard Account of the Lazarettos und in Patrick Russel's Abhandl. über die Pest nachsehen.

man müste, wenn auch nur schlechte, oder gar keine Quarantaineanstalt vorhanden wäre, das Schiff doch nothwendig bey der ersten Rehde anhalten, es in einiger Entfernung hinlegen, und wohl bewachen lassen, bis die Menschen, denen man alle mögliche Hülfe leisten sollte, ausgestorben oder durchgeseucht wären. Die Ueberlebenden könnte man alsdann, unter gewöhnlicher Vorsicht, und noch in der See gebadet, ans Land lassen: das Schiff aber mögte man, wenn keine sichere Reinigungsanstalt da wäre, verbrennen.

Noch eins muß ich wegen der Gesundheitsscheine erinnern. Da die Pest sich durch Ansteckung verbreitet, so ist es natürlich, daß an einem neu angegriffenen Orte Anfangs nur wenige dadurch erkranken und hingerafft werden. Es ist also noch ein sehr verführerischer, wenn gleich wahrer Bericht — „daß dort eine gesunde Zeit und die Anzahl der Gestorbenen nicht mehr als gewöhnlich sey." Dies war eben der Fall zu Seyde, von daher Chataud die verpesteten Waaren brachte, und wo erst nach seiner Abreise die Seuche Aufsehen machte, die doch gewiß schon einige Zeit vorher daselbst eingedrungen war [7]) — Wiederum giebt auch der Bericht keine Sicherheit — „daß die Pest schon daselbst aufgehört habe", weil die Ansteckung,

---

[7]) Chicoyneau, p. 3.

wie oben erwähnt, noch von einem Orte zum andern fortgepflanzt werden, und dieses, wie C. 48. zeigt, noch besonders durch die in jenem aufbewahrte Waaren geschehen kann.

§. 6. Daß die Pest, wie alle neuere Beobachter bezeugen, nicht in gewissen bösen Eigenschaften der Luft stecke, auch sich nicht durch die Luft verbreite, sondern nur durch Berührung verpesteter Menschen oder Sachen anstecke, ist ein grosser Vortheil, indem man einerseits, durch gänzliche Absonderung, auch mitten in einer Stadt, wo die Seuche wüthet, sich sicher halten; anderseits aber auch, ohne eigene Gefahr, seinen leidenden Mitbürgern noch manche Hülfe leisten kann [8]). Es

---

[8]) Da nun die Pest nicht in der Luft schwebt, so ist es klar, daß es bloße Vorurtheile waren, was man von Vorbedeutungen oder begleitenden Umständen dieser Seuche in der Luft, auf der Erde, an Thieren oder Menschen beobachtet haben will. Denn, was für Vorzeichen in der Luft oder auf der Erde konnten andeuten, daß Chataud die Pest nach Marseille, oder Cancelin nach Toulon bringen würde? Was geht sie ferner die Vögel oder andere Thiere an, da nicht einmahl die Säugthiere, welche mit den Menschen umgehen, die Pferde und Hunde, davon angetastet werden, ja letztere sogar die ausgeschnittenen Beulen oder Brandschwarten ohne Schaden fressen. (Chenot, p. 186. Orraeus, p. 161.) Samoilowitz läugnet

folgt aber auch aus eben dieser Eigenschaft, daß weder die öffentlichen Anstalten, welche zur Reinigung der Luft dienen sollen, wie das Feueranzünden (C. 22.), die Pest abwehren, noch was einzelne Menschen desfalls zur Vorbauung zu thun pflegen, als das Anriechen an verschiedene Arzeneymittel, sie in dem Mund halten, oder auch niederschlucken, vor der Ansteckung sichern können. Die Annäherung ist es, welche vermieden werden muß, und dieses aufs Sorgfältigste, weil auch die geringste Berührung verpesteter Sachen oder Menschen, wenn auch diese noch auf den Gassen umhergehen, die Krankheit mittheilen kann.

§. 7. Sehr glücklich ist es indessen, daß wir die angesteckten Sachen noch auf verschiedene Weise wieder befreyen können. Das erste ist bey solchen Dingen, die Feuchtigkeit leiden, das Waschen oder Eintauchen in Essig oder bloßem Wasser. Ja die Menschen selbst, welche

---

auch den Einfluß auf die Thiere ausdrücklich, und bezeugt (p. 40. §. xv.) daß die Vögel sich wie zuvor über den Hospitälern niedergelassen hätten und keiner davon gestorben sey. Was haben endlich auch die Krankheiten anderer Menschen des Ortes, die nicht mit angesteckt sind, mit dem Einflusse dieser Seuche zu schaffen, da man mitten unter wüthender Pest, wenn man sich nur abgesondert hält, gesund bleiben kann?

etwas Verpestetes angefaßt haben, können sich noch, wenn es nur beyzeiten geschiehet, durch Waschen reinigen. So berichtet ein Augenzeuge, der Oberwundarzt Minderer*): — „Als Russische Regimenter im Anfange des Jahrs 1771 in der Stadt Ismail Winterquartiere hatten, wüthete die Seuche sehr heftig unter ihnen. Die geringste Berührung pflanzte die Krankheit fort. Die zur Beerdigung der Todten angesetzten Leute wurden einer nach dem andern hingerafft. Nun boten sich die Zigeuner, gegen versprochene Belohnung, dazu an, und diese, so verwogen sie auch damit umgiengen, blieben gesund. Ihr einziges Verwahrungsmittel bestand im Baden. Sie warfen sich mit ihren Kleidern in den Fluß, und wenn sie glaubten, sich genug abgespühlt zu haben, zogen sie frische Kleider an und trockneten jene."

Ausser dem Waschen, welches nicht auf jedes Geräthe anzuwenden ist, haben wir noch das Durchräuchern, dessen Würksamkeit, selbst bey noch wüthender Seuche auch von neuern Beobachtern bezeugt wird. Welche Materialien man dazu nimt, scheint nicht viel Unterschied zu

*) In seinem Beytrage zur Kenntniß der Pest: S. 12.

machen, Taback, Wacholderbeeren, Pech, Harze, u. s. w. Wo es sich schickt, nimt man noch vornehmlich Schwefel und Salpeter, oder Schießpulver dazu. Es muß aber dieses Räuchern nicht obenhin oder in freyer Luft geschehen, sondern bey verschlossenen Thüren und Fenstern, daß es wohl durchdringe. Bey Briefen und desgleichen würde ich daher rathen, einen eigenen mit Blech beschlagenen Kasten mit einem doppelten Boden, davon der obere durchlöchert wäre, dazu anzuwenden. In dem untern Fache könnte dann auf einem Feuerbecken das Rauchwerk angebracht werden. Schwefel oder Pulverdampf würde jedoch hiezu nicht wohl dienen. Das Durchziehen durch Essig scheint auch nicht so gut zu seyn: theils weil es ebenfalls der Schrift schadet, theils weil es nur den Umschlag berührt, wenn nicht alle Briefe geöfnet werden sollen, welches doch viel Unbequemlichkeit verursachet. — Das Aussetzen an die freye Luft kann auch schon oftmahls die Reinigung lebloser Dinge bewürken. Bekanntlich brauchen die Europäer in der Türkey nur diese Vorsicht bey dem Brodte, welches ihnen gebracht wird. Eingepackte Sachen aber müssen aus den Ballen oder Behältnissen herausgenommen und wohl ausgebreitet werden, damit die Luft allenthalben durchziehe.

§. 8. Alles dieses würde uns aber nicht ganz befreyen, wenn die Ansteckung noch immer in ihrer Kraft bliebe und sich fortpflanzen könnte. Glücklich aber ist endlich noch dieses, daß sie in unsern Gegenden, die ihr nicht angemessen zu seyn scheinen, nach einiger Zeit gelinder wird, und wenn sie an einem Orte ohngefähr ein Jahr lang, oder etwas darüber gewährt hat, von selbst erlöschet. Wäre dieses nicht, wie könnten wir jemahls hoffen, jeden Winkel, jedes Waarenlager u. s. f. so vollkommen gereinigt zu haben, daß nicht irgendwo ein Ansteckungsfunken haftend geblieben wäre, da es dessen nur das Geringste bedarf, um, wie bey den Pocken geschiehet, die Seuche fortzupflanzen. Aber es wird derjenige Ort, wo sie ihre Zeit ausgewüthet hat, endlich von selbst so befreyet, daß Häuser und Hausgeräthe der Verpesteten und Gestorbenen nunmehr, wenn sie auch nicht gereinigt worden, und von Personen die nicht durchgeseucht sind, ohne Gefahr wieder gebraucht werden können. Dieses berichtet uns der Doctor Hodges von der Pest zu London, welche er 1665 beobachtet hatte [10]). Kaum mögte man es indessen

[10]) *Nathan. Hodges* Pestis apud populum Londin. grassantis historia: sect. 1. p. 31. sqq.

einem einzigen, wiewohl sonst zuverlässigem Zeugen glauben: aber es wird auch durch andere Berichte bestätigt [11].

§. 9. Lange genug ist auch an jedem Orte diese Dauer der Seuche, und über alles schröcklich das Elend und die Verwüstung, welche sie in dieser Zeit anrichtet. Schlimm ist es auch, daß ihre zeitige Entdeckung und Erstickung durch verschiedene Umstände verhindert wird, da sie dann anfangs unbekannter Weise umher schleicht, und hernach unaufhaltsam sich verbreitet. Erstlich wird sie nicht allemahl, selbst von Aerzten erkannt. Zweitens aber will man sie manchmal nicht erkennen, schmählet sogar auf die Aerzte, welche die Wahrheit entdecken, sucht sich zu schmeicheln, daß es eine andere weniger bedeutende Krankheit sey, oder will es mit Fleiß verheelen, um kein Aufsehen bey den Nachbarn zu erregen. Die traurigen Folgen davon sind durch die Geschichte bekannt. Anstatt die Einwohner aufs lauteste und ernstlichste zu warnen, auf ihrer Hut zu seyn, läßt man das Uebel so um sich greifen, daß es nicht mehr zu beschränken ist. Anstatt die Nachbarn bey Zeiten zu warnen, zieht man

[11]) J. B. *Waldschmidt* de peste Holsatica in Halleri Disp. T. V. n. 177. p. 560. — S. auch den Bericht von der Pest zu Moskow, 1654 beym Samoilowitz S. 5. und unsern Verfasser S. 49.

sie mit in dasselbe Verderben, da doch jede Hülfe von noch freyen Händen dem bedrängten Orte unschätzbar wäre und die umher verbreitete Seuche in die gröste Verlegenheit versetzt.

Bey noch zweifelhaften Zeichen, welche Anfangs den Ausspruch aufhalten, ob gewisse Einwohner an der Pest krank oder gestorben wären, müste doch die Grösse der Gefahr, im Fall es würklich so wäre, lieber auch aufs Ungewisse, bey dem geringsten Verdachte zu Vorsichtsmaaßregeln bewegen, als daß man sich irgend derselben aufs Gerathewohl aussetze, davon C. 10 ein Beyspiel giebt. Um aber, nebst den Zufällen des Kranken, oder den Zeichen an dem Körper, und zumahl den schleunigen Todesfällen in einer Familie oder in einer Nachbarschaft, zur Entdeckung zu kommen, scheint es das sicherste zu seyn, daß man untersuche, ob die Krankheit von einem Quartier der Stadt angefangen und sich von dort weiter ausgebreitet habe, und sodann dem Ursprunge der Ansteckung nachspüre, mit welchen Menschen die zuerst Befallenen Umgang gehabt, welche Waaren oder andere Sachen sie empfangen haben, u. s. f. weil man dadurch zur Quelle gelangen und sich also zur nöthigen Einsicht der Wahrheit verhelfen kann.

§. 10. Auch bey schon eingerissener Seuche muß dem schädlichen Verhehlen, dadurch sie so sehr ausgebreitet wird, auf alle Weise gewehrt werden.

Um dazu aber desto weniger Anlaß zu geben, müßte man, wie mich dünkt, alle harte Behandlung der unglücklichen Familien so viel möglich vermeiden. So zweifele ich, daß es nützlich sey, bey schon überhandnehmender Seuche jeden Kranken wider Willen aus seinem Hause zu nehmen und ins Hospital zu bringen. Der Verfasser scheint es auch (S. 24.) wegen des unglücklichen Erfolgs abzurathen. Viele, denke ich, werden es doch von selbst verlangen, wenn sie sehen, daß man im Hospital Hülfe erhält, die ihnen zu Hause fehlt. So auch die Angehörigen, wenn sie sehen, daß dadurch der Fortgang der Seuche in dem Hause abgewandt werden kann, da sonst einer nach dem andern darin ausstirbt. Noch weniger sind, bey schon eingerissener Pest, (wie S. 33. zeigt) auch die ganzen Familien der Verpesteten weg zu führen. Die eigene Vorsicht jedes Einwohners ist die beste Verhinderung einer allzugemeinen Verwüstung. Dazu ist nur nöthig, daß alle ernstlich vor der Gefahr gewarnt werden, und daß die Krankheit nicht so verhohlen werde, daß man unversehens davon mit ergriffen werden könne; daß folglich verpestete Häuser und verdächtige Menschen mittelst eines warnenden Zeichens bemerkt werden. (S. 40.) Ein anders ist es zu Anfange der Seuche, wenn erst wenige Familien ergriffen worden, und man also noch hoffen kann, der weitern Ausbreitung zu steuren: da ist die Absonderung der Kranken

und derer, die mit ihnen Umgang gehabt haben, aufs ernstlichste und ohne Schonung zu bewürken, um wo möglich noch das Uebel bey Zeiten zu ersticken.

§. 11. Uebrigens glaube ich, daß auch der Befehl, alles Hausgeräthe der Verpesteten zu verbrennen, nachtheilig sey. Es ist hart, und giebt gewiß Anlaß zum Verhehlen und heimlichen Verkaufen (C. 27.), da doch durch gehörige Lüftung und Reinigung der Ansteckung genugsam gewehrt werden könnte. Zu Helsingör machte man bey der Pest 1713 die gute Verfügung, daß Betten und Geräthe der Verpesteten nur ausser der Stadt in einem öffentlichen Gebäude bewahrt wurden, wo man die Reinigung derselben besorgte. Als diese nachmahls, da die Seuche vorüber war, wieder zurückgebracht wurden, entstand doch keine neue Ansteckung daraus, ohngeachtet vieles der besten Sachen davon gestohlen worden [12]).

§. 12. Weiter habe ich mich hier nicht einzulassen. Was die mancherley nöthigen Anordnungen betrifft, davon ist so vieles überaus Merkwürdige in diesem Werke gesagt, daß es jedem Staate sehr zu empfehlen ist: und von der Behandlung der Kranken haben wir jetzt verschiedene bekannte Schriftsteller, die aus eigener Erfahrung und Beobachtung davon geurtheilet haben.

---

[12]) Waldschmidt am angef. Orte S. 561.

§. 13. Ich will nur hier Gelegenheit nehmen, Einiges Allgemeines über ansteckende Seuchen zu entwerfen, welches mir zur Untersuchung derselben dienlich zu seyn und auch auf unser Betragen in dergleichen Fällen Einfluß zu haben scheint.

Die ansteckenden Seuchen sind ihrer Eigenschaften wegen so auffallend, und ihrer Folgen halber so wichtig, daß sie gewiß die Aufmerksamkeit nicht nur der Aerzte, sondern auch der Staatsverwalter erregen müssen. Es ist auch davon überhaupt schon in verschiedenen Schriften gehandelt worden: aber in den allgemeinen Lehrbüchern der Arzeneywissenschaft pflegen sie indessen nicht besonders unter gemeinschaftlichem Gesichtspunkte aufgeführt zu werden. Sie verdienten jedoch wohl eigentlich in Erwägung gezogen, und nicht mit andern unschuldigen Krankheiten vermischt, sondern, eben wie im gemeinen Leben die damit behafteten, abgesondert behandelt zu werden: auch könnte man sie durch die Benennung Seuchen auszeichnen.

§. 14. Einige derselben zeigen freilich ihre Art so deutlich, daß sie nicht leicht als solche verkannt werden können, und man wird also überhaupt nicht leugnen, daß es ansteckende, oder mittheilende Krankheiten gebe. Andere aber wurden lange mit gemeinen Krankheiten vermischt: ja bey einigen, die schon darunter gerechnet worden, hat man sich wieder neuerlich bemühet, sie aus dieser

Classe zu verstoßen, und allgemeinen Ursachen zuzuschreiben.

Verschiedene Lehrmeinungen oder Voraussetzungen auf die Bahn zu bringen, ist an sich gar nicht zu tadeln, sondern kann den Forschungsgeist anspornen, immer weiter nachzuspüren. Nur müssen sie bey den Beobachtungen ganz bey Seite gelegt, und alles ohne Vorurtheil nur nach Erfahrung geprüfet werden. Sonst können sie den Arzt, der die Sache schon völlig einzusehen glaubt, abhalten, genauer auf die Eigenschaften und Umstände der Krankheit, nach welchen die Behandlungsart einzurichten wäre, zu achten, oder die Staatsverwalter in den zur Vorbauung zu ergreiffenden Maaßregeln irre führen [13].

---

[13]) Lind sagt mit Recht: „Nirgends haben wir Ursache mehr Bedenken zu tragen, etwas geradezu abzuleugnen, als hier, wo es so sehr auf öffentliche sowohl als häusliche Sicherheit ankömmt." On fevers, p. 109. Und von der Pest, der man auch noch diese gefährliche Eigenschaft hat abstreiten wollen, heißt es beym Chicoyneau, p. 195. „Il seroit dangereux de croire, contre l'expérience de tous les siecles, que ce mal ne se communique point. Ce seroit exposer tout un peuple à une perte certaine. Nous avons remarqué, que ceux qui se renfermoient sains chez eux, en sortoient sains."

Eine zusammengestellte Betrachtung mancher gemeinschaftlichen Eigenschaften der Ansteckungsseuchen, die Vergleichung derselben unter sich und mit andern verschiedenen Krankheiten, kann zu Bemerkungen führen, die uns sonst entgangen wären, und manches sonst Uebersehene besser ins Licht setzen. — Ich will hier einen Versuch damit machen.

§. 15. Die wesentlichen oder auszeichnenden Merkmale ansteckender Seuchen, welche sie von andern Krankheiten unterscheiden und auf einen eigenen Ursprung deuten, sind also:

1) Es werden, ohne andere bemerkbare Ursache, durch die Gemeinschaft mit dergleichen Kranken, oder ihrem Geräthe, andere, auch frische und gesunde Personen angegriffen.

2) Die darauf bey diesen erfolgende Krankheit ist von eben der Art, als die, durch welsie veranlasset worden: und so kann sich einerley Uebel durch eine Reihe von tausend Körpern, Jahrhunderte fort, und durch verschiedene Länder fortpflanzen.

So auffallend nun auch diese Merkmale sind, hat man doch diese Krankheiten, ohne auf ihre besondere Veranlassung zu achten, bloß allgemeinen Ursachen zugeschrieben.

Die erste war Strafe Gottes. Damit liesse sich dann die Sache geschwind ausmachen: man mußte sich in Geduld unterwerfen. Indessen besann man sich doch, daß dadurch sowohl gute als böse Menschen hingerafft werden, daß auch das unschuldige Vieh oft eigenen Seuchen unterworfen sey, und daß, obgleich alles am Ende von Gott abhängt, hier doch nicht von der ersten Quelle, sondern von den nächsten natürlichen Ursachen und Würkungen, welche unsere Thätigkeit auffordern sollten, die Frage sey.

Diese suchte man aber verschiedentlich in den bekannten allgemeinen Dingen. Denn es ist den Menschen, wenigstens den Gelehrten schwer, sich zu entschliessen, eine ihnen unbekannte, oder nicht in die Sinne fallende Ursache gelten zu lassen, und die Lehrgebäude lassen sich nach allgemeinen Gattungen, Arten und Graden auch bequemer ordnen. Es ward also erstlich der Einfluß von Sonne, Mond und Sternen, nachmahls aber, als man doch bey der Erde bleiben wollte, die Witterung angeklagt, oder die innern Eigenschaften und Mischungen der Luft. Ferner die Nahrungsmittel, oder ein verdorbenes Trinkwasser: daher die Erzählungen von vergifteten Brunnen, wenn z. B. eine Seuche unter ei-

nem Kriegsheere eingerissen war — Aber die von ungesunden Witterungen, oder Dünsten, oder Lebensmitteln entstandene Krankheiten, sie mögen als Landkrankheiten, (endemisch) oder zufällig (epidemisch) im Schwange gehen, äussern sich zerstreuet, so daß, wenn gleich viele davon an einem Orte oder in einer Gegend befallen werden, einer hie, der andere dort erkranket, nicht nachdem sie Umgang mit einander hatten, sondern nachdem sie der Würkung jener Ursachen mehr ausgesetzt waren, oder mehr Empfänglichkeit dazu hatten. Dergleichen Krankheiten, z. B. Brust- oder Augenentzündung, Skorbut, Flüsse u. s. w. verbreiten sich auch nicht auf andere Menschen, die nicht derselben Veranlassung blos gestellt gewesen waren. Zudem zeugen die Beobachtungen, daß ansteckende Seuchen an ganz gesunden Orten, bey ganz zuträglicher Jahreswitterung und bey zureichenden gesunden Nahrungsmitteln eingerissen sind, wie die Pest zu Athen [14]) zu London [15]) zu Marseille [16]). Die wichtige

---

[14]) Thucydid. L. II. c. 47. sqq.

[15]) Hodges p. 20. 25. 26. 31.

[16]) Chicoyneau, p. 122. Bertrand Hist. de la peste de Marseille c. 2.

Entdeckung der innern Bestandtheile unsers Dunstkreises hat auch die Vermuthung erregt, daß in deren minder zuträglichen Mischung, und besonders im Mangel der eigentlichen Lebensluft (oxygene) die Ursache der Seuchen zu suchen wäre. Die Anwendung neuer Entdeckungen auf Lehrgebäude pflegt nämlich leicht zu weit ausgedehnt zu werden. Es widerspricht aber auch dieser Meinung die eben erwähnte Art der Ausbreitung dieser Krankheiten; und was die Mischung des Dunstkreises betrifft, so lehren genaue Beobachtungen, daß der Schöpfer die uns nöthige Lebensluft in dem dienlichsten Verhältnisse durch alle Jahrszeiten über den ganzen Erdboden so zu vertheilen und wiederherzustellen gewust hat, daß in freier Luft nur ein geringer Unterschied darin zu bemerken ist: nämlich ohngefähr wie $\frac{8}{33}$ zu $\frac{10}{33}$ des Ganzen [17]. Selbst nahe über einem Sumpf, der schädliche Dünste aushauchte, fand Herr Ingenhouß nur wenig Unterschied [18], und wir ertragen täglich in unsern Schlafkammern, Speisesälen, u. s. w. eine viel grössere Verder-

---

17) Scheele Erfahrungen, welche seiner Abhandlung von Luft und Feuer in Leonhardis Ausgabe S. 271 u. f. beygefügt sind.

18) Vermischte Schriften S. 113.

bung der Luft, ohne davon mit Seuchen befallen zu werden oder merklichen Schaden zu leiden. Mangel der Lebensluft und erstickende Dünste können freylich den Menschen plötzlich umbringen: wenn er sich aber davon noch wieder erholet, findet man doch keine dergleichen Krankheit an ihm; und auf einem Schiffe, wo das enthaltene Wasser unten im Raume so faul geworden war, daß zwey Matrosen, die darin rührten, alsbald erstickt wurden, und drey andere kaum mit dem Leben davon kamen, blieben doch die übrigen nach wie vor völlig gesund [19]. Ja, der Rauch von Holzfeuer hat sich als ein Mittel gezeigt, bösartige Ansteckungen zu hemmen [20]. Von den Veränderungen der Elektrizität liesse sich ein gleiches erinnern.

§. 17. Nun erwäge man die Beschuldigung der in dem Körper selbst oder dessen Säften liegenden Ursachen. Da sollte es, nachdem diese oder jene Lehrmeinung herrschte, bald Vollblütigkeit, verdicktes Blut, Entzün-

---

[19]) Jam. Lind on fevers and infect. p. 113. not. So auch auf andern Schiffen in welchen dergleichen faulend Wasser befindlich war.

[20]) Lind, on fevers: p. 49 u. f.

dung, bald eine erzeugte Säure, bald eine alkalische flüchtige Eigenschaft, auch wohl eine Entwickelung angeerbter Bösartigkeit seyn, oder man behalf sich mit den Ausdrücken Gährung, Schärfe, und besonders Galle oder Fäulung; und was die Mittheilung betrifft, so war es mit dem Worte Aehnlichung (Assimilation) ausgemacht.

Bestünde aber das Uebel nur in einer Verderbung oder Veränderung der Säfte selbst, wenn gleich bestimmter abgesonderter Säfte; wie könnte es sich so durchgehends gleichförmig bezeigen? Die Säfte von hundert Menschen sind doch gewiß auf hunderterley Weise in ihrer Mischung verschieden. Es müßte also auch eine hinzukommende verändernde Ursache (eine Art von Gährungsmittel) wieder etwas verschiedenes aus ihnen hervorbringen. Dies geschieht würklich sowohl mit Nahrungsmitteln als mit Arzeneyen u. s. w. Auch die Ansteckung würkt, was die Verderbung der Säfte selbst betrifft, sehr verschieden in verschiedenen Körpern. Bey Einigen werden z. B. durch die Pocken so wenig die Säfte verderbt, daß sie kaum eine Krankheit spüren. Bey Bleichsüchtigen und Rhachitischen werden sie wohl gar dadurch verbessert: bey andern hingegen wird stinkende Fäulung erregt. Ja selbst von der Pest berichtet Hodges,

daß ein äusserst ausgedörrtes Mädchen, da sie von dieser Seuche angesteckt worden, durch das Fieber und durch Schwitzen wieder gesund, eine andere durch eben diese Krankheit von häufigen und hartnäckigen Skropheln befreyet worden [21]. Ferner: gerade die verdorbene Eigenschaft der Säfte theilt sich dem andern, der von diesem Kranken angesteckt worden, am wenigsten mit. Von dem Stoffe der bösartigsten Blattern können gutartige erregt werden [22]. Eben dieses bemerkt man auch von

---

[21]) Hodges p. 93. sq. wo er auch noch mehrerer Krankheiten erwähnt, die dadurch gebessert worden.

[22]) Im Jahr 1769 den 21 July ward in hiesigem Waisenhause ein Mädchen von den Pocken befallen, die damahls häufig in der Stadt im Schwange gingen. Die Blattern waren zusammenlaufend mit scharfen Eiter; und bey einer andern, die am 26sten befiel, sogar brandig. Um weitern Fortgang zu verhüten, ward mir, nebst dem ordentlichen Arzte, von den Vorstehern die Einimpfung der übrigen Kinder, welche noch nicht geblattert hatten, aufgetragen. Da es die höchste Zeit war, der innern Ansteckung zuvor zu kommen, geschahe dieses am 30 July, und zwar weil es nicht möglich war, soviel Materie anderswoher zu erhalten, mit dem Eiter der ersten Kranken. Es gelang jedoch so, daß die 57, welche davon angesteckt wurden, und bey welchen die Pocken am 9ten und 10ten Aug. ausbrachen, sämtlich nur sehr wenige ein-

der Ansteckung der Pest [23]. Bey dem Kranken selbst kann ja auch die Ansteckungsseuche durch ihr Gegenmittel erstickt werden, ohne daß die Säfte gebessert sind; und umgekehrt jene wird nicht durch Besserung der Säfte gedämpft, wie bey der Krätze bekannt ist.—

§. 18. Fäulung wird indessen noch von den meisten Kunstgenossen als die eigentliche und allgemeine Ursache der Ansteckung angegeben.—Daß einige Ansteckungen zuweilen etwas der Fäulung ähnliches im Körper hervorbringen, ist nicht zu leugnen. Dies ist aber nur Würkung, die vom Reitze, und von der angegriffenen Lebenskraft der Nerven erfolgen kann, auch nicht immer erfolgt. Die Frage ist aber, ob ein bloßer Fäulungsstoff an und für sich die Ursache seyn könne? Viele Menschen gehen aber lange mit faulenden Dingen um und handhaben sie; manche Völker geniessen fast täglich faulende Dinge, und es erfolgen doch daraus

zelne und gutartige Blattern hatten, ohngeachtet einige derselben mit der Krätze einige auch mit Skorbut behaftet waren — Die erste der zuvor befallenen Kranken starb den 2ten und die andere den 3ten August.

23) Chenot. p. 39.

nicht die ansteckenden Seuchen; ja, es können Schwangere, ohne dergleichen Folge, ein verfaultes Kind bey sich tragen, indem die Lebenskraft einer solchen Verderbung genugsam widersteht. Von dem Ansteckungsstoffe aber braucht es nur die geringste Berührung, auch im trockenen Zustande an Geräthen, um auch den Gesundesten und dies plötzlich anzugreifen. In England hat man zwar dieserwegen einen feinen Unterschied unter todter und lebendiger Fäulung machen wollen, und was sich von ersterer nicht behaupten liesse, der letztern zugeschrieben. Aber, woher nun die unter sich verschiedenen und immer nur ihres Gleichen hervorbringenden Seuchen? So müsten wir ja, ausser einer besondern Ochsen-Fäulung und Menschenfäulung, noch wieder eigene Pocken-Masern- Kräze- Pestfäulung, und ferner allerley Arten derselben annehmen, und dann hätten wir nichts weiter als das Wort Fäulung hingestellt und uns damit, als mit einer Erklärung der Sache, getäuschet [24]. Bringt

---

[24]) Sarcone macht sich zwar selbst diesen Einwurf (del. Vajuolo: §. 10.) aber er beruhigt seinen Glauben wieder (§. 39.) mit dem Ausspruche, daß diese eigene Fortpflanzung der besondern Seuche (tenacità) eine wunderbare Eigenschaft

denn aber auch überhaupt die sogenannte lebendige Fäulung eine Ansteckung hervor? Das Viperngift, ohngeachtet es nicht faulend ist, setzt den angegriffenen Körper in schnelle Fäulung, aber ohne eine Krankheit zu erregen, die sich andern mittheilt. Den Skorbut könnte man ja wohl eine lebendige Fäulung nennen. Er brachte aber auf den Schiffen, wo er heftig wüthete, so wenig bösartige 'ansteckende Fieber zuwege, daß er diesen vielmehr entgegen zu würken schien, da sie sonst viel im Schwange giengen [25]) — Ueberdem ist ja die Fäulung, selbst bey den hitzigen ansteckenden Krankheiten, nur wie gesagt eine zufällige Folge des Reitzes und der gestörten Verrichtungen des Körpers, besonders der verletzten Nervenkraft; nicht aber ein beständiges Merkmal derselben. Masern und Blattern sind öfter ohne Zeichen der Fäulung, als mit denselben begleitet. Ja Orräus zeigt klärlich, daß an sich die Pest selbst keine Fäulung im Körper bewürke [26]).

(prodigiosa facoltà) sey, und so bleibt er denn con tenacità bey der Behauptung, daß die Pocken bloß durch Fäulung erregt werden.

[25]) Lind on fevers: p. 4. 11.

[26]) Orraeus, Descr. pestis, p. 160 sqq.

§. 19. Mit dem Worte Verähnlichung (Assimilation) hat man auch gar zu leicht die Ansteckung erklären wollen. Es werde nämlich durch die Ansteckungsmaterie ein solcher Reiz, oder eine solche Bewegung in den Gefässen welche sie berührt verursachet, daß dadurch eine ähnliche Materie in ihren Säften hervorgebracht werden könne, welche sich sodann weiter im Körper verbreite. Wenn wir aber die Einrichtung des thierischen Körpers genauer betrachten, so finden wir, daß die verschiedenen Säfte durch besondere Werkzeuge auf eigene Weise bereitet werden müssen. Die Leber kann nicht Thränen, und die Thränendrüse nicht Galle bereiten, u. s. f. Ist das Werkzeug verdorben, so verändert sich auch das Hervorgebrachte, und es hilft keine Verähnlichung mit der vorigen Galle, daß nun auch immerfort gute Galle erzeugt werde. Wäre das Umwandeln so leicht geschehen, so brauchte nur ein Tropfen derselben in der Gallenblase vorhanden zu seyn, um aus allem dahin fliessenden Blute eben solche Galle hervor zu bringen. Es muß also dergleichen Umwandlungskraft, dadurch eine jede Mischung, davon nur eine Probe da wäre, nachgemacht würde, weder in den Gefässen an und für sich, noch in dem Blute, oder den andern Säften stecken, und, da nicht einmal die dem Körper natürlichen Mischungen so an allen Orten ohne Umstände und besondere Einrichtung

erhalten werden, wie viel weniger läßt sich solches von der Würkung allerley Art fremder und widernatürlicher Stoffe vermuthen! Es zeigt auch, wie gesagt, die Erfahrung bey den Ansteckungen keine solche Umwandlung der Säfte selbst in eine ähnliche Beschaffenheit: wenn aber sonst, es sey durch Fehler der Lebensart, Ausschweifungen, Gemüthsbewegungen u. s. f. oder durch beygebrachte Gifte eine Veränderung und Verderbung der Säfte entstanden ist, so wird dieselbe doch nicht andern Gesunden mitgetheilt, die nicht dieselbe Veranlassung gehabt haben.

§. 20. Es zeigen also diese Umstände klärlich, daß die würkende Ursache der Ansteckungen nicht in einer, wie durch Gährung, aus den Säften des Körpers selbst veränderten Materie, sondern in einem jeder Seuche eigenen fremden, entweder von aussen mitgetheilten und alsdann durch besondern Reiz würkenden Stoffe zu setzen sey, oder, wenn sie auch in den Säften selbst entwickelt wird, doch nicht zu deren eigentlichen Bestandtheilen gehöre. Und hieran hätten wir denn schon eine nicht unfruchtbare Bemerkung, sie von andern Krankheitsursachen zu unterscheiden. Es lassen sich aber auch noch nähere besondere Merkmale wahrnehmen.

Der Seuchenstoff (miasma) zeigt nämlich die besondere Eigenschaft, daß er sich im lebendigen thierischen Körper vermehrt und von einem zum andern über geht.

Hiedurch unterscheidet er sich genugsam von andern der Gesundheit schädlichen Dingen. Denn alle scharfe, beizende, oder betäubende, mineralische, vegetabilische, oder eigene den Thieren natürliche Gifte, Arsenik oder Sublimat, Opium oder Stramonium, Biß von Schlangen oder Skorpionen, ob sie gleich tödtliche Würkung haben können, pflanzen doch dieselbe nicht auf andere Menschen fort, die den durch sie verletzten Körper berühren.

An leblosen Dingen haftet er zwar, so daß er seine Kraft behält, wenn er damit eingeschlossen worden, auch nach einiger Zeit wieder Lebendige anzustecken: aber er vermehrt und verbreitet sich nicht in denselben, so daß er z. B. von einem Theile des Hauses sich über das ganze Haus erstreckte.

§. 21. Er wird ferner weder durch die allgemeine Beschaffenheit der Witterung, Kälte oder Hitze, Feuchtigkeit oder Trockne, noch durch die feinern Mischungen der Luft, welche wir durch das Eudiometer und Elektrometer entdecken, noch durch die Beschaffenheit von Speise oder Getränke, noch durch Unordnung in der Lebensart,

urſprünglich erzeugt [27]). Freylich können dergleichen Nebenumſtände den Körper zur Aufnahme jenes fremden Stoffes empfänglicher machen, ſeine Entwickelung und Vermehrung befördern, und die erfolgende Krankheit ſelbſt ſchlimmer machen. Läge aber in dieſen gemeinen Umſtänden die eigentliche Urſache der Krankheit, ſo könnte doch bey andern Angeſteckten, die nicht denſelben Veranlaſſungen ausgeſetzt geweſen, nicht derſelbe Erfolg hervorgebracht werden.

§. 22. Verſchiedene Seuchenſtoffe greiffen einen Menſchen, welcher die daraus erfolgende Krankheit ausgehalten hat, nicht wieder, oder nur in ſeltenen Fällen an, wie wir bey Pocken, Maſern und beym wahren anſteckenden Keichhuſten erfahren. Selbſt die bösartigen Seuchen, Fleckfieber und Peſt greiffen nicht leicht den Durchgeſeuchten in demſelben Umgange der Seuche wieder an. Eben ſo war es mit der Katharrſeuche 1762 und 1782. Auch hat mich der Arzt eines Waiſenhauſes verſichert, daß die Krätze, obgleich dies eine langwierige Krankheit iſt, wenn ſie einige Jahre

---

[27]) Alle Ausſchweifungen, wenn ſie gleich andere Krankheiten verurſachen, bringen doch ohne Gemeinſchaft mit einer angeſteckten Perſon, die ſogenannte Luſtſeuche nicht hervor. Camper oploſſing der vraage: c. 6. §. 3. p. 108. In Herbells Ueberſetz. S. 121.

gedauret habe, ohne dagegen angewandte Mittel, den Kranken verlasse, so, daß dieser in derselben Gesellschaft von Krätzigen nicht wieder angesteckt werde. Es scheint nämlich der Körper, wie zu einigen Giften, so zur Duldung des Seuchenstoffes gewöhnt zu werden, daß kein Reiz mehr daraus entsteht, wenn gleich dieser Stoff würklich an ihm haftet, so daß andere noch durch ihn angesteckt werden können. Dies hat man beym Kerkerfieber erfahren [28]; so auch beym Sumpffieber [29] — Auch dieses verhält sich anders bey den aus gemeinen Ursachen (§. 21.) entstandenen Krankheiten.

§. 23. Jeder Seuchenstoff erzeugt nur seines Gleichen wieder immerfort. So wie also Pocken nicht eine Art von Masern sind; so sind auch Windblattern nicht eine Art, oder ein Grad von Pocken. So wie Krätze nicht in Lustseuche ausartet, so artet auch Lustseuche nicht in Aussatz, und Fleckfieber nicht in Pest aus — Man lasse sich nur nicht durch die Zufälle oder Krankheiten irren, welche Folgen der Ansteckung sind, denn diese können bey verschiedenen Seuchen in einigen Stücken ähnlich seyn, und wiederum können sie bey demselben Seu-

---

28) Heysham Account of the Yail-fever. p. 24. ſq.

29) Jam. Lind (jun.) on the Marſh-fever. p. 39.

chenstoffe nach veränderten Umständen anders ausfallen.

§. 24. Die meisten Ansteckungsseuchen greifen auch nur eine Art von Thieren an, Menschen, Pferde, Ochsen, u. s. f. ohne andere Thiere, die mit jenen Gemeinschaft haben, zu befallen, obgleich durch letztere nicht erkrankende, so wie durch ein lebloses Geräthe, der daran haftende Stoff umher getragen und jenen dieser Ansteckung fähigen zugebracht werden kann. Eine traurige Ausnahme der auf gewisse Thiere eingeschränkten Ansteckung macht der Wuthstoff bey der Wasserscheue. Aber diese Krankheit, obgleich der Stoff, wenn er in eine Wunde gebracht ist, eine ähnliche Empfindlichkeit des Nervensystems bewürkt, scheint doch auch noch in andern Stücken von den übrigen Ansteckungsseuchen verschieden zu seyn. Daß, ausser der Hunds- und etwa Katzen-Gattung, die gebissenen Thiere den Seuchenstoff so in sich vermehren, daß sie die Krankheit weiter fortpflanzen könnten, ist noch nicht zuverlässig erwiesen. Herr Doct. Vaughan leugnet es in Ansehung des menschlichen Speichels, und beruft sich auf die Erfahrung, daß nicht allein der Othem und die nahe Berührung eines gebissenen wasserscheuen Kindes niemand angesteckt, sondern auch der Speichel eines was-

ferscheuen Menschen selbst einem Hunde in eine Wunde eingeflößt die Krankheit nicht erregt habe [30]).

§. 25. Was nun die eigentliche innere Natur des fremden feindseligen Stoffes sey, welcher die verschiedenen Ansteckungsseuchen erregt, können wir zwar, da es nicht in die Sinne fällt, nicht bestimmen. Aber besser ist es doch, daß wir dieses erkennen, als glauben, daß wir schon damit bekannt wären und eine falsche Ursache angeben, dadurch die Aufmerksamkeit von genauerer Nachforschung abgewandt und die erfoderlichen Mittel zur Vorbauung oder zur Kur aus der Acht gelassen werden. Genug also, daß wir die Würkungen desselben entdecken. Und was können wir überhaupt anders als aus den Würkungen erkennen? Sollen wir aber die Aehnlichkeit dieses unsichtbaren Stoffes mit andern Bemerkbaren bezeichnen, so dünkt mich wäre es nach den erwähnten Eigenschaften, besonders der Vermehrung, zu vermuthen, daß es etwas Lebendiges seyn müsse. Dieses mit einigen

---

30). Memoire de Mr. Andry dans les Mem. de la Soc. roy. de Med. Vol. II. p. 533.

Schriftstellern Insecten zu nennen, scheint das Feine desselben nicht zu treffen, und mit den Würkungen nicht recht übereinzustimmen. Näher scheinen die Infusionsthierchen zu kommen. An diesen haben uns die Vergrößerungsgläser eine zuvor ganz unbekannte Art von Leben und Fortpflanzung entdeckt. Sie entwickeln sich unter gewissen Umständen in verschiedenen Säften, in welchen sie vorher nicht zu finden waren; sie vermehren sich schnell und auf besondere Weise; ja einige derselben können im Eise und in anklebender Materie eingewickelt auch in getrocknetem Zustande ihre Lebenskraft erhalten und wieder äussern; nackt aber der freyen Luft ausgestellt, ersterben sie[31]). Diese Umstände würden denn schon ziemlich auf den Seuchenstoff zutreffen: indessen will ich keine vollkommene Gleichheit desselben mit den Infusionsthierchen behaupten, sondern nur andeuten, daß wir noch kein anderes Wesen kennen, dessen Eigenschaften näher damit überein kämen. Wer will aber die Grenzen des Lebens in der

---

[31]) Wie O. F. Müller in der Zool. Dan. deutscher Ausgabe bey der Vorticella putrina, I. B. S. 132. bemerkt.

Natur ergründen [32]? Kann es nun nicht noch feinere Lebendige (kaum mag ich sie Thierchen nennen) geben, die von jenen in ihrer Beschaffenheit und Lebensfähigkeit wieder eben so sehr verschieden sind, als sie von den übrigen uns zuvor bekannten Thierarten abweichen? Die Vermuthung dazu giebt es schon, weil jene noch etwas Feinerem, welches die Vergrößerungsgläser nicht mehr entdecken, nachzujagen scheinen. Diese Geschöpfe mögen also auch zu ihrem Leben oder ihrer Entwickelung des Zutritts der freyen Luft wohl nicht bedürfen, welcher den Infusionsthierchen nöthig scheint. Werden doch sogar größere sichtbare Würmer mitten im thierischen Körper entwickelt und fortgepflanzt, und zwar gleichfalls verschiedener Art bey verschiedenen Thiergattungen. Wo der Saame derselben zuvor gesteckt habe, läßt sich auch nicht sagen: wie klein aber und wie leicht herzugeführt müßte nicht der Saame sol-

---

[32]) Sarcone sagt sehr wohl Del cont. del Vajuolo §. 116. daß außer dem Feuer alles theils Leblose theils Lebendige in der Welt wieder zum Aufenthalte und zur Nahrung von allerley Arten von Lebendigen zu dienen schiene, und daß diese, je kleiner sie wären, desto leichter von dem unentwikkeltem Zustande zum Leben kämen und desto schneller und unglaublicher sich vermehrten.

cher unsichtbaren Geschöpfe seyn [33])! Es mag dann einer dieses sich vermehrende und von anderm Stoffe verschiedene Wesen lebendig nennen oder nicht: Lehrmeinungen oder Muthmaaßungen sind uns zum Glück nicht so wichtig, als das, was wir aus würklichen Erfahrungen zur Anwendung nützen können. Das müssen uns aber doch gute Beobachter gestehen, daß der Ansteckungsstoff etwas Besonderes, von den allgemeinen Verderbungen der Säfte verschiedenes sey, und sich in der Art seiner Mittheilung und in seinen Folgen von andern Krankheitsursachen unterscheide [34]).

§. 26. In Ansehen ihres Herkommens sind die Seuchenstoffe entweder Einheimische (miasmata vernacula) oder fremde (peregrina).

---

[33]) Ich halte also Milben, oder desgleichen sichtbare Thierchen nicht für den Seuchenstoff, oder für die Ursache der Krankheit, sondern glaube vielmehr, daß sie nur herzukommend sind, wie Würmer in faulen Wunden, oder Ungezieser auf dem Schorfkopfe. Es widerlegt aber auch meine Meinung nicht, daß man, wie Sarcone (del Vajuolo §. 117.) versichert, mit allem Fleiße keine Thierchen (er sagt wohl nur aus Versehen Insecten) in dem Eiter von Blattern oder andern dergleichen Krankheiten entdecken könne, wenn nicht Luft oder Fäulung dazu getreten sey.

[34]) Sarcone del Vajuolo §. 9.

Jene, wie z. B. den Seuchenstoff bey der Schwindsucht, der Krätze, dem Kerker- oder Armuthsfieber, dem Sumpffieber, der Ruhr, u. s. w. mögte man leicht mit andern Krankheitsursachen verwechseln. Daß aber auch bey diesen ein Stoff eigener Art vorhanden sey, zeigen verschiedene Umstände, und besonders ihre Fortpflanzung. Schlechte Nahrungsmittel, schlechte Beschaffenheit der Säfte können z. B. nicht die nächste und bestimmte Ursache der Krätze seyn, denn viele Menschen die sich in dergleichen Umständen befinden, sind doch nicht der Krätze unterworfen [35]); und wiederum wird diese Krankheit andern mitgetheilt, die doch gesunde Nahrung genossen und gesunde Säfte hatten. Es können also bey den ersten Kranken dergleichen verdorbene Säfte wohl die Veranlassung zur Entwickelung und Vermehrung des Seuchenstoffs geben, ohne daß man daraus schliessen kann, dieser Stoff sey aus den Bestandtheilen der Säfte selbst erwachsen. So findet sich ja unversehens bey Kindern, durch Veranlassung einer verdorbenen Absonderung der Haut, Ungeziefer ein, welches doch gewiß

---

[35]) Wie auch Herr Doct. Unzer Pathol. ansteckender Krankh. §. 15 anmerkt.

nicht aus der verdorbenen abgesonderten Lymphe selbst entsprungen ist, und welches auch andern Gesunden mitgetheilt wird. So läßt sich auch das Ansteckende bey der Lungensucht und andern Krankheiten erklären. Z. B. das Hungerfieber bleibt nicht bloß bey denen, die dem Mangel, dem Schmutze und schlechter Nahrung ausgesetzt gewesen, sondern steckt auch andere an, die keineswegs in dergleichen Umständen waren [36]. Auch die Sumpfdünste bringen nicht bloß durch ihre eigene dem Geruch oder dem Othem widrige Eigenschaft das bösartige Fieber hervor, obgleich sich die Würkung davon auf das Gehirn und die Nerven schnell äussert [37], sondern sie müssen noch einen besondern feindseligen Stoff mit sich führen, denn andere erstickende Dünste bringen keine solche Würkung hervor: und dieser Stoff muß sich im Körper vermehren, denn es werden auch andere, die nicht jenen Dünsten ausgesetzt waren, davon angesteckt [38]. Eines

---

36) Sarcone Istoria de mali osservati in Napoli 1764 §. 314. sqq. — Eben so ging es bey diesem Fieber 1772 in Deutschland — So steckt auch das Kerkerfieber andere an: Heysham p. 6. not. u. p. 33. sq.

37) Wie Unzer §. 23. bemerkt.

38) Lind (jun.) on the Marsh-fever, p. 36.

solchen äussern herzuführenden Mittels wegen giebt es denn auch örtliche (endemische) ansteckende Krankheiten. Auch die Ruhr scheint von einem solchen örtlichen äussern Umstande herzurühren, denn an einigen Orten ist sie, bey einerley Witterung und bey nicht geringern Fehlern der Lebensart, ungewöhnlich, da sie hingegen in andern nicht weit davon entfernten oftmahls wüthet. So ist sie in verschiedenen Städten nur selten eingerissen. In London war sie 1762 etwas ganz Ungewöhnliches; in Hamburg 1767 von den ältesten Aerzten nicht erlebt; in Leyden auch, wie van Doevern berichtete, unbekannt — Die Ansteckung bleibt also die wichtigste Eigenschaft, darauf wir auch bey dergleichen einheimischen Krankheiten zu achten haben: der Stoff mag sich bey den ersten Kranken, unbekannt woher, im Körper selbst entwickeln, oder durch einen merklichen Umstand von aussen herbeygeführt werden. Bey den fremden fällt dieses noch mehr in die Augen.

§. 27. Unter den fremden Seuchenstoffen sind einige nur

a) durchwandernde (pervagantia) wie die Pest und die Katarrhseuche; welche ihren Ursprung nicht in unsern Gegenden haben und darin auch nicht ausdauren, sondern nur eine Zeitlang umher gehen und dann nicht weiter die

Einwohner dieses Ortes angreifen; von dort aber nach andern Orten fortschreiten und deren Einwohner anstecken, auch nach einiger Zeit wieder von Neuem zu uns gebracht werden können.

b) andere sind unter uns hausende (diversantia), welche zwar anfangs aus der Fremde zu uns gekommen sind, aber nun schon lange in unsern Gegenden, ohne sich gänzlich zu verlieren, umher gehen: sich aber doch nicht bey uns ursprünglich erzeugen, sondern nur durch Ansteckung von einem zum andern fortgepflanzt werden. Dergleichen sind die Pocken und die Lustseuche.

c) andere sogar aufgenommene (adoptiva) davon zwar die Geschichte meldet, daß sie anfangs aus der Fremde hergebracht worden, die sich aber doch auch zu unserem Erdstriche und unserer Körperbeschaffenheit so schicken, daß sie nunmehr ursprünglich sich äussern können Von den Einheimischen sind sie also fast nur dadurch zu unterscheiden, daß sie nicht jährlich umher gehen, sondern gewisse veranlassende Umstände erfodern. Z. B. der Keichhusten, die Scharlachhalskrankheit, das Fleckfieber, der Friesel. Sie scheinen aber auch, da sie nicht einheimisch sind, mit der Zeit in ihrer Kraft abzunehmen.

d) andere endlich sind wieder verbannt

(relegata), wie der Aussatz und verschiedene sonst von Geschichtschreibern beschriebene Krankheiten.

§. 28. Aus andern Gesichtspunkten lassen sich andere Eintheilungen machen — Eine wichtige ist, daß einige Seuchenstoffe hitzigwürkend, Fiebererregend (fervidiora), andere schleichend (segniora) sind, wie Krätze und Lustseuche — Das Fieber ist meistens nach dem Unterschiede des Seuchenstoffes verschiedener Art: gallicht bey der Ruhr, entzündlich bey Masern und Pocken, Nervenfieber bey den bösartigen, Friesel, Fleckfieber, Pest. Durch hinzukommende Umstände kann es auch zum Faulfieber werden. Immer aber ist das Fieber doch nur die Gegenwürkung der Natur und kann nicht als das wesentliche Uebel angesehen werden, so, daß die Seuchen nur nach dessen Art oder Graden zu unterscheiden wären. Es kann bey verschiedenen Seuchen ähnlich, und bey einerley Seuche, der Nebenumstände wegen, nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach, sehr verschieden seyn.

§. 29. Die Zeit, in welcher sich die Würkung des Reizes vom Seuchenstoffe äußert, ist sehr verschieden: bey einigen ziemlich bestimmt, (bey Pocken, Masern, Windblattern, ohngefähr nach

acht Tagen) bey bösartigen Seuchen in wenig Tagen, bey der Hundswuth in sehr unbestimmter Zeit. Die eingeimpften Pocken geben uns Gelegenheit zu guter Beobachtung, was dabey die Einsaugung des Ansteckungsstoffes, seine Vermehrung im Körper und sein Reiz auf das Nervensystem würke. Die Einimpfung nämlich würkt erst nur, wie die Kräze, örtlich, reizt die benachbarten Gefässe oder Haut-Drüsen, verursacht darin Entzündung und Eiterung, eine oder mehr Pockenblattern, in welchen sich der Seuchenstof mittlerweile vermehrt, und aus welchen die genommene Materie schon andere anstecken kann, ohne daß noch ein Fieber entstanden ist. Nunmehro aber, wenn diese Blatter reif ist, wird er, vermuthlich mit dem Eiter, ins Blut eingesogen, erregt den allgemeinen Reiz im ganzen System, und daher das Fieber, welches schon die Anstalt der Natur zum Austreiben des feindseligen Stoffes ist, der sich folglich schon im Körper entwickelt und vermehrt haben muste. Von diesem durch die Blattern auf die Haut ausgetriebenen Stoffe werden alsdann wieder andere angesteckt, wenn die entstandenen Blattern zur Reife gediehen sind. Bey der innerlichen oder unbemerkten Ansteckung konnte man diese Zeiträume nicht unterscheiden. Daß sie aber mit jenen der sichtbaren Ansteckung (durch Einimpfung) übereinstimmen, zeigt die Zeit, da ein

Kind nach dem andern erkranket, nämlich ohngefähr nach zweyen Wochen, deren erste vergieng bis die Blattern des Ersten reif wurden und der Stoff mitgetheilt ward, die zweite aber bis er in dem angesteckten Kinde das Fieber hervorbrachte.— In andern Fällen bleibt das Urtheil über die eigentliche Zeit der Ansteckung ungewiß, weil man nicht weiß, wann der Stoff, welcher an den Kleidern oder anderm Geräthe haftete, von dem dadurch Angesteckten berührt worden sey. Diesem Umstande schreibe ich das späte, erst am 18ten und 25sten Tage erfolgte Erkranken der zu Toulon in Quarantaine gehaltenen Personen zu [39]), da sich sonst bey der Pest und andern bösartigen Seuchen die Einsaugung, Entwickelung und Vermehrung im Körper und ihre Würkung auf das Nervensystem bald zu äussern pflegt. — Der Wuthstoff scheint selbst in der gebissenen Stelle lange örtlich stecken zu können ohne sich zu regen; und dann erst entweder sich zu entwickeln oder eingesogen zu werden und das Nervensystem in Aufruhr zu bringen. — Nebenumstände, das Verhalten des Angesteckten, Gemüthsbewegungen u. s. f. können auch die Zeit des Ausbruches beschleunigen.

§. 30. Die Art der Ansteckung ist auch

---

[39]) S. 8. und 10.

darin verschieden, daß einige Seuchenstoffe nur durch unmittelbare Berührung, entweder des Kranken oder des von ihm gehandhabten Geräthes, mitgetheilt werden, wie die Krätze, die Lustseuche; andere auch durch Ausdünstung, wie die Masern, die Pocken, das Kerker- und einige andere bösartige Fieber. Ob der Wuthstoff anders als durch Wunden mitgetheilt werde, ist, glaube ich, noch zweifelhaft. — Aber auch die Ansteckung durch Ausdünstung würkt zum Glück nur in der Nähe, und vertheilt sich nicht weit in der freyen Luft, selbst die von ansteckenden Sümpfen [40]).

§. 31. Anhaften an leblosen Geräthe, und dadurch mitgetheilt werden, kann vielleicht jeder Seuchenstoff. Z. B. nicht allein von Pest, sondern auch von gemeinern bösartigen Fiebern [41]): von Pocken, von Schwindsucht, von Podagra oder Gicht, von Krätze, von Lustseuche.

§. 32. Endlich, so wie unsere Arzeneygifte, Ipecacuanna, Jalappe, Meerzwiebel, Kanthariden, vorzüglich auf verschiedene Werkzeuge des Körpers würken, so fallen auch die Seuchenstoffe verschiedene Theile besonders an, den Hals, die Luftröhre, die Lunge, den Magen, die Gedär-

---

[40]) Lind (jun.) on the Marsh-fever p. 35.

[41]) S. oben Anmerk. 4.

me, die Haut oder Fetthaut, die Drüsen, die Lymphe, das Blut, das Nervensystem. — Daß auch auf diesen besondern Umstand zu sehen sey, ist leicht zu erachten. Zur Unterscheidung der verschiedenen Seuchen kann er aber nicht zureichen, weil derselbe Seuchenstoff sich verschiedentlich äussern kann. In einem Hause, von derselben Ansteckung, und die auf einerley Weise zu behandeln ist, werden zuweilen einige vom Scharlachfieber, andere bloß von der Halskrankheit befallen.

§. 33. So dünkt mich giebt uns die Erfahrung sowohl die gemeinschaftlichen als die verschiedenen Eigenschaften der Seuchenstoffe zu betrachten. Vorgefaßte irrige Lehrmeinungen können aber hier, da es aufs Handeln ankommt, theils was die Vorbauung, theils was die Kur betrifft, nicht ohne Nachtheil seyn, davon uns auch die Geschichte überzeuget.

Finden wir nicht, daß allerley eitele Vorstellungen von den Ursachen der Pest, dabey man die eigentliche herbeyführende, nämlich die Ansteckung übersahe, viele unnütze Rathschläge hervorgebracht haben, und dagegen die nöthige Vorkehrung zu ihrer Abwendung versäumen lassen [42]? Daher

---

[42]) Zu Athen bildete man sich ein, die Krankheit rühre von Wasser her, welches die Lacedämonier boshafter Weise vergiftet hätten. Der Weg der Ansteckung war doch klar ge-

die öftern Anfälle dieser Seuche in vorigen Jahrhunderten, so, daß man sich sogar einbildete, sie müsse sich nach einer gewissen Zeit wieder einfinden, da doch nachmals die Erfahrung gezeigt hat, daß man sie durch gehörige Vorsicht entfernen könne. So ward ja die Seuche, welche zu Marseille, Toulon, u. s. w. wüthete, davon auch gegenwärtige Schrift handelt, in der Provence eingeschränkt. So ward auch die Pest, welche im Jahr 1771 aus den türkischen Provinzen schon bis Moskow durchgedrungen war, ohngeachtet des bey damaligem Kriege nicht zu verwehrenden Verkehrs, doch noch in dasiger Gegend aufgehalten. Wie viel Zeit und Raum hätten nun nicht unsere Vorfahren gehabt, die so weit und so langsam zu uns herwandernde Pest vom Jahr 1712—1713 unterwegs aufzuhalten? Wie viel nützlicher hätten nicht die Schriftsteller damahliger Zeit gehandelt, wenn sie, statt allerley andere nichts dazu beytragende vorhergehende Umstände von Witterung, Miswachs, u. s. w. zu bemerken, dem Gange der

---

nung, da sie zuvor in Aethiopien, Aegypten, Lybien im Swange gegangen, sich darauf über die Inseln des Archipelagus verbreitet, und als sie nach Athen gekommen, anfangs die Gegend beym Hafen, und nachher erst die obere Stadt angegriffen hatte, wie Thukydides selbst berichtet, L. II. c. 47. sqq.

Seuche und den Mitteln nachgeforscht hätten, durch welche dieselbe damahls von einem Orte zum andern gekommen ist! So viel finde ich, daß sie bey dem Kriege erstlich in Pohlen eingeschlichen ist, und schon 1707 in Krakow, 1708 in Thoren, 1709 in Danzig gewesen. Durch die Russen ward sie nach Liefland und Estland gebracht, und von dort durch flüchtende Einwohner nach Schweden. Im Jahr 1710 war sie nach Stockholm: 1711 nach Kopenhagen gekommen: und so kam sie endlich 1712. 1713 nach Holstein, wo sie sich bey der Nordsee verlohr. Auf einem andern Wege war sie aber auch 1713 in Oesterreich eingedrungen. Hoffentlich werden sich doch Obrigkeiten nicht durch gelehrte Meinungen, gegen alle Erfahrungen, verleiten lassen, ihre Vorsichtsanstalten gegen dieses fürchterliche Uebel, als überflüssig, wieder aufzugeben [43]).

§. 34. Hätte man in Philadelphia bey der im 1793sten Jahre dort eingerissenen Seuche — man gebe ihr welchen Namen man wolle — sich nicht beredet, es sey eine Witterungskrankheit, die vom gelinden Winter und heissen Sommer herrühre, oder sie sey daselbst

---

[43]) Howard Account of Lazarettos, p. 42.

von der Ausdünstung faulender Sachen entstanden; sondern auf die Ansteckung gesehen, indem sich anfangs das Uebel nicht zerstreuet zeigte, sondern von einer Ecke der Stadt und weiter von Gasse zu Gasse ausbreitete [44]), so hätte man einem großen Unglücke zuvor kommen können. Wären nämlich bey Zeiten solche Vorbauungsmittel angewandt als nachmahls von dem Kollegium der Aerzte daselbst angerathen worden; so würde es nicht schwer geworden seyn, in dieser so regelmäßig gebaueten und mit breiten sich durchkreuzenden Straßen versehenen Stadt, das Uebel ehe es sich verbreitete, zu ersticken.

---

44) Wie aus dem Berichte des Doctors Hutchinson zu ersehen ist. — Es war also doch eher zu schliessen, sie sey mittelst angesteckter Sachen unvermerkt aus Westindien, wo sie im Schwange ging, dorthin gekommen. Eben dieses war ja schon ehemals geschehen. „Es sind nur wenig Jahre (schreibt Lind, on fevers, p. 107. im Jahr 1763) da ein Mann in Barbadoes am gelben Fieber starb und seine Kleidungsstücke eingepackt seinen Freunden nach Philadelphia zugeschickt wurden. Die Familie, welche sie empfing, ward davon angesteckt und die Seuche verbreitete sich in Kurzem so in der Stadt, daß 200 Einwohner daran starben.“ Er hatte auch schon zuvor, gegen die Meinung anderer Aerzte, Erfahrungen von der Ansteckung dieses Fiebers auf Schiffen angeführt.

§. 35. Die ihrer geschwinden Durchwanderung wegen merkwürdige Katarrhseuche, deren Umgang ich 1762 und 1782 erlebt habe, zeigte sich offenbar als eine aus der Fremde hergebrachte Ansteckung. Diese kam von der Sinesischen Grenze in Siberien um Kiachta; ging über Irkutzk und Tobolsk nach Rußland; war schon im Decemb. 1781 und Januar 1782 in Moskow; machte ihre Fortschritte gemählig von Ort zu Ort, durch ganz verschiedene Erdstriche, zu ganz verschiedenen Jahrszeiten, bey ganz verschiedener Witterung, befiel dann nicht von den Einwohnern einer Gegend hie einen dort einen, sondern nachdem sie Umgang mit einander hatten, also erst die Städte, dann die Dörfer und Ortschaften umher [45]), alsbald aber, wenn einer erkrankte die Uebrigen in demselben Hause, Hospitale, Schiffe u. s. w. sie mogten sich inne gehalten haben, oder der Luft ausgesetzt gewesen seyn, Gesunde oder Schwächliche jedes Alters. Auch konnten Vorbauungs Arzeneyen sie nicht abwehren [46]). Der Luftgütemesser zeigte dabey keine merkliche

---

[45]) Wie auch Doct. Baker von der Seuche des Jahrs 1762 bemerkt: De catarrho et dysenteria, Lond. p. 15.

[46]) Falconer Account of the influenza: p. 28.

Abweichung [47]). Es war auch eine solche Seuche zu mehr Mahlen auf ähnliche Weise durch Europa gegangen [48]). Alles zeigt also eine fremde durchwandernde Seuche an. Nun ließe zwar das Verkehr in Städten nicht zu, sich davor in Acht zu nehmen; da sie aber in wenig Wochen vorüber ging, so hötte doch mancher, z. B. der auf einem Landsitze wohnte, die Ansteckung vermeiden können. Besonders aber wäre es wichtig gewesen, Kriegsheere oder Besatzungen in Städten oder auf Flotten davor zu bewahren. Aber unglücklicher Weise meinte man in Gibraltar, wo sie in der Mitte des Augusts 1782 von den Schiffen im Haven zur Besatzung überging, sie entstünde von der ausserordentlichen Hitze bey stiller Luft und durch das starke Feuer der Belagerer und gerieth dadurch in große Verlegenheit [49]).

§. 36. So wie nun die obenbenannte Seuche noch von verschiedenen Schriftstellern dieser oder

---

47) Broughton on the Influenza 1782. p. 7. not.

48) Saillant tableau des epidemies, dites la Grippe: p. 74. sqq. Wittwer, über den epidemischen Katarrh. p. 53. u. f. mehrerer Schriftsteller nicht zu erwähnen.

49) Drinkwater Hist. of the siege of Gibraltar p. 258.

jener Luftbeschaffenheit und dergleichen gemeinen Ursachen zugeschrieben worden, hat man auch den ansteckenden bey allerley verschiedenen Jahrszeiten und Witterungen sich zeigenden Keichhusten, wegen einiger ähnlichen Zufälle, mit andern aus Erkältung u. s. w. entstehenden Husten verwechselt, oder ihn nur für eine Art oder einen Grad eines dergleichen krampfigen oder Magenhustens ausgegeben. Aber die Mütter, welche ohne Vorurtheil beobachten, sind genugsam überzeugt, daß ihre Kinder, welche noch nicht durchgeseucht sind, sie mögen noch so sehr vor Erkältung, Magenverderben u. s. w. bewahrt werden, durch Umgang mit dergleichen Kranken davon angesteckt werden, nehmen sie so viel möglich davor in Acht, und können also die Seuche, wenigstens von den Kleinen die noch nicht auszugehen brauchen, abhalten.

§. 37. Wäre man mit den Pocken und mit der Lustseuche, als sie sich zuerst in Europa sehen ließen, so verfahren als jetzt mit der Pest, so hätten wir diese beyden verheerenden Seuchen von uns entfernen können. Aber Vourtheile über ihren Ursprung ließen sie so einreissen und sich ausbreiten, daß es jetzt unmöglich ist, ihrer wieder los zu werden.

§. 38. Mit dem Aussatze ist es besser ge-

gangen. Zum Glück hatte man im Orient, von daher er mitgebracht worden, auch gelernt, daß er ansteckend sey. Man achtete also von Obrigkeitswegen nicht auf die Hirngespinste der Gelehrten, vom Einflusse der Gestirne, von Ursachen aus der Luft oder aus der Lebensart; man ließ die Angesteckten sorgfältig absondern, und so ward dieses schröckliche und fast unheilbare Uebel, ob es gleich schon weit um sich gegriffen hatte, noch wieder ausgerottet. Mit Recht aber warnt Hahn [50]), daß wir ja Vorsicht gebrauchen sollten, diese Seuche nicht wieder von Amerika her einführen zu lassen.

§. 39. Bey dieser Gelegenheit muß ich doch auch der Viehseuche erwähnen. Welchen Schaden hat diese nicht in verschiedenen Ländern angerichtet? Der Landmann, welcher ihre Eigenschaft nicht einsahe, verließ sich auf diese und jene falsche Vorbauungsmittel, verlohr nebst seinem Vieh noch sein Geld, da er doch auf das einzige Vorbauungsmittel, die Verhütung der Ansteckung hätte aufmerksam gemacht werden sollen. Daß sie aber durch ernstliche obrigkeitliche Vorkehrungen von den Grenzen abgehalten werden könne, hat, da sie

---

50) In der Vorrede zu Schilling Comment. de lepra: p. 24.

1711 — 1713 in Italien wüthete [51]), das Beyspiel von Toskana, Modena und andern Staaten, ja selbst von kleinen Fürstenthümern mitten unter der Ansteckung, bewiesen, und kann uns die so viehreiche Schweiz noch jezt lehren.

§. 40. Es ist auch noch zu erinnern, daß nicht allein bey den fremden ansteckenden Seuchen, sondern auch bey denen die unter uns entstehen, der Ruhr, den sogenannten Gallen- oder Faulfiebern, dem Kerkerfieber, Hungerfieber u. s. w. nicht bloß auf die Veranlassung bey den ersten Kranken zu sehen, sondern vornehmlich die weitere Fortpflanzung, und diese nicht nur durch die Kranken selbst, sondern auch mittelst ihres Geräthes einzuschränken sey [52]) — Von dem bösartigen Wochenbettfieber hätte man es wohl nicht vermuthet, daß auch darin ein Ansteckungsstoff entwikelt werde. Als aber in dem Entbindungshospitale zu Edinburg 1773. eben wie in Paris, London und Kopenhagen geschehen ist, eine Wöchnerin nach der andern, ohngeachtet aller angewandten Mittel hingerafft wurde, ließ der damalige Arzt, Doct. Young in einem an-

---

51) Wie Ramazzini und Lancisi beschrieben haben.

52) Wie dieses in dem Hospitale zu Chester nachahmungswürdig veranstaltet werde, berichtet Howard p. 208. u. f. S. auch Lind on fevers: p. 52. 69. und in mehrern Stellen.

dern Flügel des Hauses einen Saal für die Schwangern bereiten, und damit war die Krankheit gehemmt [53]).

Vergeblich aber würde man sich bey ansteckenden Seuchen bloß auf allgemeine Vorbauungsmittel in der Lebensart, oder in Anwendung von Arzneyen oder andern äussern Dingen verlassen, wenn nicht entweder die Gemeinschaft mit dem Angesteckten vermieden wird, oder solche Mittel gebraucht werden, welche den Stoff dämpfen. Die größte Reinlichkeit, der beständige Durchzug frischer Luft konnte auf den Schiffen aus Nordamerika, in welchen das bösartige sogenannte gelbe Fieber wüthete, die Ausbreitung der Ansteckung nicht hemmen. Nachdem sie aber mit Feuer und Räuchern wohl gereinigt waren, blieb die Mannschaft gesund [54]). So kann auch der Dampf von bloßen Essig oder Campferessig diejenigen welche einen Kranken im Scharlachfieber warten, vor der Ansteckung bewahren. Auch die Ansteckung der Pocken ist in verschiedenen Schiffen durch Feuer, darauf man Schwefel angezündet hat, glücklich gehemmt worden [55]).

---

[53]) Wie Owen Diss. de Contagione: Edinb. 1783. 8. p. 4. berichtet, und mir auch Aerzte, die da gewesen, bezeugten.

[54]) Lind on fevers p. 23. u. f.

[55]) Lind, on fevers: p. 48. — Von der Hülfe des

§. 41. Dieses mag hier, was die Vorbauung betrifft, zureichen. Aber auch zur Behandlung solcher Krankheiten ist es nicht ohne Nachtheil, wenn man sie nur mit allgemeinen Namen belegt, nur dem Grade nach von andern unterscheidet, und ihre besondere Ursache und Eigenschaft übersiehet. So war es nicht gleichgültig, wenn man die Scharlach-Halskrankheit oder die Katarrhseuche, Entzündung nannte, und demnach mit Aderlassen u. s. f. behandelte.

§. 42. Da der Seuchenstoff selbst nicht in die Sinne fällt, können wir freylich die verschiedenen Seuchen nur nach ihren Würkungen und Zufällen unterscheiden. Aber immer müßten wir doch das was Würkung ist nicht für den Grund der Krankheit halten und auf Abhelfung der Zufälle allein sehen. Dies geschiehet z. B. wenn man bey dem Keichhusten den dadurch ausgepreßten Schleim für die Ursache der Krankheit ansieht, ihn mit gewöhnlichen süßen und erschlaffenden Brustmitteln zu lösen sucht, und dadurch, oder durch zu viele Abführungsmittel den Magen schwächet; oder wenn man durch betäubende Krampfmittel den zur Beförderung des Auswurfs nöthigen Reitz zu sehr

---

Räucherns gegen die Ansteckung bösartiger Fieber giebt eben derselbe verschiedene Beyspiele: S. 7. 24. 28. 44. 49. u. f.

erstickt, und daher veranlasset, daß das Uebel auf andere Theile falle, Lähmungen u. d. gl. verursache. So ist überhaupt der Ursprung der Krankheit nicht in den Werkzeugen zu suchen, wo das Ablager des Seuchenstoffes bewürkt wird: z. B. bey den Pocken so wenig in den Hautdrüsen, als bey der Pest in den Drüsen der Fetthaut. Denn, daß hier vielmehr durch Hülfe der sich widersetzenden Lebenskraft die Ausführung geschehe, zeigt sich ja daraus, weil der Kranke schon dadurch erleichtert wird. Daß auch die Pestbeulen ihren Sitz nicht in lymphatischen, sondern in eigenen Ausführungsdrüsen haben, ist aus verschiedenen Umständen zu schließen. Denn 1) der Ansteckungsstoff wird nicht darin aufgehalten, so, daß er nicht ins Blut übergienge, wie geschehen würde, wenn das durch die einsaugenden Gefäße Aufgenommene darin stockte; sondern die Krankheit äußert sich bey ihrer Entstehung und fortwährend im ganzen Körper. 2) Ein paar solche Aufenthalte würden die Folgen nicht mindern, da bey denen, die mit den Kranken umgehen, die Einsaugung durch hundert andere Wege geschehen muß. Es zeigen also diese Beulen, eben wie die Brandflecke (anthraces), schon eine Scheidung, oder einen Auswurf an. 3) Sie entstehen auch bey Erwachsenen nicht so oft, wie bey Kindern, an den obern Theilen, sondern meistens bey

den Weichen am Schenkel [56]), da jene doch am meisten durch die Hände die Einsaugung empfangen müßten. 4) Sie zeigen sich auch nicht auf der Stelle, wo die lymphatischen Drüsen liegen, wie bey der Lustseuche, sondern daneben, oberhalb oder unterhalb, und die am Schenkel meistens ein Paar Fingerbreit darunter [57]). — Zu dem was ich in der Anmerkung beym 31. Kap. wegen Ausrottung dieser Drüsen gesagt habe, muß ich noch hinzufügen, daß doch auch die Russischen Aerzte, wenn die Eiterung auf keine Weise zu erhalten gewesen, das Ausrotten der Drüse für gut gefunden haben [57*]).

§. 43. So ist auch die, durch den Reiz des Seuchenstoffes auf die Nerven, erregte Beängstigung, die Uebelkeit oder das Gallebrechen nicht immer für eine Anzeige zu Brechmitteln zu halten, und ein vom Reiz entstehender galligter Durchfall wohl von eigener Anhäufung der Galle oder der Unreinigkeiten in Gedärmen zu unterscheiden. Im ersten Falle weichen diese Zufälle von selbst, wenn der

---

[56]) Samoilowitz p. 138. 173.

[57]) Wie sowohl Samoilowitz (p. 138.) als andere Russische Aerzte (in Duncan, Medical. comm. Vol. VIII. p. 352. 357) ausdrücklich bemerkt haben.

[57*]) Duncan: das. p. 354.

Auswurf zur Haut geschiehet [58]), oder sie müssen durch dahin zielende Mittel gestillet werden [59]).

§. 44. Immer müßten wir also den fremden feindlichen Stoff nicht ausser Acht lassen, auf dessen Dämpfung oder Auswerfung zu sehen ist. Unmittelbare Dämpfungsmittel (antidota) haben wir leider nur zwey, beyde aus dem Mineralreiche den Schwefel und das Quecksilber, und dieses nur bey den schleichenden Seuchen, der Krätze und der Lustseuche, die man sonst vergeblich mit den allgemeinen blutreinigenden Mitteln behandeln würde. Sollten sie auch wohl, wie einige Versuche haben

---

58) Woensel „Mem. sur la Peste p. 43. sv. Hodges p. 103. Aucta per emetica vomitione symptomatica plurimi e medio sublati." So spricht er auch p. 172.

59) Ich will nur ein Beyspiel anführen, wo mir die Aenderung auffallend war. — Von einem bösartigen Kerkerfieber, welches hier zu Anfange des 1791. Jahrs in einem Wachthause entstanden war, ward auch die Wache (diejenigen ausgenommen, welche Toback rauchten) angegriffen und verbreitete es in ihren Häusern. Daran lag eine Frau mit schlimmen Zufällen, Beängstigung, Verwirrung des Verstandes, stinkendem Durchfalle, Mattigkeit u. s. w. Als nun der Durchfall weder nach einem Brechmittel und andern Arzeneyen sich minderte, noch einige Erleichterung der Zufälle verschafte, gab ich die Mohnsafttinktur. Schon am andern Morgen hatte nicht allein der Durchfall aufgehört, sondern sie war wieder zu Sinnen gekommen und erhohlte sich ohne fernere Schwierigkeit.

hoffen lassen, in den hitzigen Seuchen nützen? Sehr zu wünschen wäre gewiß auch hier dergleichen unmittelbar abhelfende Arzeney, sie mag nun einmahl durch Zufall oder durch Vermuthung nach Aehnlichkeit entdeckt werden.

Bey letztern, nemlich den Fieberwürkenden, muß nun, in Ermangelung eines solchen Hülfsmittels, die Naturkraft das hauptsächlichste ausrichten, welche demnach auf alle Weise zu erhalten und zu unterstützen ist. Es sind aber dabey, was man auch von der Natur des Seuchenstoffes urtheilen oder vermuthen mag, offenbar drey Zeiträume zu unterscheiden. 1) Da der Seuchenstoff eingesogen oder entwickelt und im Körper vermehrt wird: 2) da die Natur Anstalt zum Austreiben macht, und 3) da durch Schwächung der Lebenskräfte und Verderbung der Säfte noch Folgen im Körper entstehen. Nicht einerley Behandlung kann in jedem derselben dienlich seyn.

§. 45. Da die Vermehrung des Seuchenstoffs durch Hitze und feuchte Luft befördert wird, so kann ihr, wenn man nur die erste Zeit der Ansteckung wahrnimmt, durch ein kühles Verhalten in reiner frischer Luft noch Einhalt geschehen, welches besonders bey denen, die Entzündungszufälle erregen, wahrgenommen wird, wie jetzt von den Pocken bekannt ist. Aber auch bey andern bösartigen Seuchen kann Erhitzung und feuchte

Luft die Krankheit verschlimmern. So hat man auch bey der Pest bemerkt, daß durch das warme Rußische Bad, besonders bey Vollblütigen, gleich am folgenden Tage nach der Ansteckung, die heftigsten Zufälle erregt wurden [60]).

§. 46. Der Auswurf des Seuchenstoffs kann zwar durch verschiedene Werkzeuge geschehen: mehrentheils aber scheint er durch die Haut und Drüsen bewürkt zu werden: daher die scheidenden Schweisse, der verschiedene Ausschlag, die Beulen, die Brandflecke [61]). Wenn also bey Zeiten, ehe der Stoff sich im Körper vermehrt und die Säfte verderbt hat, nur gute Ausdünstung unterhalten, oder ein Schweiß erregt wird, so kann zuweilen ein Angesteckter alsbald ohne weitere Krankheit befreiet werden. Dieß läßt sich bey den durchwandernden schnell verbreiteten Seuchen am besten wahrnehmen. So habe ich es, nebst andern, bey der Katarrhseuche 1782 beobachtet. Auch von der Pest ist es bemerkt worden, nicht allein, daß bey Einigen, die täglich der Kranken warteten, der Seuchenstoff durch gute Ausdünstung sich ohne

---

[60]) Samoilowitz p. 233. Orraeus p. 37.

[61]) Welche auch bey den unter uns vorfallenden bösartigen Fiebern zuweilen sich äussern, und zwar mit Besserung des Kranken, so daß sie offenbar einen Auswurf des bösen Stoffes anzeigen.

Krankheit verlohr, sondern daß auch Einige, die schon die ersten Beschwerden der Ansteckung gefühlt hatten, noch durch zeitigen Schweiß wieder befreiet worden [62]. Daher konnte eine Erkältung oder Gemüthsbewegung, dabey ein Krampf entstehet und die Ausdünstung unterbrochen wird, die Zufälle rege machen, davon einer vorher bey demselben Geschäfte und Umgang mit den Kranken unbeschwert blieb [63]. — Bey den unter uns vorfallenden Seuchen wird diese Würkung der Ausdünstung nicht so merklich wahrgenommen. Es ist aber zu vermuthen, daß aus eben dieser Ursache einige Personen nie von den Pocken angesteckt worden, oder wenn sie zuvor oft der Ansteckung entgangen, doch einmahl von der Krankheit befallen sind. Imgleichen kann man daher erklären, woher der Seuchenstoff, nach überstandener Krankheit, nicht leicht wieder auf den Menschen würkt, da nämlich die dazu gewohnten Gefäße nicht so heftig gereizet werden und zur Ausführung offener bleiben: daß aber auch zuweilen nach einiger Zeit,

---

[62]) Hodges: p. 243. Chenot. p. 34. 96. Waldſchmidt, l. c. p. 560. Samoilowitz. p. 97. Orraeus, p. 81. ſqq. welcher auch eben den Nutzen von der Leibesbewegung rühmt.

[63]) Chenot, p. 35. ſq. So auch bey andern ansteckenden Seuchen: Lind on fevers p. 63. ſq.

wenn dieser Reiz wieder neu ist, die Folgen einer wiederhohlten Ansteckung entstehen können. Wenn aber auch bey schon eingerissener Krankheit besondere Theile angegriffen sind und daher eine Ausführung durch andere Wege geschiehet, so scheint diese doch, ohne zugleich beförderte Ausdünstung, nicht alles auszurichten. Von der Pest bezeugen den Nutzen des Schweißes, ohngeachtet einige Lehrmeinungen einen andern Zweck zu befolgen angerathen haben, alle Schriftsteller, welche diese Seuche selbst aufmerksam beobachtet haben. Mehrerer Ansteckungen zu geschweigen, will ich nur noch erwähnen, daß auch bey der Ruhr, was die gewöhnlichen Ausleerungen nicht vermochten, durch beförderten Schweiß vollbracht wird, wie ich hier 1767 bey einigen hartnäckigen Fällen erfahren habe, und wie auch andere Aerzte bezeugen [64]). Auch ist nicht zu leugnen, daß manche gemeine Leute bey dieser Ansteckung, gleich Anfangs, ehe die Gedär-

[64]) So der zuverlässige Beobachter Selle, Neue Beytr. zur Arzeneywissensch. I. Th. S. 102. Es zeigte sich gar kein Ueberfluß von gallichten Unreinigkeiten bey der bösartigen Ruhr und ausleerende Mittel fanden nur im Anfange der Krankheit Statt. Gelinde Schwitzmittel hingegen zur rechten Zeit gegeben leisteten die beste Hülfe. Bey manchen sicherte auch ein juckender Ausschlag vor der Ruhr." — S. auch Blanc on the diseases incident to Sea-men.

me zu sehr angegriffen worden, und gallichte Unreinigkeiten sich ergossen haben, mit warmen Wein und dergleichen stärkenden und schweißbefördernden Mitteln, ohne die Vorschriften der Kunst abzuwarten, sich kurz und gut geholfen haben.

§. 47. Was wir überhaupt bey den Ansteckungen, die sich nicht, wie die Krätze und Lustseuche, unmittelbar dämpfen lassen, thun können, ist also nur die Gegenwürkungen der Natur, besonders die Fieberbewegungen wohl zu beobachten, welche in einigen Fällen nur ungestört fortgehen zu lassen, oder die Hindernisse aus dem Wege zu räumen sind: zuweilen, wie bey den entzündlichen Fiebern, und bey zu großem Reize etwas zu mäßigen, oftmahls aber, wie in den Fällen wo das Nervensystem gelähmt wird, welches wir bösartige Krankheiten nennen, vielmehr anzuspornen sind. — Daher sind bey den bösartigen Seuchen stärkende und aufweckende Mittel meistens nützlich: die schwächenden aber, das Aderlassen, die Abführungen, sowohl zur Vorbauung als in der Krankheit gefährlich, und wenn sie ja wegen besonderer Umstände erforderlich scheinen, nur im Anfange und behutsam anzuwenden, weil der Puls und die Kräfte darnach bald zu sehr sinken. Brechmittel aber können nicht blos zur Reinigung, sondern auch zur Aufweckung

dienen und den Trieb nach aussen befördern [65]). Gleich anfangs beym ersten Schaudern, oder desgleichen Zeichen der Ansteckung gegeben, ehe noch der Puls sich hebt, und wenn darauf der Schweiß befördert wird, können sie oftmahls besondern Nutzen schaffen und den weitern Folgen zuvor kommen [66]). Ist aber der Reiz oder die Empfindlichkeit zu stark, so können auch Brechmittel schaden. Bey der Pest wollten sie zuweilen nicht gelingen, und wenn ja offenbare Zeichen von vorhandenen Unreinigkeiten sie erforderten, so mußte das Erbrechen nur mit ganz gelinden Mitteln befördert werden [67]), In andern bösartigen Fiebern sind sie auch zuweilen undienlich gewesen [68]).

§. 48. Manche andere Mittel vertilgen gleichfalls nicht unmittelbar das Uebel, sondern dienen nur entfernter Weise zu diesem Zwecke, indem sie,

---

[65]) So wurden Einige, die von der Pest ergriffen plötzlich sinnlos hinfielen, durch ein gutes Brechmittel noch erweckt und in Kurzem befreyet. Duncan Med. comment. Vol. VIII. p. 357.

[66]) Lind on fevers, p. 66 sqq.

[67]) Chenot. p. 148. 167. n. 2. 3. Orraeus. p. 103. sagt: am zweyten oder dritten Tage gegeben wäre schon zu spät gewesen und hätte geschadet.

[68]) Heysham on the jail-fever, p. 47.

durch Stärkung, das Gegenwürken der Lebenskraft befördern, oder den Folgen, nämlich der Verderbung der Säfte zuvor kommen. Daher sind die mineralischen Säuren, da sie mehr kühlen als aufwecken, in dem Zeitpunkte da noch die Austreibung zu befördern ist, bey den bösartigen, nervenschwächenden Seuchen nicht allein hinreichend; so auch die Fieberrinde. Es werden mehr reizende Mittel erfodert [69]). Daher ist der Wein von besondern Nutzen und oft auch kräftigere herzstärkende und austreibende Arzeneien — Daher thut ein erregter Reiz durch Spanische Fliegen, welche doch gewiß weder Fäulung noch Galle dämpfen, oft die augenscheinlichsten Dienste: da sie zuweilen, im Anfange gebraucht, schon den Kranken befreyen [70]), aber auch sonst bey schon eingerissenem Uebel und bey den schlimmsten Zufällen noch, wo alle innerliche Mittel fruchtlos angewandt waren, Hülfe leisten [71]). Man spü-

[69]) Von der Pest bemerkt dieses Samoilowitz. p. 39. 118. Von den Ansteckungen unsrer Gegenden Callisen, Act. Soc. Haffn. méd. p. 363 sqq. 417 sqq.

[70]) Lind on fevers p. 68.

[71]) Chenot, p. 140 und andere bedienten sich derselben auch, bey gesunkenen Kräften, in der Pest. Orraeus klagte p. 103 daß sie tödtlichen Brand nach sich gezogen. Bey un-

ret alsdann offenbar, daß dieses mittelst Befreyung des Gehirns und der Nervenkraft geschehe.

§. 49. Ein schlimmer Umstand ist es, wenn beym ersten Anfalle die Nervenkraft völlig gelähmt und dadurch alle Gegenwürkung der Natur erstickt wird, wie zuweilen bey der Pest geschiehet. — Schlimm ist es auch, wenn der Seuchenstoff nicht durch die dienlichen Wege ausgeführt, sondern auf gefährlichere Theile geworfen wird. So kann der Krätzstoff, wenn er nicht durch die eigenen Mittel bezwungen, sondern bloß durch zusammenziehende Dinge oder durch Erkältung u. s. w. von der Haut zurück getrieben ist, böse Zufälle erregen. So bleibt der Scharlachstoff zuweilen versteckt, ohne auf die Haut auszubrechen, verursacht gefährliche Koliken, u. s. f. So würkt ein zurückgetretener Friesel übele Durchfälle. Die alsdann ergossenen Unreinigkeiten waren nicht

---

sern bösartigen Fiebern habe ich auch wohl, entweder auf den Stellen selbst, wo sie gelegt waren, oder auf andern äussern Stellen, Brandflecken zur Größe eines Hühnereies entstehen sehen: meistens aber mit glücklichem Erfolge. Es war der nerventödtende Stoff dahin verbannet; der Kranke ward erleichtert, und das Erstorbene konnte mit Hülfe innerer Mittel abgesondert werden.

vorher in den Gedärmen vorhanden; das wenige scharfer Feuchtigkeit, welches in den Bläsgen enthalten war, konnte auch so viel nicht ausmachen, hatte nebst dem Schweisse keinen faulen, sondern vielmehr säuerlichen Geruch geäussert: es muste also ein damit geselleter fremder Stoff seyn, welcher einen solchen Reiz verursachte [72]). Der von Versetzung des Seuchenstoffes erregten Eitersammlungen, der Nervenzufälle und mehrerer Uebel will ich nicht erwähnen, sondern nur noch der merkwürdigen ertödtenden Eigenschaft gedenken. Von den eigentlich bösartigen Seuchen ist es mehr bekannt: daher die Zerstöhrung der Säfte, die Flecken u. s. w. Glücklich ist es noch, wenn nur der Brand auf einzelne äussere Stellen eingeschränkt wird. Aber auch bey solchen Krankheiten, dabey gewöhnlicher Weise nur Entzün-

---

[72]) Daß die bey dem bösartigen Wochenbettfieber im Unterleibe ergossene Materie nicht von der Milch herrühre, sondern von einem eigenen Stoffe dorthin gesetzt werde, zeigt die Ansteckung (§. 40.) Wie sehr mögten wir nun wünschen, daß sich statt dieses so gefährlichen Ablagers ein Friesel äusserte! Ich will nicht behaupten, daß es in beyden Fällen derselbe Stoff sey: aber merkwürdig scheint es doch, daß bey jener jetzt häufigern Krankheit der Friesel seltener vorkommt.

dung erregt wird, wie bey Pocken und Masern, kann sich eine solche Bösartigkeit äussern. Ich rede hier nicht von dem Faulfieber nach den Pocken, welches nur von eingesogenen zu häufigen Eiter entsteht, und also eine Folge des Zufalls ist; sondern von dem was schon während der eigentlichen Krankheit, auch im Anfange derselben vorgeht. So zeigen sich ja nicht allein blutige und mit Flecken begleitete Pocken, dabey zuweilen das aufgelösete Blut aus vielen Wegen sich ergießt, sondern es wird auch zuweilen ein örtlicher Brand in der Beinhaut der Kinnbacken verursachet, welcher bald die Zahnhöhlen, das Zahnfleisch, den Gaumen, ja die Backen ergreift, wenn er nicht noch bald durch Fieberrinde u. s. w. gehemmt wird. Dergleichen habe ich aber auch bey den Masern gesehen, und zwar in einem Jahre an zweyen Mädchen in zwey verschiedenen Häusern, die sonst nicht sonderlich von der Krankheit angegriffen schienen. Da bey der einen die gewöhnliche Behandlung des Zahnfleisches mit mineralischen Säuren fruchtlos war und sie mit überhandnehmenden Brande starb, ließ ich der andern eine starke Auflösung von Campfer mit arabischen Gummi anhalten, dadurch, nebst innerlichen Mitteln, der Brand beyzeiten gehemmt ward. Auch habe ich an einem zwey-

jährigen Mädchen, bey einzelnen sonst gelinden Pocken, an mehr als sechs Stellen würkliche Brandflecke entstehen sehen, wo sich Haut und Fetthaut zur Größe einer Haselnuß und Muskatennuß aussonderten.

§. 50. Endlich sind noch die Folgen, welche nach der eigentlichen Krankheit entstehen, zu erwähnen, wenn in dem Kampfe mit dem Uebel die Lebenskräfte geschwächt und die Säfte verderbt worden. Daher z. B. die auszehrenden Durchfälle, und die wässerichten Anhäufungen. Diese sind besonders nach Scharlachfiebern bemerkt und zuweilen gefährlich geworden. Ich muß aber doch anzeigen, daß sie mir unter sehr vielen Scharlachkranken nur selten vorgekommen sind, und zwar nur, wenn die Ausdünstung nicht gehörig in Acht genommen, oder wenn der Kranke durch einen Durchfall geschwächt worden. Wenn sie auch schon entstanden waren, liessen sie sich noch durch Schweiß- und Urintreibende Mittel zertheilen. Bey einem Kinde, welches sich gegen innere Arzeneien sperrte, half ich mittelst eines Dampfbades von angezündetem Weingeist. Der Bruder desselben war, weil seine Krankheit unter allen im Hause die gelindeste schien, vernachlässigt und erkältet, und darauf durch den Geschwulst, welcher bald diese bald jene Theile

befiel, plötzlich erstickt worden — Besonders zu beachten ist auch eine Schwächung der Lunge nach bösartigen Fiebern, die man für Schwindsucht halten mögte, dabey aber Wein und stärkende Mittel erfodert werden [73]) — Die Fäulung oder Verderbung der Säfte entsteht bey diesen Krankheiten gleichfalls aus Schwächung der Lebenskräfte. Hiebey giebt es dann einen zweyten Zeitpunkt für Brechmittel, auch wohl für andere Abführungen; hier kommen die Säuren und die Fieberrinde besonders zu Statten: überall aber in Verbindung mit Nervenstärkenden Mitteln, als wodurch aller Verderbung der Säfte am besten gewehret wird [74]).

§. 51. Doch ich unternehme mir nicht von allen verschiedenen Umständen und Zufällen dieser Krankheiten zu handeln. Ich habe nur das, was sich aus dem gemeinschaftlichen Gesichts-

---

[73]) Lind on fevers, p. 91. sq.

[74]) Bey einem jungen Menschen, welcher am Fleckfieber lag, erfolgte ein Durchfall mit vieler Ausleerung von Blute, gänzlicher Entkräftung, u. s. w. Die Fieberrinde, mineralische Säuren und andere Mittel waren ohne gewünschten Erfolg angewandt. Ich rieth die Zimmettinctur zu geben. Dadurch ward die Ausleerung gestillet und er genesete.

punkte übersehen ließ und was den verglichenen Erfahrungen gemäß schien, kürzlich darstellen wollen. Die Grenzen einer Vorrede und meiner Zeit erlauben mir keine weitere Ausführung. So habe ich auch nur zur Bestätigung des Vorgetragenen einige Stellen von Schriftstellern angeführt, die ich mir zu diesem Zwecke ausgezeichnet hatte; mehrere nachzuschlagen fehlt es mir jetzt an Muße. Ich gestehe, daß dieser Versuch unvollkommen ist: ich habe aber doch die Gelegenheit nicht vorbey lassen wollen, andere Beobachter aufzumuntern, den Eigenschaften dieser so wichtigen Krankheiten weiter nachzuspüren.

J. A. H. Reimarus.

Hamburg
im Januar 1794.

Zueignungsschrift des Verfassers

an den

Herrn von Machault,

Siegel=Bewahrer, Staats=Minister und Chef des Seewesens, in Frankreich.

Gnädiger Herr!

So erschrecklich das Bild des Elendes ist, in welches die Stadt Toulon im Jahre 1721 durch die Pest gestürzt wurde; so nützlich ist es, dies Bild mit allen seinen Gräueln den Augen der Nachkommenschaft darzustellen. Durch unsre Erfahrung und selbst durch unsre Fehler belehrt, wird sie, besser wie wir, sich gegen die Fortschritte einer so fürchterlichen Plage zu sichern wissen. Die Bemerkungen, welche ich über die kleinern Umstände gemacht habe, die bey einem so grausamen Elende vorfallen, betreffen das Fach der Staats-Verwaltung, das

Ihnen, gnädiger Herr! anvertrauet ist, und nur Sie können den Werth derselben beurtheilen. Allein das ist nicht die einzige Ursache, warum ich es wage, Ihnen den Bericht, welchen ich dem Publiko erstatte, zu widmen; sondern ich habe auch geglaubt, es sey schicklich, ein Werk, das die Erhaltung des Menschengeschlechts zum Gegenstande hat, unter dem Schutze eines Ministers erscheinen zu lassen, der sich nur mit Beförderung des Menschenwohls beschäftigt und für diese edle Thätigkeit nicht einmal Lob erndten will.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbiethung ꝛc.

Vorbericht des Verfassers

Ich habe bey Herausgabe dieses Werks keinen andern Zweck, als den, der Nachwelt nützlich zu werden. Da ich ein Augenzeuge bey den Verwüstungen gewesen bin, welche die Pest im Jahre 1721 beinahe zehn Monate hindurch in Toulon anrichtete; so setzt mich meine Erfahrung in den

Stand, unsern Nachkommen Mittel vorzuschlagen, sich gegen diese Seuche zu verwahren, oder ihre Fortschritte zu hemmen. Damals waren mir diese Mittel unbekannt und sie würden es vielleicht noch lange bleiben, wenn es mir nicht die Menschlichkeit zur Pflicht machte, sie darzustellen.

Die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt uns freylich, welche Verheerungen die in der Provence angestellt hat; allein die Kenntniß davon kann uns nur erschrecken; Vorschriften zur Sicherheit und Heilung giebt sie uns nicht. Wenn wir in unserm Archive Nachrichten gefunden, woraus wir die Maaßregeln erfahren hätten, die man ehemahls in ähnlichen Calamitäten genommen: so würden wir die Gegenmittel besser nach unsern Bedürfnissen haben wählen können. Aber welchen Entschluß konnten wir fassen, als uns die Pest überfiel und wir in den alten Registern des Rathhauses, in denen wir nachsuchten, keine andre Nachricht fanden, als an welchem Tage die

Pest angefangen und an welchem sie aufgehört hätte? Die Unwissenheit, in der wir alle über die Vorkehrungen bey ähnlichen Vorfällen schwebten, war Schuld daran, daß wir blindlings alles unterschrieben, was man vorschlug, ohne zu wissen, ob die Ausführung möglich, nützlich, oder schädlich wäre. Unsre Nachfolger würden Gefahr laufen, eben so zu handeln, wenn sie nicht besser unterrichtet würden, wie wir es damals waren.

Ich werde dies Werk in Capitel eintheilen, in jedem derselben zuerst die Vorkehrungsmittel bekanntmachen, welche eine Stadt vor der Pest sichern können und dann die Unglücksfälle genauer schildern, welche Toulon betroffen haben. Jede Stadt in der Provence, wohin die Seuche gedrungen ist, kann auf sich dasjenige anwenden, was ich über Toulon sagen werde; und sollte je irgend eine Stadt durch die Pest heimgesucht werden; so darf ich mich schmeicheln, daß ihr dies Werk nicht unnütz seyn wird. So wenigstens hat eine der vor-

nehmsten obrigkeitlichen Personen im Königreiche davon geurtheilt und ich mache mir eine Ehre daraus, dies Zeugniß hier abdrucken zu lassen *).

---

*) Nun folgt im Französischen ein langer Brief des Herrn Joly de Fleury, General-Procurators des Parlaments von Paris, an den Verfasser, voll Lobsprüche, deren Uebersetzung für den deutschen Leser wenig Interesse gehabt haben würde, weswegen ich denn diesen Brief hier nicht einrücke.

Anm. d. Uebers.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Welche Vorkehrungen die Regierung in einer Provinz treffen muß, in welcher sich die Pest offenbahrt. Seite 1

Zweytes Kapitel: Erster Gegenstand, den derjenige vor Augen haben muß, welcher in der Provinz die Obergewalt hat. Die Pest ist ein schwer zu bekämpfender Feind. Man kann nicht genug auf schnelle Hülfe von Seiten des Hofes dringen. 2

Drittes Kapitel. Die Flüchtlinge, welche eine Stadt, worinne die Pest ist, verlassen, um andrer Orten, zu Haltung der Quarantaine, aufgenommen zu werden, laufen selbst oft größere Gefahr, als wenn sie in ihrer Heymath geblieben wären und setzen die Stadt, welche sie aufnimt, einer unleugbaren Gefahr aus. 8

Viertes Kapitel. Von der Nothwendigkeit, den schädlichen Gebrauch der Quarantainen von einer Stadt zur andern zu un-

tersagen. Was man zu erwarten hat, wenn man säumt, diesen Endschluß zu fassen. Beschreibung der Zufluchts-Häuser; wie nachtheilig sie in allem Betrachte sind. Unübersteigliches Hinderniß bey ihrer Anlegung. Seite 11

Fünftes Kapitel: Von den Mitteln, die Quarantaine Haltenden, welche man aufzunehmen nicht im Stande ist, von einer Stadt zu entfernen. Wie viel die benachbarten Ortschaften, ihres eignen Vortheils wegen, dazu mitwürken sollen. 14

Sechstes Kapitel Von der Art, wie man sich in einem Meers-Hafen behütet. Nothwendigkeit, die Krankenhäuser in den Städten, wo dergleichen angelegt sind, frey zu behalten. Verordnung des Parlaments in Aix, wodurch der Stadt Toulon befohlen wurde, die Flüchtlinge aus Marseille aufzunehmen. Bewaffnete Felucken, zu Bewahrung der Küste. 16

Siebentes Capitel: Von Festsetzung der Quarantainen. Wie unterschieden diejenige, welche die Seeleute in den Lazarethen halten, von der ist, welcher man in den mehrsten Städten der Provence und auf der Grenze sich hat unterwerfen müssen. 20

Achtes Capitel: Die Pest offenbahrt sich am achtzehnten Tage unter den von Marseille kommenden Quarantaine Haltenden. Einrichtungen, welche desfalls getroffen wurden. Nothwendigkeit, bey Zeiten zur Zählung der Einwohner zu schreiten. 23

Neuntes Capitel: Von den Scheinen oder Gesundheitspässen. Welchen gefährlichen und schädlichen Gebrauch man davon machen könne und gemacht habe. Schwierigkeit, etwas an die Stelle derselben zu setzen. Wie und an welche Personen sie ausgetheilt werden sollen. 26

Zehntes Capitel: Erster Zeitpunct der Pest, welche aus einer der Inseln bey Marseille nach Bandol, und von da, unter dem Schutze eines Gesundheitsscheins nach Toulon gebracht wurde. Nützliche Vorkehrungen in Rücksicht auf die Einwohner von Bandol, und auf ein verdächtiges Haus in Toulon. Seite 32

Eilftes Capitel: Bemerkungen über einen ersten Zeitpunct der Pest. Nothwendigkeit, den Einbruch der Seuche bekannt zu machen. Nachtheil, welcher aus der Verheimlichung entsteht. 36

Zwölftes Capitel: Welche Folgen dieser erste Zeitpunkt hatte. Fruchtlose Versammlung des Raths. Unentschlossenheit über die Wahl eines Hospitals. Ohnmacht einer Stadt, in welcher die Pest alle Hülfs-Quellen hemmt. 38

Dreyzehntes Capitel: Zweyter Zeitpunct der Pest in drey verschiednen Häusern. Genaue, aber vergebens angestellte Untersuchungen, um die Ursache zu entdecken. Verschiedene Vorkehrungen, die man bey dieser Gelegenheit traf. 41

Vierzehntes Capitel: Verschiedne Bemerkungen über den Bericht der Aerzte und über die Verwahrungsmittel. 43

Funfzehntes Capitel: Ob es vortheilhaft oder schädlich sey, solchen Familien, die verdächtig sind, von der Pest angesteckt zu seyn, zu erlauben, daß sie in ihren Landhäusern Quarantaine halten. 47

Sechszehntes Capitel: Die Pest kömmt aus Marseille in die Hauptstadt der Provinz. Waaren, welche unter dem Schutze eines Gesundheitsscheins nach Toulon

gebracht werden, bringen eine neue Ansteckung dahin, deren Fortschritte nicht mehr aufzuhalten sind. Seite 49

Siebzehntes Capitel: Vorkehrungen, die man in Ansehung einer Schlächterey und zu Erhaltung der Schlächter treffen soll. 53

Achtzehntes Capitel: Vorkehrungen, die in Rücksicht auf die Mühlen und das Mahlen des Getraides zu machen sind. 57

Neunzehntes Capitel: Vom Mehle, von Bäckern und Backofen; drey Gegenstände, welche die ernstlichste Aufmerksamkeit erfordern. 59

Zwanzigstes Capitel: Hindrung alles dessen, was ein Gedränge von Menschen veranlassen kann. Verschlossene Kirchen. Befehl, die Kranken anzuzeigen. Verboth, die Wohnung zu verändern und Hausrath und Kleider an einen andern Ort bringen zu lassen. Besuche bey Kranken untersagt. Theurung der Lebensmittel. Unterhaltung der Armen. Zufluchtsort der Bettler. 65

Ein und zwanzigstes Capitel: Berufne Versammlung im Rathhause, wo die allgemeine Quarantaine der Einwohner beschlossen wurde. Aufhebung der Bürgerwache. Verlegung der Soldaten aus den Häusern der Bürger. Nützliche Erläuterungen für Amtführende Bürgermeister. 69

Zwey und zwanzigstes Capitel: Ob man die Luft in einer angesteckten Stadt durch Feuer reinigen könne. Welchen Erfolg ein Versuch von der Art in Toulon hatte. 73

Drey und zwanzigstes Capitel: Was man unter einer allgemeinen Quarantaine versteht, der man alle Ein-

wohner einer Stadt unterwirft. Welchen Erfolg man sich davon versprechen darf. Verschiedne Bemerkungen, welche in den Stand setzen, über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit derselben zu urtheilen. Seite 74

Vier und zwanzigstes Capitel: Unentschlossenheit über die Wahl eines Pest-Hospitals. Schwierigkeit, dasselbe in einem Armenhause anzulegen, aus welchem man die Armen fortschaffen müßte. Nothwendigkeit, Ammen für die säugenden Kinder zu haben, deren Mütter gestorben sind. Bemerkungen über alle diese Gegenstände. 86

Fünf und zwanzigstes Capitel: Beschreibung der ersten Fortschritte der Pest. 92

Sechs und zwanzigstes Capitel: Nothwendigkeit, sich einander bey der allgemeinen Muthlosigkeit beyzustehn, um Geld-Anleyhen zu Stande zu bringen. 93

Sieben und zwanzigstes Capitel: Wie nützlich zur Zeit der Pest die Galeeren-Sclaven werden. Anweisungen, welche sie betreffen. 95

Acht und zwanzigstes Capitel: Von der Wahl und der Anzahl der Begräbniß-Plätze. Nothwendigkeit, gleich bey der ersten Spur von Pest dafür zu sorgen und Gruben in Bereitschaft zu haben. Von der Art sie zu graben und zu füllen. Nutzen der Sclaven in allen äussersten Fällen 98

Neun und zwanzigstes Capitel: Wie nachtheilig der Mangel an Krankenwärtern den ersten Kranken ist, welche man in die Hospitale bringen läßt. 102

Dreyßigstes Capitel: Von den Beichtvätern. 103

Ein und dreyßigstes Capitel: Meinung der Aerzte von der Gefahr der Ansteckung. Nutzen den die Wundärzte leisten. Nothwendigkeit, ihren Mangel durch solche zu ersetzen, die man aus den Städten nimt, in welchen die Pest aufgehört hat. Seite 104

Zwey und dreyßigstes Capitel: Ob es Vorkehrungsmittel gebe, welche vor der Pest sichern. 108

Drey und dreyßigstes Capitel: Die gewöhnlichen Kranken werden aus dem heil. Geist-Hospitale in das Dominikaner-Kloster und dagegen die Pest-Kranken in das heil. Geist-Hospital gebracht. Verdächtige Familien in das Hospital St. Roch. Folgen dieser Einrichtungen. Bemerkungen über die Geistes-Abwesenheit der Kranken. 110

Vier und dreyßigstes Capitel: Welchen Aufenthalt die Bürgermeister während der Pest für sich wählen können. Schicksal derer von Toulon. 113

Fünf und dreyßigstes Capitel: Schwierigkeit, Leinwand für die Hospitäler zu bekommen. Allgemeine Verfügung, dergleichen zu sammeln. Unglückliche Folgen davon. 115

Sechs und dreyßigstes Capitel: Ungeachtet der auf den Grenzen gezogenen Linien dringt doch die Pest in andre Provinzen. Was die Ursache davon seyn mogte. Wie man dies hindern könnte. Wie sehr Frankreich in Gefahr war. Was dies Reich bey ähnlichen Umständen zu fürchten hat. 117

Sieben und dreyßigstes Capitel: Fortschritte der Pest, während der Quarantaine. Zustand der Stadt, der Hospitäler und der Kranken am zwanzigsten Tage. 121

Acht und dreyßigstes Capitel: Die Pest dringt in das gewöhnliche Hospital ein und kömmt auf das Schiff, auf welches man die Bettler hatte flüchten lassen. Errichtung eines Lagers, welches zu einem neuen Hospitale dienen sollte. Bemerkungen über diese Einrichtung. Seite 123

Neun und dreyßigstes Capitel. Verlängerung der allgemeinen Quarantaine. Schleunige Aufhebung derselben. Sterblichkeit im Rathhause, worauf die fürchterlichste Muthlosigkeit folgt. 127

Vierzigstes Capitel: Zustand von Toulon nach Aufhebung der Quarantaine. Warum die Sterblichkeit abnimmt, obgleich die Anzahl der Kranken größer ist. 129

Ein und vierzigstes Capitel: Nothwendigkeit, zuletzt das Charitäts-Haus in ein siebentes Hospital zu verwandeln. Befehl vom Hofe, die Armen daraus wegzuschaffen. 131

Zwey und vierzigstes Capitel: Dienstleistungen der Herren See-Officiere. Ernennung von vier General-Commissarien. Entschluß, der darüber genommen wird. 132

Drey und vierzigstes Capitel: Hinschaffung der Kranken in das Charitäts-Hospital. Bedingungen, unter welchen sie dort aufgenommen wurden. Die Convalescenten sind in einer Stadt um so gefährlicher, je weniger man sie kennt; Verbannung und andre Verordnungen. Verbrechen, zu hindern und zu strafen. Bestrafung der Schuldigen. 134

Vier und vierzigstes Capitel: Die Pest geht aus Toulon in die Gegend über und dringt in alle die Dörfer ein, welche zu dem Gebiethe gehören. Beträchtliche Hülfe von Seiten des Hofes. Errichtung eines Sanitäts-Collegiums in Paris. Betrachtungen über jeden dieser Gegenstände. 138

Fünf und vierzigstes Capitel: Eine Stadt, in welcher die Pest nachläßt, soll ferner keine Gemeinschaft mit den Einwohnern ihres Gebieths haben, wenn diese angesteckt sind.

Betrachtungen über diese harte Nothwendigkeit und über die Unabhängigkeit, in welcher sich die kleinen Gemeinen befanden. Seite 143

Sechs und vierzigstes Capitel: Was für eine Policey in dem Gebiethe einer Stadt eingeführt werden müsse. Ueber den Nutzen, wenn man gewisse Häuser schleunig von der Ansteckung befreyet. 146

Sieben und vierzigstes Capitel: Ueber die Policey in den Hospitälern. Wie weit sie sich zur Zeit der Pest erstrecken soll. Untersuchung der Diebstähle. Verschiedene Bemerkungen. 149

Acht und vierzigstes Capitel: Auf welche Weise man eine Stadt von der Ansteckung reinigt. Ordnung, welche darinn beobachtet werden muß. Gefahr, wenn man zu früh sich des Hausraths u. d. gl. bedienen will, indem man keine Gefahr weiter fürchtet. 154

Neun und vierzigstes Capitel: Wenn die Seuche nachläßt, ist sie nicht mehr so tödlich. Woher es komme, daß sie in den Handelsstädten der Levante so bald wieder entsteht. 162

Funfzigstes Capitel: Aufzählung der in der einzigen Stadt Toulon umgekommenen Einwohner. Schätzung des ganzen Verlustes an Menschen, den der übrige Theil der Provinz erlitt. 164

Ein und funfzigstes Capitel: Te Deum, welches am Dankfeste, nachdem die Pest aufgehört hatte, gesungen wurde. Todten-Amt, zum Andenken der zwey Bürgermeister, welche im Dienste des Vaterlandes gestorben waren. Oeffentliche Erklärung, daß die Seuche aufgehört habe. Bemerkungen über diese Acte. 168

Zwey und funfzigstes Capitel: Die Stadt Marseille erlebt einen Rückfall. Toulon kann nie sichrere Maaßregeln nehmen, als die, welche sie bey dieser Gelegenheit nahm. 173

Bericht von der Pest,

welche

im Jahr 1721 in Toulon gewüthet hat.

Erstes Capitel.

Welche Vorkehrungen die Regierung in einer Provinz treffen muß, in welcher die Pest sich offenbahrt.

Die Pest ist eine von den Landplagen, welche in kurzer Zeit einen Staat entvölkern können. Sie ist ein um so fürchterlichrer Feind, je unbemerkter er auf uns eindringt. Ihr Hauch verbreitet Gift und Tod, bekämpft nicht etwa die Völker, sondern vertilgt sie vielmehr. Diese grausame Krankheit machte nur deswegen so schnelle Fortschritte in der Provence, weil niemand ihren Lauf zu hemmen verstand. Man hätte den Befehlen des Hofes zuvorkommen müssen, der immer zu spät davon unterrichtet wird und also nicht so wohl der Unordnung, welche das Uebel schon gestiftet hat, abhelfen, als vielmehr Verordnungen für die Zukunft geben kann.

Um daher eine Provinz vor der Gemeinschaft zu sichern, welche sie immer zu lange mit einer angesteckten, oder der Ansteckung verdächtigen Stadt unterhält, wäre es zu wünschen, daß der König eine Verordnung ergehn liesse, durch welche alle Obrigkeiten der Städte, Flecken und Dörfer des Königreichs, unter den schwersten Strafen, verpflichtet würden, so bald sich dort Spuren der Ansteckung zeigten, in den ersten vier und zwanzig Stunden dem Commandanten und Intendanten der Provinz, oder, wenn diese abwesend wären, dem General-Procurator des Parlaments Nachricht davon zu geben.

So schnell man nun aber auch eine solche Verordnung befolgen mögte; so wird sie doch nur unvollkommen das Gute stiften, welches man sich davon versprechen kann, wenn die Obrigkeiten nicht den Absichten des Königs entgegen kommen. Sie müssen die Macht haben, zu gleicher Zeit, so wohl den Bürgern, wie denen, welche sich von ungefehr in ihrer Stadt befinden, bey Lebensstrafe zu untersagen, das Gebieth zu verlassen.

Man wird leicht die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Verordnung begreifen, wenn man nur mit geringer Aufmerksamkeit die große Gefahr betrachtet, in welche die Provence und selbst ganz Frankreich dadurch gestürzt wurde, daß man kein Gesetz hatte, welches die Schritte der Municipal-Beamten leitete.

Es ist gewiß, daß ein einziger Kranker, welcher von der Pest angesteckt ist, eine ganze Stadt verdächtig macht. Auch nur der kleinste Argwohn bewürkt dies, weil das Uebel sich nicht immer unleugbar bey denjenigen offenbahrt, die zuerst davon befallen werden. Nun kann aber die unvermeidliche Gemeinschaft dieses ersten Kranken mit seiner Familie, seinen Nachbarn und in allen Quartieren einer Stadt, wo diese Familie und ihre Nachbarn einigen Umgang gehabt, gefährliche Spuren des Gifts zurückgelassen haben, die nicht sogleich sichtbar werden.

Auch haben (so kurz auch der Zeitraum seyn mögte) diejenigen, welche etwas von dieser Ansteckung und die, welche nichts davon wußten, die Freyheit gehabt, in der Provinz umher, von einem Flecken und Dorfe zum andern zu reisen und wiederzukommen, folglich aus gesunden in angesteckte Oerter und umgekehrt zu gehn. Diese Gemeinschaft, welche noch gar nicht gefährlich scheint, kann jedoch so ausgedehnt und allgemein geworden seyn, daß es der Klugheit gemäß ist, gegen eine solche Provinz auf seiner Hut zu seyn; und der Hof kann dann nicht schleunig genug befehlen, daß Linien auf den Grenzen gezogen und diese zu überschreiten verbothen werde.

Es hat mich immer gewundert, und ganz Europa muß es aufgefallen seyn, daß die Pest, welche im Jahre 1720 Marseille verwüstete, nicht im ganzen Königreiche sich ausgebreitet hat. Indeß man über die Art der Krankheit stritt, war es nicht nur erlaubt, die Stadt zu verlassen, sondern, selbst als sie offenbar für die Pest erkannt wurde, behielten die Einwohner dieser ungeheuren Stadt, die zu den bevölkertsten von Frankreich gehört, und alle Fremde, welche sich dort befanden, die Freyheit, sich einen andern Zufluchts-Ort zu wählen, alle Gemeinschaft zu unterhalten und nach Willkühr die ganze Provinz zu durchreisen, ohne daß jemand sich weigern durfte, sie aufzunehmen. Was müßte man nicht natürlicher Weise von einer so gefährlichen Freyheit erwarten; was anders, als die gänzliche Verheerung einer solchen Provinz, die allgemein angesteckt seyn konnte, bevor man noch daran gedacht hätte, sich davor zu verwahren?

Zweytes Capitel.

Erster Gegenstand, den derjenige vor Augen haben muß, welcher in der Provinz die Obergewalt hat. Die Pest ist ein schwer zu bekämpfender Feind. Man kann nicht genug auf schnelle Hülfe von Seiten des Hofes dringen.

Der Commandant der Provinz soll immer zur Zeit der Pest den Mangel königlicher Befehle ersetzen. Wenn er früh genug das Unglück erfährt; (Er erfährt es aber stets zu spät, wenn nicht eine Strafe auf die Verheimlichung gesetzt ist) so ist es seine Pflicht, ohne Verzug, bey Lebensstrafe zu verbiethen, den angesteckten Ort zu verlassen. Dies Verboth muß sich auch auf diejenigen erstrecken, welche ohne seine Erlaubniß dahin reisen würden, und man kann in solchen Umständen nicht genau genug nach dem wahren Zwecke einer Reise forschen, von welcher die Rückkehr so viel Gefahr bringen könnte. Würden, ungeachtet der strengen Gesetze, sich Leute finden, die ihre Absicht verhehlten, Umwege nähmen, wie wir das mehrmals erfahren haben, und also bis zu den Grenzlinien einer Stadt gelangten, wo man ihnen, wenn sie keinen Paß hätten, nothwendig den Eingang verwehren würde; so hat es keinen Zweifel, daß man sie mit dem Tode bestrafen müßte. Denn was soll man mit diesen Landstreichern anfangen, die vielleicht die Pest haben? Soll man sie aufnehmen, oder, wenn man sie zurückschickt, sie in den Fall setzen, hie und da herumzuirren und mehrere Oerter anzustecken? Ich denke, wenn man nicht den ersten Uebertreter des Gesetzes, welchen man ertappte, bestrafte, sondern ihm im Gegentheile den Aufenthalt erlaubt, wie denn das nicht zu ändern wäre; so würde daraus folgen, daß man

sein Leben nur um wenige Tage fristete und, wenn er an der Pest stürbe, die Vortheile eines Beyspiels verlöhre, dessen Werth nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Ueber die Strenge aber, mit welcher man solche Vorkehrungen trifft, muß man nicht die unglückliche Stadt aus den Augen verliehren. Der Commandant der Provinz soll die schleunigsten Maaßregeln ergreifen, um Lebensmittel im Ueberflusse dahin zu schaffen und überhaupt für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, indem er in der Entfernung einer starken französischen Meile Grenzlinien und Schlagbäume errichten läßt, bey welchen die Einwohner von ihren Nachbarn Lebensmittel kaufen können. Es ist rathsam, bey jedem Schlagbaume einen sichern Aufseher anzustellen, der Entschlossenheit habe und in der Nähe darüber wache, daß alle Gemeinschaft vermieden werde. Man nahm gegen Marseille diese nothwendigen und unvermeidlichen Maaßregeln erst dann, als die Pest gleichsam allgemein war, das heißt: man hörte da auf, wo man hätte anfangen sollen.

Dieser Beystand unsrer Nachbarn dauert nicht lange. Bald schrecken die Fortschritte der Seuche jedermann ab; die allgemeine Muthlosigkeit bewürkt, daß niemand sich den Grenzlinien nähert, so daß die unglückliche Stadt nun auf nichts, als auf die Gnade des Königs rechnen kann, dessen Hülfe sie erfleht. Der Commandant der Provinz kann nicht eifrig genug so gerechte Vorstellungen unterstützen; Er kennt selbst am besten die Bedürfnisse einer belagerten Stadt, die man dem Könige erhalten will; Er muß also auch wissen, daß es keinen fürchterlichern Feind wie die Pest giebt, daß sie mehr Schlachtopfer hinwegrafft und dem Könige mehr Unterthanen raubt, wie die mörderlichsten Schlachten.

Ein Commandant weiß auch im Allgemeinen, daß in diesem oder jenem Jahrhunderte, unter dieser oder jener Regierung, die Pest diese oder jene Provinz verwü-

stet hat. Allein das ist auch alles, was er weiß. Die genauern Umstände, wodurch die Kenntniß dieser Thatsachen nützlich werden könnte, sind ihm unbekannt. Mit einigen Zeilen hätten uns die Geschichtschreiber darüber Auskunft geben können; ich habe aber nicht gefunden, daß die Commandanten über diesen Gegenstand besser unterrichtet waren, wie die, welche unter ihnen dienten. Ein einziges Beyspiel, das ich anführen will, wird vielleicht hinreichen, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen.

In der Zeit, als wir in Toulon von niemand Befehle erhielten und wir, mit Bewilligung des Stadt-Commandanten, Herrn Dupont, es über uns genommen hatten, bey Lebensstrafe zu verbiethen, nach Marseille zu gehn, unter welchem Vorwande es auch seyn mögte, gab der Commandant der Provinz eine Verordnung, durch welche jenes Verboth allein auf die Contrebandiers eingeschränkt wurde, mit dieser sonderbaren Bedingung, daß, wenn man sie mit ihren Waaren ertappte, sie einer Quarantaine von wenigstens vierzig Tagen unterworfen seyn und die ihnen abgenommenen Waaren, bis auf weitern Befehl, in das Rathhaus, unter Beschluß der Bürgermeister, niedergelegt werden sollten. Dieselbe Verordnung besagte auch, daß die Gemeinen sich Stangen, an den Enden mit eisernen Haken versehn, anschaffen sollten, um mit weniger Gefahr die Leichname fortzuschaffen. Wir stellten dem Herrn Dupont vor, daß, wenn diese Verordnung statt haben sollte, alle Trödler in Toulon, alle Contrebandiers und andre Leute dieser Art, morgenden Tages nach Marseille reisen würden, um einzukaufen, weil dort die Pest alle Preise heruntergesetzt hatte, daß man aber ohne offenbare Gefahr an keinem Orte dergleichen Waaren niederlegen könnte, die vielmehr augenblicklich, sobald man sie genommen hätte, verbrannt werden müßten. Der Commandant war so gütig unsern Vorstellungen nach-

zugeben, indem er eine Verordnung zurückhielt, die eigentlich das Verboth aufhob, welches wir bekannt gemacht hatten, und über welches nicht strenge genug gehalten werden konnte.

Was die Stäbe mit den eisernen Haken betrifft; so ist dies ein Hülfsmittel, das zu keiner Zeit anwendbar seyn würde, wie viel weniger denn zur Zeit der Pest? Auf jeder Treppen-Stufe würden Glieder eines Leichnams hängen bleiben, den man also aus dem obersten Stockwerke eines Hauses herunter zöge. Man würde die Stange liegen lassen und die Stücke in einen Karren auffsammeln müssen. So wahr ist es, daß wir wenig davon wissen, was für eine Beschaffenheit es mit der Pest hat, wenn uns aus entfernten Zeiten nur ein schwaches Bild ihrer Gräuel übrig geblieben ist.

Ich komme zu dem Beystande zurück, dem ein Commandant der Provinz seine ganze Aufmerksamkeit widmen muß. Eine gesperrte und eingeschlossene Stadt darf an nichts Mangel leiden. Selbst im Ueberflusse leidet sie noch, wie ich das darthun werde. Die Einwohner sind darum nicht mehr und nicht weniger zu beklagen, weil man ihnen die Freyheit versagt, aus denen ihnen vorgeschriebenen Grenzen zu gehn. Wir werden sehn, daß, wenn man ihnen die Flucht verstattet, sie dadurch nichts gewinnen, indeß sie denen großen Schaden bringen, welche die unglückliche Gefälligkeit haben, sie aufzunehmen. Der König braucht Anfangs nur Einer Stadt beyzustehn; seine, diesem einzigen Gegenstande gewidmeten Wohlthaten fallen dem Staate nicht zur Last. Der Staat erhält sich gesunde Städte und Provinzen und läßt alle weitre Furcht fahren. Der König rettet Tausenden von Einwohnern das Leben; das ist der unschätzbare Vortheil der ersten Hülfe, die man einer Stadt leistet. Ist sie im Gegentheil ihrem unglücklichen Schicksale überlassen, wie es der Fall mit Marseille war, und hat jeder

Einwohner die Freyheit, auswärts Rettung und Unterhalt zu suchen; so breitet sich die Muthlosigkeit überall aus; die Pest wandert von einer Stadt in die andre, dringt über die Linie durch, bahnt sich einen Weg, setzt jede Provinz in Gefahr, und ganz Frankreich ist in Aufruhr. Das waren die unendlichen Leiden, die wir in der Provence aus der ersten Vernachlässigung entstehn sahen. Der König, als er unser Elend erfuhr, wurde gerührt und theilte mit vollen Händen seine Gaben, unermeßliche Gaben aus. Hätte man diese gleich Anfangs allein auf die Bedürfnisse von Marseille einschränken können; so würde ein sehr viel geringerer Grad von Freygebigkeit hinreichend gewesen seyn und wir würden nicht jene fürchterliche und schnelle Entvölkerung wahrgenommen haben, welche jedoch Vortheil bringen kann, wenn das Andenken so vieler Leiden auf die Nachkommenschaft gebracht wird.

Drittes Capitel.

Die Flüchtlinge, welche eine Stadt, worinn die Pest ist, verlassen, um andrer Orten, zu Haltung der Quarantaine, aufgenommen zu werden, laufen selbst oft größere Gefahr, als wenn sie in ihrer Heymath geblieben wären und setzen die Stadt, welche sie aufnimt, einer unleugbaren Gefahr aus.

Sobald der König oder der Commandant der Provinz das Verboth hat ergehn lassen, daß niemand den verpesteten Ort verlassen darf; bleibt keinem mehr die Freyheit übrig, sich an den Thoren einer Stadt zu melden, um die Erlaubniß zu erbitten, seine Quarantaine zu hal-

ten. Hierzu ist nothwendig ein Paß erforderlich, den allein der Commandant zu ertheilen das Recht haben darf. Erlauben ihm besondre Rücksichten zuweilen nicht, denselben zu verweigern; so soll er wenigstens einsehn, wie gefährlich es sey, sich zu bereitwillig in Vervielfältigung solcher Erlaubniß-Scheine zu zeigen. Es ist, ich gestehe es, ein Unglück, in einer, der Pest wegen eingeschlossenen Stadt, betroffen zu werden; es scheint natürlich, sie zu verlassen, um nach seinem Wohnorte hin zu fliehn, wo man sichrer seyn würde; allein, um zu beurtheilen, was für Ungemächlichkeiten daraus erwachsen, wenn man sein Mitleiden weiter wie auf die würklichen Einwohner ausdehnt, überlege man, daß man doch fast nur bey den großen Städten die Einrichtung eines, ausser dem Bezirke gelegnen Quarantaine-Hauses antrifft, und daß dies bald in ein Hospital verwandelt wird, wenn man nicht sehr schwierig in Ertheilung der Erlaubniß ist, sich dahin zu begeben. Ist eine verpestete Stadt einige Meilen weit von einer andern entlegen; wie viel gesunde Feldmarken, Wohnungen und Dörfer muß man dann nicht vorbeyreisen, um von der einen zu der andern zu kommen! Man traf im Jahre 1720 keine Vorkehrungen, um die Ansteckung der Landstraßen zu verhindern; und welche hätte man auch treffen sollen? Ich kenne keine, die vor der Gefahr sichern. Soll man denen, welche man durch Päße begünstigt hat, ein Geleite auf den ganzen Weg mitgeben, oder soll man sie nach Willkühr und auf Glauben reisen lassen? Soll man warten, bis sich Mehrere zusammenfinden, welche die Unkosten und den Nutzen eines solchen Geleites theilen? Soll man ihnen bey den Schlagbäumen, oder wo sonst, die Sammelplätze anweisen? Soll man zugeben, daß dort ein Zusammenfluß von Menschen entstehe, der die weniger verdächtigen Familien größeren Gefahren aussetzt? Nein! wird man sagen, jeder solcher Zusammenfluß muß vermieden werden. Ich antworte aber: in der

Pest-Zeit laufen zwey Personen, die, ohne sich zu kennen, mit einander Umgang haben, nachdem sie einen verpesteten Ort verlassen, dieselbe Gefahr, der man durch Verhinderung der größern Zusammenkünfte ausweichen will.

Wenn bey der Austheilung einer ganz kleinen Anzahl von Pässen so viel Schwierigkeiten zu heben und zu übersteigen sind und man sich doch nicht einmal schmeicheln darf, sie alle aus dem Wege geräumt zu haben; wer kann dann alle Unglücksfälle voraussehn, die aus einer zu ausgedehnten, unbeschränkten Freyheit entstehen? Es ist daher genug und vielleicht zu viel, wenn man auf gewisse achtungswerthe Personen besondre Rücksichten nimt, oder auf diejenigen unter unsern Bürgern, die zufälliger Weise abwesend sind, zu deren Vortheile es billig scheint, eine Ausnahme von der allgemeinen Vorschrift zu machen, in so fern die Stadt, in welche sie aufgenommen zu werden wünschen, ihr wahrer gegenwärtiger Wohnort ist. Anders handeln, heißt sich muthwillig allen Gräueln der Pest aussetzen, heißt sich selber einer falschen Gefälligkeit aufopfern, die nicht einmal immer den Vortheil bringt, daß dadurch diejenigen gerettet werden, die man aufnimt. Wir haben die Erfahrung davon gemacht. Wie viel Familien haben ihren Untergang in der Flucht gefunden! Wer kann sagen, ob nicht die Pest sie verschont haben würde, wenn sie geblieben wären, wo sie waren?

Viertes Capitel.

Von der Nothwendigkeit, den schädlichen Gebrauch der Quarantainen von einer Stadt zur andern zu untersagen. Was man zu erwarten hat, wenn man säumt, diesen Entschluß zu fassen. Beschreibung der Zufluchts-Häuser. Wie nachtheilig sie in allem Betrachte sind. Unübersteigliches Hinderniß bey ihrer Anlegung.

So viel Vorkehrungen sind zu treffen; so viel Unkosten zu bestreiten, um Gebäude und verschlossene Plätze anzulegen, damit man mit einiger Sicherheit dasjenige aufnehmen könne, was aus einem verpesteten Lande kömmt, daß es in Europa nur wenig Häfen giebt, in welchen man dergleichen Einrichtungen gemacht findet. Wir haben deren nur zwey in Frankreich. Der eine ist bey Marseille. Er ist geräumig genug, um in seinem Umfange eine kleine Stadt zu fassen, und diese Ausdehnung ist um so nothwendiger, da man mehrerer Gebäude bedarf, um die Reisenden zu trennen, welche an verschiedenen Tagen angekommen sind und keine Gemeinschaft mit einander haben dürfen. Noch nothwendiger ist diese Trennung zwischen denen, welche mit Warnungs-Patenten *) aus der Levante kommen und denen, welche einen gesunden Hafen verlassen haben und nur deswegen der gewöhnlichen Quarantaine unterworfen werden, weil es einmal Gesetz ist, dies in Rücksicht auf alle Schiffe zu beobachten, die aus solchen Häfen kommen, die gemeiniglich als verdächtig betrachtet werden.

*) Man wird diesen Ausdruck in der Folge erklären.

Das zweyte Lazaret (denn diesen Namen führt es) ist in Toulon. Es ist bey weitem nicht so geräumig, wie das in Marseille; aber verhältnißmäßig groß genug für eine Stadt, in welcher wenig Handel getrieben wird. In beyden war es nicht genug, für Wohnungen zur Aufnahme gesunder und kranker Reisender zu sorgen, die, ermüdet von einer langen See-Reise, ausgeschifft zu werden verlangen, um ihre Quarantaine auf dem Lande zu halten; man mußte auch verschiedne Hallen erbauen, um oft kostbare Waaren und allerley Arten von Kleidungsstücken vor dem Wetter in Sicherheit zu bringen, die man nicht eher für vollkommen gereinigt hält, als bis man sie so viel Tage hindurch der Luft ausgesetzt hat, wie es die Gesundheits-Verordnungen mit sich bringen.

Die Beschreibung ist mir nöthig geschienen, um begreiflich zu machen, daß, wenn Jahrhunderte erforderlich gewesen sind, diese Einrichtungen zur Vollkommenheit zu bringen, es nicht möglich sey, dergleichen binnen vier und zwanzig Stunden anzufangen und zu vollenden, um, wie ich es erlebt habe, in dieser kurzen Zeit auf einmal mehr Menschen aufzunehmen, wie man zuweilen ein ganzes Jahr hindurch in den beyden Lazareten findet. Und doch war man im Begriff, dies zu thun, oder vielmehr man that dies würklich sehr zur Unzeit, im Jahre 1720, sowohl in Toulon, wie in den mehrsten Städten der Provence. Es ist wahr, daß man dazu gezwungen wurde. Die Einwohner von Marseille waren auf allen Landstraßen zerstreuet, als hätten sie Befehl zur Flucht gehabt, und erreichten so die Thore von Toulon, wo sie sich unter unsre Bürger mischten, die eben vom Lande hereinkamen. Die Untersuchung der Gesundheits-Scheine von jedem unter ihnen, die man an den Barrieren vornahm, gereichte eher zum Schaden, wie zum Vortheile. Und doch war diese Untersuchung erforderlich, zu einer Zeit, wo man über diesen ersten Gegenstand

wachsam seyn mußte. Allein sie setzte darum nicht weniger die Einwohner von Toulon der Nothwendigkeit aus, mit denjenigen in Gemeinschaft zu kommen, die sich als Flüchtlinge aus Marseille bekannten. Wie viel Leute aus allen Ständen waren nicht unter diesen! wie viel Elende; wie viel Weiber, mit Kindern, die noch an der Brust sogen, welche, dem Tode nahe, noch inständiger um Brod und Wasser, wie um die Aufnahme baten! Da die, welche noch keinen sichern Zufluchts-Ort gefunden hatten, bey der damaligen schönen Witterung auf freyem Felde bleiben konnten; war die ganze Gegend um Toulon her gepreßt voll von Fuhrwerken ohne Zahl, wie sie jeder sich gewählt hatte, um eine Reise von zehn Meilen zu machen. Nie sah man mehr Päckerey, mehr Verwirrung — würde man wohl auf den öffentlichen Plätzen in Marseille haben größere Gefahr laufen können? Der Feind war indessen schon auf unserm Glacis gelagert, bevor wir sogar etwas von seinem Marsche erfahren hatten. Man mußte in einiger Entfernung von der Stadt ein Haus erbaun, um eine gewisse Anzahl Quarantaine-Haltender aufzunehmen, bis man, durch Errichtung einiger hölzerner Hütten, in den Stand gesetzt war, eine größere Menge unterzubringen. Eine solche Niederlassung, wenn man es so nennen darf, gewährt nicht die geringste Beruhigung; allein hätte man sie auch mit mehr Ordnung und Muße einrichten können; so wird man doch nicht glauben, daß dergleichen Wohnung hinreichend sey. Noch weniger darf man sich schmeicheln, daß sie lange ein sichrer Zufluchts-Ort bleiben könne. Selbst die Stadt theilt die ganze Gefahr mit ihr, indem alles zusammentrifft, um eine Gemeinschaft zu begünstigen und zu unterhalten, die um so gefährlicher ist, weil die Quarantaine fast von demselben Tage an für den ersten, wie für den letzten Ankömmling gerechnet wird. Und hätte man auch Oerter von der Art, deren Lage und Umfang nichts zu wünschen übrig liessen; so würde man

doch erwarten müssen, bald die unglücklichen Folgen eines gefährlichen Mitleidens bey sich zu spüren. Mit einem Worte! das heißt, sich Gräuel bereiten, deren Andenken allein die Nachwelt unterrichten kann. Ohne dies Andenken werden unsre Nachkommen das Unglück haben, so wie wir, auf's Neue die Abgründe eröfnet sehn zu müssen, die mit Tausenden von Leichnamen angefüllt waren.

Fünftes Capitel.

Von den Mitteln, die Quarantaine-Haltenden, welche man aufzunehmen nicht im Stande ist, von einer Stadt zu entfernen. Wie viel die benachbarten Ortschaften, ihres eignen Vortheils wegen, dazu mitwürken sollen.

Die Entfernung eines verpesteten Orts beruhigt eben so sehr, wie seine Nachbarschaft Schrecken erregt. Nach der Lage der Städte und Dörfer, die nicht fern von ihm liegen, muß man den Plan zu seiner eignen Sicherheit entwerfen. Toulon, zum Beyspiel, darf nie daran denken, den Quarantaine-Haltenden einen Zufluchts-Ort zu bereiten, weil dies nicht mit Erfolg geschehn kann. Eine Festung hat keine Kloster-Gebäude ausser ihrem Bezirke, die, ihres Umfangs wegen, sich leicht zu solchen Zwecken einrichten lassen. Diese Stadt besitzt auf ihrem Glacis das einzige Hospital der Charität, in welches man alle Arme aufnimt, die sonst nirgends Unterhalt finden können. Es ist unnatürlich, in der Eil vier bis fünfhundert Arme aus dem Hause zu stoßen, um eben so viel Fremde darinn einzuquartieren. Das hiesse, sich gleich Anfangs in den Fall setzen, ein weitläuftiges Gebäude anzustecken, das die einzige Zuflucht für die Stadt

ist und das man wählen mußte, um ein Pest-Hospital daraus zu machen. Dies Charität-Gebäude ausgenommen, hat Toulon auf seinem Gebiethe kein Haus, in welchem mehr wie eine Familie beherbergt werden könnte. Indessen mußte doch eines gewählt werden, um den Flüchtlingen aus Marseille vorerst eine Zuflucht zu verschaffen. Es ward dasselbe dazu genommen, dessen man sich während der vorigen Pest bedient hatte; ein Umstand, wovon man gar nichts würde gewußt haben, wenn nicht die Acten aus den damaligen Zeiten eines Rechtsspruchs Erwähnung gethan hätten, durch welchen dem Eigenthümer eine Entschädigung war zuerkannt worden. — So sorglos sind die Schriftsteller gewesen, uns von den vormals genommnen Maaßregeln zu unterrichten. Es ist also augenscheinlich, daß eine solche Stadt, wie Toulon ist, keine Quarantaine-Haltende aufnehmen kann, ohne sich und sie selber der Gefahr auszusetzen. Alles, was man thun kann, ist, zu rechter Zeit, einverstanden mit den Ortschaften, welche auf dem Wege nach dem verpesteten Orte hin liegen, richtige Maaßregeln zu nehmen, um auf gemeinschaftliche Kosten alle Zugänge zu bewachen und niemand vorbeyzulassen, der nicht darthun kann, daß er dazu berechtigt sey. Dem Commandanten der Provinz kömmt es zu, an den Oertern, die er dazu für schicklich hält, Märkte anzulegen. Anderswo werde ich erklären, welche Art, diese einzurichten, ich für die beste halte; denn in dem Verhältnisse, wie wir die Pest ihre Fortschritte von einer Stadt und einem Flecken zu den andern verbreiten sehen, wenn es uns nicht gelungen ist, sie aufzuhalten; für wie viel Märkte muß man da nicht sorgen?

Ziehen wir aus dem Gesagten den Schluß, daß das einzige würksame Mittel, sich zu verwahren, darinn bestehe, daß man jede verdächtige Person nöthige, zurückzukehren. Die, dem verpesteten Orte am nächsten ge-

legne Gemeine muß das Beyspiel geben; die zweyte folge ihr; der dritten bleibt fast nichts mehr zu thun übrig. Durch diese wohl fortgesetzte Aufmerksamkeit bewahren sich alle Gemeinen, und die Stadt, ihre Ernährerinn, deren Erhaltung zu ihrer eignen Wohlfarth nothwendig ist, bleibt gesund und immer im Stande, ihren Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen. Die Ausführung dieses Plans ist einfach und das Werk eines Tages. Kaum wird das Gerücht davon sich verbreiten; so werden die ersten zurückkehrenden Fuhrwerke allen denen zum Winke dienen, welche versucht seyn könnten, den verpesteten Ort zu verlassen; die Straßen werden sicher bleiben; der Handel wird sich auf eine Strecke von einigen Meilen erhalten. Diese Strenge wird sogar der bekümmerten Stadt nützlich seyn, weil man ihr von allen Seiten wird zu Hülfe kommen können; statt daß, wenn die Pest sich unter ihre Nachbarn verbreitete, sie verlassen, und diese Verlassung vielleicht ärger wie die Pest seyn würde.

Sechstes Capitel.

Von der Art, wie man in einem See-Hafen sich behütet, Nothwendigkeit, die Krankenhäuser in den Städten, wo dergleichen sind, frey zu behalten. Verordnung des Parlaments in Aix, wodurch der Stadt Toulon befohlen wurde, die Flüchtlinge aus Marseille aufzunehmen. Bewafnete Feluken, zu Bewahrung der Küste.

Die Einwohner einer verpesteten Stadt treiben nicht lange das Reisen auf den Landstraßen und nach gesunden Gegenden hin; bald nöthigt die Krankheit jeden, zu

Hause zu bleiben; ungerechnet, daß die Schwierigkeiten, welche täglich unübersteiglicher werden, nicht erlauben, an Flucht oder Rückzug zu denken, wenn einmal die Seuche bis auf einen gewissen Punct zugenommen hat. Nichts bleibt mehr frey, als die Thränen; aller Handel hört auf; alle Arbeit ist unterbrochen; man findet weder Fuhrwerke, noch Kutscher. Die Menge dieser Schwierigkeiten schlägt nieder, macht muthlos und stimmt endlich zu dem Entschlusse, sein Schicksal in einer Stadt abzuwarten, aus welcher es nicht mehr möglich ist, herauszukommen. Allein da man diese Entschliessung erst dann nimt, wenn man nichts mehr unversucht gelassen hat; so ist der Weg über das Meer, wenn man an einem See-Hafen wohnt, die letzte Auskunft, zu welcher man seine Zuflucht nehmen zu wollen nicht verfehlt. In der That war nicht so bald durch das Verboth der Fuhrwerke die Landstraße geräumt und es allgemein bekannt geworden, daß die Dörfer, durch welche man hätte reisen müssen, größtentheils angesteckt wären, als viel Familien den Hafen von Marseille verliessen und in verschiednen kleinen Fahrzeugen nach Toulon kamen, um die Erlaubniß zu erbitten, in dem hiesigen Lazarete Quarantaine zu halten. Man ertheilte ihnen dieselbe; da dies Gebäude aber allein für die Quarantaine der Schiffer bestimmt ist; konnte es nur eine gewisse Anzahl Familien fassen. Man mußte die andern, welche sich meldeten, abweisen und sie an den Küsten herumirren lassen, von woher sie dann, da sie keine Zuflucht fanden, in den Schooß ihrer Vaterstadt, aus welcher der Schrecken sie vertrieben hatte, zurückzukehren gezwungen waren.

Ich muß hier erinnern, daß, wenn es darauf ankömmt, sich selber vor der Pest zu verwahren, man sich keinen großen Gewissenspunct daraus macht, andre in Gefahr zu setzen, in so fern man nur in dieser Gefahr Rettung für sich zu finden glaubt. Hier ist ein Beyspiel davon.

Einige Personen aus Aix, einer Stadt, die fünf französische Meilen von Marseille entfernt liegt, befanden sich grade in dieser letzten Stadt, als die Pest ausbrach und erwürkten durch ihr Nachsuchen von dem Parlamente den Befehl, daß man sie in das Lazaret von Toulon, zu Haltung der Quarantaine, aufnehmen sollte. Einfacher wäre es gewesen, sich der großen Gebäude und Klöster zu bedienen, die ausser dem Bezirke dieser Hauptstadt liegen; allein man war sehr besorgt für sich und war es sehr wenig für uns. Diese Befehle, welche zu jeder andern Zeit sehr ehrwürdig sind, hören während der Pest auf, es zu seyn, und nie hatte man deren so viele gegeben, wie damals. Man sah also die Rhede von Toulon mit neuen Flüchtlingen bedeckt, welche alle abgewiesen wurden. Dies gab dann Veranlassung zu einer weisen Verfügung, an welche man gleich in dem Augenblicke hätte denken sollen, als nicht mehr daran zu zweifeln war, daß die Pest in Marseille wäre.

Die Generale der Marine, welche man bey allen Verhandlungen zuzuziehen für nöthig hielt, liessen zwey Feluken ausrüsten, welche unter Anführung von zwey Officieren die Küsten bewachen und hauptsächlich dafür sorgen mußten, daß kein von Marseille kommendes Fahrzeug auf der Rhede von Toulon vor Anker gehn durfte.

Hiermit sollte man in jeder Seestadt den Anfang machen und das müßte Toulon in Rücksicht auf Marseille, und Marseille gegen Toulon beobachten, sobald eine von diesen beyden Städten in den Fall käme, sich gegen die andre verwahren zu müssen. Alsdann bleibt das Lazaret dort, oder hier ein freyer Hafen und ein Vorratshaus für die ganze Provinz. Es bleibt frey für das allgemeine Wohl, allein zur Quarantaine für die Seeleute, zur Aufbewahrung alles Getraides, welches Ausländer herbeyführen, endlich zum Ausbreiten und Reinigen aller

Waaren, die in den Städten der Levante sind geladen worden.

Nachdem das Lazaret von Toulon sehr zur Unzeit mit den Flüchtlingen aus Marseille war besetzt worden, wurde es bald angesteckt, und da es von dem Augenblicke an aufhörte, für den Handel und die Seefahrer von Nutzen zu seyn, sahen wir uns genöthigt, des Hospitals St. Mandrier uns zu bedienen, welches eigentlich für die Marine bestimmt ist. Dies Hospital war dazumal frey. Es liegt am Ufer des Meers, nicht fern vom Lazaret und schien daher ganz gemächlich, unter Umständen, die eben nicht viel Wahl übrigliessen. Dergleichen Versuche sind indessen so bedenklich, daß man sie nur im äussersten Nothfalle wagen soll; denn die Gefahr ist groß, wenn man ausser den Lazareten rohe Waaren auslegt, indem ich dann immer die Reinigung derselben von der Ansteckung für sehr zweifelhaft halte, wo es auch sonst seyn mögte.

Noch muß ich bemerken, daß es sehr nützlich gewesen seyn würde, ausser den beyden, zu Bewahrung der Küsten bestimmten Felucken, noch eine dritte zu haben, welche über die Schiffe Aufsicht gehabt hätte, die wir mit Vorräthen nach den Inseln bey Marseille schickten. Es war billig, daß wir unsre bekümmerten Nachbarn an einem Ueberflusse Theil nehmen liessen, den wir nur ihrem Unglücke zu danken hatten. Allein einige von denen, welchen man diese Transporte auftrug, und denen man für jede Reise zwanzig Livres vergütete, hatten die Kühnheit, in den Hafen von Marseille einzulaufen und dort ihre Bezahlung zu fordern. Man hat in dergleichen Fällen alles zu fürchten, wenn nicht die genaueste Aufsicht über solche Schiffe gehalten wird. Man braucht weniger aufmerksam auf die Hinschaffung der Lebensmittel zu seyn, womit man einer angesteckten Stadt aushilft, als auf die Art, wie sie ausgeschifft und überliefert werden;

denn wenn der Schiffer oder Fuhrmann dort in einige Gemeinschaft kommt, ist es sehr zu fürchten, daß er die Pest gegen die Hülfe eintausche, die er hingebracht hat.

Siebentes Capitel.

Von Festsetzung der Quarantaine. Wie unterschieden diejenige, welche die Seeleute in den Lazareten halten, von der ist, welcher man in den mehrsten Städten der Provence und auf der Grenze sich hat unterwerfen müssen.

Die Verordnungen der Sanitäts-Collegien, in und ausser Frankreich, bestimmen mehr oder weniger Tage zu der Quarantaine für die Reisenden und für die Waaren, womit die Schiffe beladen sind, nach Inhalt der Gesundheits- Verdachts- oder Warnungs-Patente, welche die französischen Consuls in den Städten der Levante den Capitainen ausfertigen. Durch Hülfe dieser Bescheinigungen, die gegen alle Ueberraschung sichern, weiß man immer gewiß, welche von den Häfen, wo die Reisenden Verkehr gehabt haben, gesund, verdächtig, oder zweifelhaft sind.

Das Gesundheits-Patent bezeichnet einen Ort, wo gar kein Verdacht von Pest ist. Die Reisenden aber, welche in diesem Hafen gewesen sind, müssen dennoch bey ihrer Rückkunft nach Frankreich Quarantaine halten, weil die Häfen in der Levante selten ganz frey von der Pest sind, man dort auch nichts reinigen läßt, folglich diese Häfen nie für vollkommen gesund halten kann.

Das Verdachts-Patent ist wenig von dem Warnungs-Patente verschieden, indem es einen Ort bezeichnet,

in welchem die Pest seit kurzer Zeit aufgehört hat, ohne daß man gewiß seyn kann, daß sie nicht mehr dort sey.

Endlich das Warnungs-Patent ist dasjenige, welches würklich bekräftigt, daß die Pest in dem Hafen sey, aus welchem das Schiff herkömmt; und wenn (welches ein ungewöhnlicher Fall ist) ein Capitain ohne Patent ankömmt, sey es nun, daß er es untergeschlagen, oder versäumt habe, sich dergleichen ausfertigen zu lassen, wird er behandelt, wie einer, der ein Warnungs-Patent vorzeigt.

Muß man unendliche Vorsicht gegen die Ankömmlinge beobachten, die ein Warnungs-Patent überreichen; so sind diese Vorsichtigkeits-Regeln noch viel nothwendiger bey dem Umstürzen und Reinigen der Kaufmannsgüter, womit das Fahrzeug beladen ist, wie nicht weniger in Ansehung der Ueberlieferung aller Kleidungsstücke und Packete, wozu man das Schiffs-Volk anhalten muß.

Die Quarantaine eines Schiffes, welches mit einem Warnungs-Patente ankömmt, während der Ueberfahrt aber weder Todte noch Kranke gehabt hat, ist auf vierzig Tage für die Equipage und auf sechzig für die Waaren festgesetzt. Diese vierzig Tage werden erst von dem an gezählt, an welchem alles ausgeschifft und in die Lazarete geschafft worden ist. Finden sich aber auf dem Schiffe Todte oder Kranke; so verläßt man sich nicht immer auf das bloße Zeugniß des Wundarztes, oder des Capitains, welche oft zu zweydeutig sind. Man setzt voraus, daß diese Todten oder Kranken Merkzeichen der Pest an sich gehabt haben und die Equipage fängt nicht eher an, die Tage der Quarantaine zu zählen, bis man, nach einer gewissen Zeit, sie nur für verdächtig halten darf. Während dieser Frist aber, die oft durch unangenehme Umstände verlängert wird, vergißt man nichts, um diese Equipage zu hindern, mit andern Verkehr zu

haben, welches man indessen nicht mit Erfolge würde thun können, wenn nicht abgesonderte Wohnungen und Todesstrafen gegen die Gefahren sicherten.

Man kann die Quarantainen von dieser Art nicht mit denen vergleichen, die man in den Jahren 1720 und 1721 in den mehrsten Städten der Provence und auf der Grenze hat halten lassen. Ich habe geglaubt, diese Umstände genau aus einander setzen zu müssen, um zu beweisen, daß, wenn die durch Gesundheits-Verordnungen vorgeschriebnen Quarantainen, um uns gegen eine Plage zu verwahren, die tausend Meilen von uns herrscht, oft mit den unglücklichsten Zufällen vergesellschaftet seyn können, man noch viel mehr Ursache gefunden haben müßte, diejenige zu fürchten, der man die Flüchtlinge aus Marseille unterwarf, die, wenn sie des Morgens abfuhren, des Abends sich in welcher Stadt sie immer wollten, zeigen konnten.

Was durfte man sich in Toulon, oder sonst irgendwo, von den Folgen einer eingebildeten Quarantaine versprechen, die in der That nie einen rechten Anfang nahm, und von deren Erfolge man nie sicher seyn konnte? Und wie viel wagte man nicht, bis man die Leute an den Zufluchts-Ort hingeschafft hatte! Die, welche das Glück gehabt haben, ihre Flucht zu überleben, wissen es, daß der Anblick der Landstraßen, die mit Todten und Sterbenden bedeckt waren, ihnen noch weniger Schrecken einflößte, wie die Annäherung einer Menge von Elenden und Landläufern, welche sich stellten, als stürben sie vor Hunger und Durst und als wären sie von der Pest angesteckt, aber nur so lange sich entfernt hielten, als man sich bereit zeigte, ihnen Almosen zu geben. Erst nachdem sie alle diese Gräuel wahrgenommen hatten, kamen viel rechtschaffene Menschen endlich bey dem unglücklichen Ruheplatze an, welcher der letzte seyn sollte, den sie in ihrem Leben erreichten.

Ich weiß nicht, ob diese Schilderung, die ich keinesweges übertreibe, nicht die Gefahr der Quarantainen anschaulich machen wird. Nicht nur ermahne ich, niemand die Erlaubniß dazu zu geben, sondern ich mögte auch, daß man sich wohl überzeugte, daß eine Quarantaine, welche von zu viel Personen zu gleicher Zeit und an demselben Orte gehalten wird, eben so gefährlich sey, wie es diejenige nicht ist, welcher man einzelne Leute an besondern Oertern unterwirft. Nun ist es aber unmöglich, Wohnungen und Wachen genug für alle die zu haben, welche aus einem verpesteten Orte herbeykommen; folglich verliehrt man nur Zeit und Mühe, wenn man darauf sinnen will, dergleichen Einrichtungen zu machen.

Achtes Capitel.

Die Pest offenbart sich am achtzehnten Tage unter denen von Marseille kommenden Quarantaine-Haltenden. Einrichtungen, welche desfalls getroffen wurden. Nothwendigkeit, bey Zeiten zur Zählung der Einwohner zu schreiten.

Man schritt in Toulon bey Zeiten zur Zählung der Einwohner. Man zählte daselbst, im September 1720, sechs und zwanzig tausend, zwey hundert und sechs und siebenzig Personen, ohne die See-Soldaten und die Garnison zu rechnen. Jede Familie wurde genau durch Vor- und Zunamen, Alter und Geschlecht unterschieden. Die Stadt wurde in acht Quartiere getheilt, in deren jedem man einen Commissair und unter diesen Syndici anstellte. Der Commissair, welchem die Zählung in seinem Quar-

tiere Insel für Insel *) aufgetragen war, merkte auf seinem Etat an, wer abwesend, krank oder gestorben war. Es ist wichtig, in der Pest-Zeit Abschriften von diesen Etats auf dem Rathhause zu haben, aus Furcht, daß der Tod des Commissairs die Frucht seiner Arbeit vereiteln mögte. Diese gute Ordnung hat uns in Toulon genau davon unterrichtet, wie viel Einwohner wir daselbst verlohren haben; wird aber die Zählung verschoben; so ist es zu spät, dazu zu schreiten, sobald sich die Pest offenbart hat. Man ist dann mit ganz andern Sorgen beschäftigt. Es ist auch gut, den Bürgern anzuzeigen, daß es nach einer gewissen Zeit nicht mehr erlaubt seyn werde, die Wohnung zu wechseln. Durch dies Mittel wird jede Unrichtigkeit in den Tagebüchern verhindert und man hat den Etat einer Stadt immer vor Augen.

Es ist rathsam, ausser der Stadt, wo es keine so weitläuftigen Gebäude giebt, ein Haus in Bereitschaft zu halten, das bequem genug sey, sogleich die erste Familie aufzunehmen und darinn bewachen zu lassen, welche im Verdacht ist von der Pest befallen zu seyn. Wir hatten das Unglück und die Gefälligkeit, ein solches Gebäude zu einem ganz andern Gebrauche einzuräumen, und machten dadurch nur desto mehr Menschen unglücklich.

Fängt die Pest an, sich im Frühlinge und Sommer zu offenbaren; so vervielfältigt man nach Gefallen die Anzahl solcher Aufbewahrungs-Oerter, indem man Hütten auf freyem Felde erbauet; allein auf dies Hülfsmittel kann man in späterer Jahrszeit nicht rechnen. Daher kam es dann, daß bey uns die zerstreueten Schlachtopfer sich, gleichsam wie zu einem gemeinschaftlichen Feuer, einander näherten und bald einerley Schicksal hatten.

---

*) Insel nennt man in der Provence ein abgesondert liegendes Haus, oder mehrere zusammenstoßende Gebäude, deren Vorderseiten nach vier Straßen hinsehen.

Die Pest, welche wir noch neun Meilen weit von uns entfernt glaubten, offenbarte sich unter den Quarantaine-Haltenden am achtzehnten Tage derselben. Nun sahen wir es ein, wie gefährlich uns unser Mitleiden wurde. Jeder Tag vermehrte die Fortschritte der Krankheit; und da die Pest nun vor unsern Thoren war, wie hätten wir ihr da nicht unterliegen sollen? Wir hätten länger dagegen kämpfen können, wenn wir ausserhalb solche abgelegene Wohnungen eingerichtet gehabt hätten, die man mit den Aussenwerken einer Festung vergleichen kann, welche oft den Feind abschrecken und ermüden; aber eine Stadt, wie Toulon, der es an aller Vertheydigung dieser Art fehlte, vermogte nicht, der Annäherung einer Pest zu widerstehn, welche man hätte voraussehn und ihr zuvorkommen sollen.

Bey diesen traurigen Umständen war für Toulon, welches weder für fremde noch einheimische Quarantaine-Haltende einen Zufluchtsort hatte, das Arsenal eine unversiegbare Hülfsquelle. Man nahm aus diesem Arsenal alles Holz und die übrigen nöthigen Geräthschaften, um ein erstes Hospital zu errichten, welches mit der größten Schnelligkeit bewürkt wurde. Es fehlte nicht an Arbeitsleuten, um eine große Anzahl abgesonderter Kämmerchen anzulegen, in welchen der Aufenthalt um so weniger gefährlich wurde, je mehr der Tod oder die Krankheit einiger, diejenigen, welche dem Ende ihrer Quarantaine nahe waren, bewog, sich eingezogen zu halten. Durch dies Hülfsmittel geschah es, daß eine so kleine Stadt, welche kaum ein Hospital für die Kranken unterhalten konnte, im Stande war, deren mehrere anzulegen und sie reichlich mit allem zu versehn.

Der König, so jung er auch damals war, als die Pest die ganze Provence durchwüthete, verdiente schon von der Zeit an, durch sein Mitgefühl bey unsern Leiden, durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er uns Hülfe zu-

kommen ließ, durch die Größe und Menge seiner Wohlthaten, der Vielgeliebte dieser unglücklichen Provinz zu heissen, wie er nachher der Vielgeliebte des ganzen Königreichs wurde. Seine Majestät schenkte der Stadt Toulon, ohne Einschränkung, alles, was man aus dem Arsenal genommen hatte. Dies Geschenk wahr unschätzbar und des Edelmuths eines so großen Königs würdig; allein diese Handlung des Mitleidens, welche ich nicht verschweigen darf und welche zu erzählen, gerechte Dankbarkeit mich aufruft, müsse nicht unsre Nachfolger so weit verleiten, daß sie je den schädlichen Entschluß fassen, fremde Quarantaine-Haltende aufzunehmen.

Neuntes Capitel.

Von den Scheinen oder Gesundheits-Pässen. Welchen gefährlichen und schädlichen Gebrauch man davon machen könne und gemacht habe. Schwierigkeit, etwas an die Stelle derselben zu setzen. Wie und an welche Personen sie ausgetheilt werden sollen.

Es ist gebräuchlich, zur Pest-Zeit zu den Gesundheits-Scheinen seine Zuflucht zu nehmen. Wie sollte man diese Vorkehrung unterlassen können, die man wie die einzig mögliche ansieht und durch deren Hülfe Handel und Verkehr unter allen gesunden Ländern frey und gefahrlos bleiben? Der Reisende geht und kömmt aus einer Stadt in die andre, indem er aller Orten Brief und Siegel bey sich führt, welche den Zustand seiner Gesundheit, seinen Wohnort und den Weg, welchen er genommen hat, darthun.

Da es indessen nur zu wahr ist, daß man unter Begünstigung eines Gesundheits-Scheins ungestraft von einer Straße ablenken und bis zu einem verpesteten Orte hinkommen kann; so begreife ich noch nicht, wie man auf einen so gefährlichen Gebrauch hat sein Vertrauen setzen können. Mögte es nur möglich seyn, ein anderes und sicheres Mittel zu erfinden, durch welches man sich in Zukunft gegen alle Ueberraschung sichern könnte!

Ich habe schon gesagt, daß es kein besseres Mittel gäbe, zu verhindern, daß die Pest aus einer Provinz in die andere komme, als alle Gemeinschaft mit der angesteckten Provinz abzubrechen, welches auf keine andre Weise geschehn kann, als indem man Linien zieht, deren Uebertretung durch die Strenge der Gesetze verhindert wird. Allein wodurch sollen gesunde Städte, welche in einer solchen angesteckten Provinz gelegen sind, dahin gelangen, daß sie nicht das Elend mit tragen müssen, wenn sie diejenigen aufnehmen, welche mit einem so zweydeutigen Beweise von Gesundheit, wie ein Paß ist, erscheinen?

Es wäre sehr zu wünschen, daß jede Gemeine ihre Nachbarn als verdächtig betrachtete und Grenzlinien bestimmte, über welche zu treten keinem Einwohner erlaubt würde. Wie kann man sich aber den gegenseitigen und täglichen Hülfsleistungen entziehn? Wie soll eine Stadt es anfangen, die Lebensmittel zu entbehren, welche die umherliegenden Dörfer ihr zuführen? Und wie sollen sich diese Dörfer erhalten, wenn ihre in dem Bezirke eingeschlossenen Einwohner weder in der Stadt ihre Lebensmittel verkaufen, noch von daher dasjenige mit zurückbringen dürfen, was ihnen nothwendig ist? Alle diese Schwierigkeiten, zu welchen man noch viel andre hinzufügen könnte, machen es unvermeidlich, daß man ein gegenseitiges Verkehr fortdauern lasse, dessen Gefahren man nur, so viel möglich, zuvorkommen muß.

Die Thore einer eingeschlossenen Stadt bleiben jedem geöfnet, allein niemand erscheint vor denselben, oder wenn jemand diesen schädlichen Entschluß faßt, so geschieht es, um aus dem allgemeinen Elende Nutzen zu ziehn und um geringen Preis Waaren einzukaufen, die er andrer Orten theuer wieder zu verkaufen denkt. Alsdann macht die Pest dieselbe Reise mit diesem Unglücklichen, und wehe der Stadt, für welche sein Ankauf bestimmt ist! Wenn er ohne Schwierigkeit einen Gesundheits-Schein bekommen kann; so erhält er dadurch ein sicheres Mittel, sein Verbrechen zu vollenden, wie Toulon dies leider! erfahren hat. Den Beweis davon werde ich an einem andern Orte geben.

Kann man Kaufmannsgüter aus einer angesteckten Stadt in das gesunde Land führen; so ist dies besonders der Fall in Bauer-Hütten und Dörfern, wo die weniger bekannten Verwahrungs-Mittel nicht so genau wie in den großen Städten angewendet werden. Nun aber werden diese Waaren Anfangs in Bauer-Häuser abgesetzt, kommen dann nur stückweise in die Städte, als wären es Güter, die lange Zeit vorher in dem gesunden Lande gekauft worden, und bringen auf diese Weise eben so leicht die Pest dahin, wie ein einzelner Mensch ohne Schwierigkeit nach einem verpesteten Orte gehn, daselbst einen Handel oder ein anderes Geschäft in Richtigkeit bringen und dann zurückkommen kann, ohne daß man gegen ihn den geringsten Verdacht fasse.

Die Gesundheits-Scheine sind die Quelle aller dieser Uebel. Die Untersuchung derselben, welche man an den Stadt-Thoren anstellt, ist immer um so gefährlicher, weil dabey die Einwohner mit den verdächtigen Personen vermengt werden. Je ordentlicher diese Untersuchung angestellt wird, desto mehr Gefahr zieht sie nach sich, weil sie, wenn sie lange dauert, einen immer grössern Zusammenfluß von Menschen veranlaßt. Diejenigen, welche

sich vor dieser Genauigkeit scheuen, wählen, um sich zu melden, die Zeit der Nacht, oder wann sie sehen, daß das Gedränge die Aufseher verlegen und müde macht. Dazu kömmt noch, daß, man möge nun die, welche sich also darstellen, aufnehmen oder zurückweisen, die Ansteckung geschehen ist, wenn die Menschen sich einander genähert haben.

Ich meine also, und die Erfahrung hat mich davon überzeugt, daß die Untersuchung der Gesundheits-Scheine an den Eingängen in große Städte immer Verwirrung verursache und nicht selten zum Verderben gereiche. Man müßte also dergleichen nicht eher anstellen, als bis eine andre Untersuchung an der Grenze des Gebieths vorhergegangen wäre, woselbst man eine Wache halten lassen sollte, um die Vorübergehenden auszukundschaften, so wie es von den Brigaden der General-Pächter auf den Landstraßen geschieht. Auch müßte man jeden Unbekannten durch Soldaten, welche auf diesen Posten angestellt wären, bis zu dem nächsten Dorfe, durch welches er gekommen, geleiten und ihn so von Dorf zu Dorf führen lassen, bis an das verpestete Gebieth. Man würde sehr viel Sorgen und Gefahr sparen, wenn die Todes-Strafe, wie es seyn sollte, auf die Verwegenheit eines Menschen gesetzt wäre, der ohne Paß oder mit einem falschen Gesundheits-Scheine herankäme.

Ich füge noch hinzu, daß ein Gesundheits-Schein, selbst wenn er auf gehörige Art verfaßt ist, dennoch nicht vor der Gefahr sichert, weil der Inhaber desselben einen schädlichen Gebrauch davon machen kann. Um dies begreiflicher zu machen, nehmen wir an, die Pest sey in Marseille und, wenn man will, auch in den umliegenden Dörfern. Nun fordert ein Mensch einen Gesundheits-Zettel zu Toulon, um nach Aix zu gehn. Man giebt ihm denselben ohne Schwierigkeit, weil man weiß, daß die Straße gesund ist. Hierauf läßt dieser Mensch, der

Verordnung gemäß, um beweisen zu können, daß er den Weg genommen hat, seinen Gesundheits-Paß in allen den gesunden Gemeinen, durch welche er bis Roquevaire kömmt, untersuchen. Da von Roquevaire bis Aix kein Dorf mehr zu durchreisen ist, verläßt er den Weg nach Aix und schlägt den nach Marseille ein, wo nichts ihn aufhält; denn wenn die Dörfer Aubagne, St. Marcell und St. Loup noch gesund sind, wird er durch Hülfe seines Scheins aufgenommen; sind sie aber angesteckt; so verbindet ihn nichts, denselben vorzuzeigen. Dieser Mensch kömmt nach Marseille, verläßt die Stadt wieder, nimt seinen ersten Weg, zeigt sich in Aix mit seinem Zettel, welcher in Toulon ausgefertigt und bis Roquevaire mit Bescheinigung versehen ist, und giebt vor, in diesem Orte verweilt zu haben. Man ertheilt ihm in dieser Hauptstadt auf's Neue eine Bescheinigung. Er geht über Marseille zurück, wenn es ihm beliebt, stellt sich in Roquevaire, als käme er von Aix und kehrt nach Toulon heim, wo man desto weniger seinen frevelhaften Betrug argwohnt, da man seine Abwesenheit nicht einmal bemerkt hat. Ist die Pest in einem See-Hafen; so laufen alle benachbarte Häfen um so mehr Gefahr, dergleichen Täuschungen ausgesetzt zu seyn, da bey der Schiffahrt solche falsche Wege noch leichter verdeckt bleiben können.

Verwechseln wir aber nicht einen Gesundheits-Schein mit einem Ein- und Auslaß-Zettel, welcher dazu dient, die Einwohner daran zu erkennen! Diesen kann man nicht versagen, ohne der ganzen Stadt eine Gefangenschaft aufzulegen, ohne den Arbeiter und dessen Familie ihres Tagelohns zu berauben, endlich ohne zu bewürken, daß das Feld unbestellt und brach liegen bleibe. Dennoch sind auch diese Zettel Ungemächlichkeiten unterworfen. Man kann sie verliehren, oder umtauschen. Wie darf man übrigens auch sich schmeicheln, daß in einer volkreichen Stadt, in welche täglich so viel Leute eingehen, diejenigen, welchen die Untersuchung solcher Zettel auf-

getragen ist, immer eine gleiche Aufmerksamkeit anwenden werden?

Welchen Weg man auch einst einschlagen mögte; so erinnere man sich, daß, wenn man keine sichrern Mittel, wie Gesundheits-Scheine, ausfündig macht, es nöthig sey, sie nur wenig Personen zu ertheilen; daß es der Klugheit nicht gemäß sey, die Austheilung derselben bloß den Unterbedienten anzuvertraun, sondern, daß dies Geschäft vielmehr einem angesehenen Bürger anvertrauet werden müsse; daß es rathsam sey, bey solchen Umständen auf eine Zeit lang alle Waaren, die von Aussen herkommen, zu entbehren und den Handel gewisser Leute zu sperren; zum Beyspiel der Trödler, die allerley Arten von Kleidungsstücken kaufen und verkaufen; derer, von denen man weiß oder argwohnt, daß sie Contrebandiere sind und deren Ausgang und Abwesenheiten heimlich und verstohlen vorgehen, folglich oft unbekannt bleiben; endlich derer, die um Erlaubniß, sich zu entfernen, bitten, ohne daß man einen Vorwand dazu wisse. Es würde rathsam seyn, solche Leute zu verpflichten, sich täglich zu melden, und ihnen zu untersagen, ausser Hause zu schlafen. Allein da die menschliche Klugheit sich nicht gegen die Kunstgriffe bösgesinnter Leute verwahren kann; wäre es zu wünschen, daß der König geruhen mögte, bey Lebensstrafe jedem Einwohner, der in einem verpesteten Orte ansässig ist, zu verbiethen, daselbst Waaren, Kleider, oder Hausrath zu verkaufen und allen, sowohl Fremden als Einheimischen, dergleichen zu kaufen. Man würde keine Waaren mehr von einem Orte zum andern bringen, wenn der Kauf und Verkauf derselben mit dem Tode bestraft würde. Die Municipal-Beamten würden dann auch nicht mehr nöthig haben, über diesen wichtigen Gegenstand zu wachen, welcher die unselige Ursache alles Elendes war, das die Stadt Toulon betraf.

Zehntes Capitel.

Erster Zeitpunkt der Pest, welche aus einer der Inseln bey Marseille nach Bandol und von da, unter dem Schutze eines Gesundheits-Scheins, nach Toulon gebracht wurde. Nützliche Vorkehrungen in Rücksicht auf die Einwohner von Bandol und auf ein verdächtiges Haus in Toulon.

Nachdem das Lazaret und das Hospital St. Roch leer geworden, theils durch den Tod derer, welche dahin geflüchtet waren, theils durch Endigung der strengen Quarantaine, welche unverdächtige Personen gehalten hatten, theils endlich weil sich kein aus Marseille kommender meldete, wo die Pest unerhört um sich griff; war man nun im Stande, diese beyden Zufluchts-Oerter von der Ansteckung zu reinigen, um sie auf jeden Fall in Bereitschaft zu haben. Da wir uns immer mehr über die Gefahren beruhigten, die so glücklich vorübergiengen; wiegten wir uns durch den tröstenden Gedanken ein, daß wir unsern bedrängten Nachbarn lange Zeit würden nützlich seyn können. Diese Hofnung würde viel mehr Grund gehabt haben, wenn man früher die Vorsicht gebraucht hätte, bewafnete Felucken zu Bewahrung der Küste zwischen Marseille und Toulon zu halten.

Die Pest hatte sich zu Marseille im Lazaret offenbart, als die ersten Ballen Kaufmannsgüter eröfnet wurden, welche der Capitain Chateau in Syrien geladen hatte. Sie waren so sehr vergiftet, daß man, um die Lastträger nicht ferner der Gefahr bey dem Auspacken derselben bloß zu stellen, es für rathsam hielt, einen Theil dieser Ladung auf einer der Inseln bey Marseille, die unter dem Namen der Insel Jarre bekannt ist, abzusetzen, woselbst sie nach-

her auf Befehl des Hofs verbrannt wurden. Dieser unglücklichen Ladung hat Marseille sein Elend zuzuschreiben, ohne daß man je hat erfahren können, auf welche Weise die Pest aus dem Lazarete sich in die Stadt verbreitet hatte.

Da diejenigen, welchen diese Kaufmanns-Güter anvertrauet worden, entweder gestorben waren, oder versäumt hatten, über die Sicherheit dieser Niederlage zu wachen; wagten es Seeleute, einen Theil davon zu rauben.

Einige Einwohner von Bandol, einem kleinen See-Hafen, drey Meilen von Toulon, wo einige Familien neben einander wohnten, landeten in der Nacht auf jener Insel und nahmen einen Ballen Seide mit sich, der uneröfnet und nicht ausgebreitet, noch alles Gift in sich hielt. Bey ihrer Rückkunft nach Bandol theilten sie die Beute unter sich. Hatten sie das Verbrechen gemeinschaftlich begangen; so mußte nun jeder von ihnen auch die Strafe tragen, und diese Elenden, die ein zu schneller Tod immer zu früh der gesetzlichen Ahndung entzieht, steckten so plötzlich ihre Familien und das ganze Dörfchen an, daß es keinem von ihnen möglich gewesen seyn würde, die Pest weiter zu verbreiten, indem alle fast zu gleicher Zeit davon befallen wurden, wenn nicht ein gewisser Barken-Führer, Cancelin mit Namen, aus Toulon, welcher gerade an dem Tage in Bandol war, den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seine Barke dort zu lassen und zu Lande nach Toulon zurückzukehren. Er war mit einem Gesundheits-Scheine versehn, der ihm die Freyheit gab, zuweilen zu Lande, zuweilen zu Wasser, hin und herzureisen. Er brauchte die Vorsicht, denselben unterwegens durch die Bürgermeister von St. Nazar, einem andern kleinen Hafen, eine Meile von Bandol gelegen, bestätigen zu lassen. Man argwöhnte nicht, wo er gewesen war, wußte auch vielleicht noch nichts von dem dortigen Elende. Auf diese Weise, und indem er seine Abwesenheit und welchen Weg er genommen hatte, verhehlte, erschien er spät des Abends,

am fünften October 1720, vor dem Thore von Toulon, wo er, unter dem Schutze seines ordnungsmäßigen Passes, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde.

Unsre Unglücks-Stunde war gekommen, ohne daß man in Toulon die geringste Ahndung davon hatte. Man erfuhr schon am sechsten October, daß die Pest in Bandol wäre. Man traf noch an demselben Tage Vorkehrungen und that in Rücksicht auf dies Dörfchen, was man, wie ich gesagt habe, aller Orten, wo die Pest sich zeigt, thun sollte. Herr Dupont, Commandant in Toulon, ließ dort alle Zugänge sperren, so daß die unglücklichen Einwohner so enge in ihrem Bezirk eingeschlossen waren, daß sie nicht mehr über ihre Grenze treten durften. Die Gemeine von Toulon sorgte indessen augenblicklich so vollkommen für alle ihre Bedürfnisse, daß sie Beystand und Hülfe jeder Art fanden; und die Pest dehnte sich in dortiger Gegend nicht weiter aus.

Erst am zweyten Tage nach Cancelins Rückkunft erfuhr man, daß er krank wäre. Er starb am eilften October und wurde auf die gewöhnliche Weise begraben, wie einer, dessen Tod niemand befremdet. Man hegte nicht den geringsten Verdacht über die Art seiner Krankheit und über seinen Tod, bis zum Siebenzehnten, an welchem Tage seine Tochter starb. Einer seiner Nachbarn, dem dieser zweyte Sterbefall, in derselben Familie und in demselben Hause, auffiel; stellte uns auf dem Rathhause vor, es sey wichtig, die Ursache dieser beyden Sterbefälle zu untersuchen. Er fügte hinzu, es sey möglich, daß Cancelin, welcher am fünften des Monats von St. Nazar gekommen, durch Bandol gereißt sey, woselbst er seine Barke hätte stehn lassen.

Auf diese Anzeige ließ man den Arzt, den Wundarzt und den Apotheker, welche den Vater und die Tochter besorgt hatten, kommen. Sie stimmten, da sie einzeln befragt wurden, darinn überein, daß die Krankheiten nichts

verdächtiges, nichts zweydeutiges gezeigt haben. Da es wesentlich nöthig war, alle Zweifel, die aus des Angebers Aussage folgten, aus dem Wege zu räumen; trugen wir zwey andern Aerzten und zwey Wundärzten die Untersuchung des Leichnams der Tochter auf, mit dem Befehle, einen schriftlichen Bericht darüber aufzusetzen, nach welchem man einen passenden Entschluß nehmen könnte. Die Aerzte und Wundärzte fanden das Mädchen im Sarge, mit unbedecktem Gesichte. In diesem Zustande untersuchten sie dasselbe, befragten die Mutter und die nahen Verwandten über die Art und Merkzeichen der Krankheit, und verfaßten einen Bericht, der noch vortheilhafter als der des ersten Arztes war.

Da ein solches Zeugniß, das sich bloß auf die Besichtigung des Gesichts und der Hände des Mädchens gründete, uns wenig befriedigte; drangen wir bey denselben Aerzten darauf, daß sie den Cörper in ihrer Gegenwart sollten entkleiden lassen, um mit mehr Kenntniß der Sache den Ausspruch thun zu können. Die Entdeckungen, welche diese neue Untersuchung veranlaßte, die weniger als die erste trügen konnte, erweckten Verdacht; doch schien die Gefahr noch nicht gewiß. Weil indessen zur Zeit der Pest auch die geringsten Anzeigen nicht vernachlässigt werden durften, stellte man sogleich um sieben Uhr des Abends eine Schildwache vor Cancelins Haus, mit dem Befehle, niemand heraus zu lassen. Diese Sorgfalt sicherte uns gegen fünf und dreyßig Personen, an Verwandten, Nachbarn und Bekannten, welche der Tod dieses Mädchens versammelt hatte und die sich in der Stadt würden zerstreuet haben, wenn diese Maaßregel eine Stunde später wäre genommen worden.

Wir besorgten noch in der Nacht und ohne Geräusch das Dringendste und Beste, was sich thun ließ. Der Commandant, als er erfuhr, welche Befehle wir schon gegeben hatten, gab die seinigen dahin, daß eines der

Thore um Mitternacht geöfnet werden sollte. Wir begaben uns in Cancelins Haus und liessen die Wittwe und diejenigen, welche sich im Hause befanden, rufen. Wir wendeten gelinde und Ueberredungs-Mittel an, um diese betrübte Familie über die Vorkehrungen zu beruhigen, welche sie uns nehmen sah. Wir gaben ihr zu verstehen, daß, um den Schrecken nicht zu vermehren, und niemand in Gefahr zu setzen, man sich der so genannten Raben *) nicht bedienen würde; kurz! alles wurde so gut eingeleitet, daß jene fünf und dreyßig Personen die Stadt verliessen, den Leichnam selbst begruben und in das Hospital St. Roch geführt wurden, wo man schon am folgenden Tage anfieng, sie mit allem zu versehen, dessen sie bedürfen konnten.

Eilftes Capitel.

Bemerkungen über einen ersten Zeitpunct der Pest. Nothwendigkeit, den Einbruch der Seuche bekannt zu machen. Nachtheil, welcher aus der Verheimlichung entsteht.

Wir betrachteten noch immer Cancelins Todesart zweifelhaft und ohne jedoch aufzuhören, über die Folgen, welche eintreten konnten, wachsam zu seyn, zwangen wir uns, unsre Sicherheit auf die Ungewißheit der Berichte der Aerzte zu gründen, die nun fürchteten, zu viel gesagt zu haben und daher aller Orten ausbreiteten: ihr Argwohn sey nur sehr schwach gewesen. Die Bürgermeister glaubten,

---

*) So nannte man diejenigen, welche die an der Pest Gestorbenen beerdigten.

es sey noch nicht Zeit, die Stadt für angesteckt zu erklären; allein ich meine, sie hätten dies thun sollen. Ihr Stillschweigen aber, verbunden mit dem Aufsehen, das die Entfernung von fünf und dreyßig Personen aus einem Hause und der ziemlich schleunige doppelte Todesfall machte, würkten eben so viel, wie eine erste Erklärung. Unsre Nachbarn beobachteten uns. Weil wir es uns indessen angelegen seyn liessen, Nachrichten von jedem Umstande zu sammeln, der Licht über unsern Zustand verbreiten konnte, erfuhren wir von dem Almosenier, welcher sich dem Dienste der Verpesteten in Bandol gewidmet hatte, daß Cancelin an demselben Tage dort gewesen wäre, an welchem sich die Pest daselbst offenbart hatte.

Diese Erläuterung war hinreichend, die Stadt verdächtig zu machen; da aber kein Befehl uns verband, dies zu erklären und keine Strafe auf die Unterlassung gesetzt war, man auch kein Beyspiel wußte, daß andre Städte in der Provinz dies Bekenntniß so früh abgelegt hatten; liessen wir uns durch die Betrachtung, daß, von jedermann verlassen zu werden, die einzige Frucht seyn würde, die wir von unserer Offenherzigkeit erwarten könnten, und durch tausend andre, sehr niederschlagende Ueberlegungen, bewegen, zu erwarten, welche Folgen der erste Zeitpunct der Pest mit sich führen würde und hofften noch immer, den Lauf derselben gehemmt zu haben. Doch welch ein Wahn und wen hat er nicht irre geführt! Er wäre verzeihlich gewesen, wenn er sich bloß auf die Ungewißheit eines Berichts gegründet hätte, den die Aerzte selbst als unsicher angaben; allein nach dem Zeugnisse des Almoseniers in Bandol, durfte man sich nicht mehr über Cancelins und seiner Tochter Todesart täuschen.

In solchen Umständen soll eine Stadt, ohne Befehle zu erwarten, sich Grenzen und Schlagbäume da, wo ihr Gebieth anfängt, errichten, wie man dies, obgleich sehr spät, im Jahr 1720 that. Diese Schlagbäume hindern

nicht, daß der Markt gehalten werde; die Thätigkeit dauert zu seinem Vortheile fort und nimmt noch zu. Ganze Gemeinen von unschätzbarem Werthe werden gesund erhalten, statt daß wir unser eignes Unglück erschweren, indem wir unsre Leiden mittheilen. Wir haben gesehn, daß alle Städte in der Provence es auf das Aeusserste kommen liessen, bevor sie sich für angesteckt erklärten oder vielmehr entrissen ihnen die gesunden Städte dies Geständniß nur, wenn sie bemerkten, daß man vor dem Publico die Krankheiten und Todesfälle zu verhehlen und die Cörper heimlich fortzuschaffen suchte.

Zwölftes Capitel.

Welche Folgen dieser erste Zeitpunct hatte. Fruchtlose Versammlung des Raths. Unentschlossenheit über die Wahl eines Hospitals. Ohnmacht einer Stadt, in welcher die Pest alle Hülfsquellen hemmt.

Wir haben gehört, daß die Kennzeichen der Pest erst nach achtzehn Tagen an denen von Marseille gekommenen Quarantaine-Haltenden sichtbar wurden. Diese Erfahrung bewog zu dem Entschlusse, Cancelins Familie und seinen Miethsleuten eine vollständige Quarantaine aufzulegen. Zwanzig Tage verflossen, ohne daß unter den fünf und dreyßig, im Hospitale St. Roch eingeschlossenen Personen einer krank geworden oder gestorben wäre. Schon beschuldigte man die Obrigkeit, welche immer dem öffentlichen Tadel ausgesetzt ist, kostbare und unnütze Vorkehrungen getroffen zu haben; allein der fünf und zwanzigste Tag legte allen Schwätzern Stillschweigen auf. Der Tod zweyer kleinen Kinder hatte allein in Cancelins Familie

sonderbare Folgen. Es bestand dieselbe aus neun Personen, von denen sieben in weniger wie vierzehn Tagen mit den aller unterscheidendsten Kennzeichen der Pest starben. Die andern Quarantaine-Haltenden, welche sich bey Seiten von dieser Familie getrennt und abgesondert gehalten hatten, genossen, obgleich sie in demselben Hause waren, das Glück, bewahrt zu bleiben. Dieser Umstand verlängerte ihre Quarantaine und am Ende derselben wies man ihnen das Lazaret an, um eine neue zu beginnen.

Das Hospital St. Roch, welches uns zu keiner Zeit so nützlich wie damals gewesen ist, war nun auf's Neue frey. Man schritt ohne Anstand zu der Reinigung der cancelinschen Wohnung, in welcher man beynahe allen Hausrath verbrannte. Diese Art zu verfahren hat in der That niemals unangenehme Folgen, allein da man Mittel wählen kann, wobey weniger Verlust ist; werde ich diese anzeigen, wenn wir von der Reinigung der Stadt reden, in welcher die Pest nur wenig Häuser verschont hatte.

Dieser erste Zeitpunct schien keine Spuren in der Stadt zurückgelassen zu haben. Es folgte nun auf den lebhaftesten Schrecken die sichtbarste Ruhe und lauter Beyfall auf das vorige Murren. Man war darauf bedacht, ausser St. Roch noch andre Zufluchts-Oerter zu bereiten. Hier konnte man nur Hütten auf freyem Felde aufschlagen, welches die Jahrszeit noch gestattete; allein wie war das anzugreifen und wobey sollte man anfangen? Der Commandant der Provinz gab den Befehl dazu; der Stadt-Commandant drang auf die Ausführung; die Befehle wurden aber vergebens ertheilt, weil wir die Unmöglichkeit vor uns sahen, etwas auszurichten. Wir verlohren also die kostbare Zeit mit Entwürfen. Was war auch würklich von einer Gemeine zu erwarten, der es an allen Hülfsquellen fehlte und die keine andern Einkünfte hatte, als die, welche sie aus den Auflagen auf die täglichen Bedürfnisse der Einwohner zog? Die Reichen dachten nur

daran, sich durch die Flucht in Sicherheit zu setzen, und die Armen hatten nur Thränen und ohnmächtige Wünsche zu unsern Diensten.

So war der Zustand der Stadt Toulon am Ende des Novembers beschaffen. Weil alle Pachtungen verlassen waren, mußte man dieselben verwalten lassen. Die Fleisch-Lieferungs-Pacht, welche einen beträchtlichen Vorschuß erforderte, setzte uns am mehrsten in Verlegenheit. Man gelangte mit Mühe dahin, einen Fond von dreyßig tausend Livres zusammen zu bringen, um sich eine Lieferung zuzusichern, die wir aus Auvergne und Dauphine erhalten sollten. Diese Hülfe war geringe für eine bevölkerte Stadt, welche in dem unglücklichen Zustande, womit sie bedroht wurde, nicht hoffen durfte, ihre Vorschüsse wieder erheben zu können. Man schlug alles zu Gelde an, was man in den Buden der Aufkäufer und in den Waarenlagern der Kaufleute fand und legte Beschlag auf alle Vorräthe, die zu finden waren, indem die Gemeine sich für die Zahlung verbürgte.

Es kam hauptsächlich darauf an, ein erstes Hospital einzurichten. Niemand wollte es in der Stadt dulden und doch erkannte jedermann die Ungemächlichkeiten und Schwierigkeiten, welche entstehn mußten, wenn man die Charität dazu wählte, aus welcher ein Haufen von Armen fortzuschaffen war, den man nirgends unterzubringen wußte. Das Capuciner-Kloster, welches luftiger und abgesonderter, wie jedes andre lag, schien am bequemsten, um sie aufzunehmen. In wenig Stunden waren die Mönche mit ihrem Hausrathe daraus fortgeschafft; allein, um nun das Hospital einzurichten, wäre ein Kosten-Aufwand erfordert worden, den die Gemeine weder unternehmen, noch aushalten konnte. Die vornehmsten Bürger, die man immer berief und zuRathe zog, gaben uns nur Vorschläge an die Hand; aber kein einziger stimmte darauf, irgend einen Geld-Beytrag anzuschaffen, so daß, wenn man die damals gepflognen Berathschlagungen untersuchen

wollte, man finden würde, daß alles einstimmig darauf hinauskam, daß man nichts thun wollte. Mitten in dieser Unthätigkeit setzte uns ein zweyter Anfall von der Pest in den Stand, zu urtheilen, daß nicht mehr die Rede davon seyn konnte, sich zu schmeicheln, man habe die Fortschritte der Seuche gehemmt. Ich will die genauern Umstände davon anführen.

Dreyzehntes Capitel.

Zweyter Zeitpunct der Pest in drey verschiednen Häusern. Genaue, aber vergebens angestellte Untersuchungen, um die Ursache zu entdecken. Verschiedne Vorkehrungen, die man bey dieser Gelegenheit traf.

Am dritten des Decembers 1720 starb eine schwächliche Wittwe, Tassy mit Namen, an einer Entkräftung. Ihr unbedeutender Nachlaß, welcher in einigem Hausrathe von geringem Werthe bestand, wurde gleich am folgenden Tage unter drey Erben getheilt, die nicht erwarteten, daß die Pest das unselige Erbtheil wäre, welches sie erhalten hätten.

Einer dieser Erben, Bonnet genannt, starb fast plötzlich in der Nacht des sechsten Decembers. Dergleichen Todesfälle machen gewöhnlich Aufsehn in kleinen Städten, besonders wenn die Furcht vor der Pest die Aufmerksamkeit spannt. Man brachte die Familie und die Miethsleute in dem Hause dieses Bonnets in Sicherheit, und ließ aus demselben niemand herausgehn, bis die Aerzte, denen aufgetragen wurde, die Art der Krankheit, an welcher Bonnet gestorben war, zu untersuchen, entschieden,

es sey ein Schlagfluß gewesen. In Rücksicht auf diesen Bericht wurde die Beerdigung gestattet und die Familie wieder in Freyheit gesetzt.

Einen gewissen Michel, den zweyten Erben, befiel sie am Neunten, drey Tage nach Bonnets Tode. Da er gestand, daß er die Pest habe, wurde er in der Nacht nebst seiner Frau und seinem Sohne aufgehoben. Man brachte sie in das Hospital St. Roch, welches man immer wie einen Aufbewahrungs-Ort ansah. Man trug dem Beichtvater auf, zu ergründen, woher die Ursache dieses neuen Unglücks entstanden seyn könnte. Er berichtete uns, man könne sie nur auf den Hausrath der Wittwe Tassy schieben. Vater, Mutter und Sohn hatten ein gleiches Schicksal und starben plötzlich in weniger wie zehn Tagen.

Diese auf einander folgenden Sterbefälle ließen uns mit Recht vor den Folgen zittern, die Bonnets Tod haben würde, den man nicht mehr für gewöhnlich und natürlich hielt, und wir sahen eine Reyhe von Leiden voraus, die um so ausgedehnter seyn mußte, je weniger man die Familie gehindert hatte, mit andern in Gemeinschaft zu kommen. Der einzige Weg, den man, obgleich spät, nehmen konnte, war, sich dieser Familie und der von der Wittwe Remedi, als der dritten Erbinn, zu versichern. Man verwies sie in ihre Landhäuser und versah sie mit Wachen, welche theils auf sie Acht haben, theils für ihren Unterhalt sorgen sollten. Von funfzehn Personen, woraus diese beyden Familien bestanden, starben drey von den Angehörigen der Wittwe Remedi, als ob die Gleichheit der Erbschaft dadurch gerechtfertigt werden müßte, daß jeder seinen Antheil an dem Unglücke trüge. Da keine Anzeige vorhanden gewesen war, daß die Wittwe Tassy und ihre Erben mit Cancelins Familie in Verbindung gestanden, waren alle unsre übrigen Nachforschungen fruchtlos. Dieser zweyte Zeitpunct, dessen Ursprung wir nicht entdecken konnten, machte es allen Einwohnern begreif-

lich, daß es Zeit wäre, sich gegen die Gefahr der Mittheilung ernstlicher zu verwahren. Der Herr Bischoff wurde ersucht, die Feyerlichkeiten des Weinachts-Festes einzustellen. Es wurde weder eine Mitternachts-Messe, noch Predigt in keiner Kirche gehalten, und von dem Tage an war Toulon wie eine blockirte Stadt anzusehn, zu welcher die Pest alle Zugänge gesperrt hatte.

Vierzehntes Capitel.

Verschiedene Bemerkungen über den Bericht der Aerzte und über die Verwahrungs-Mittel.

Es ist nicht mit der Pest, wie mit viel andern Krankheiten beschaffen, deren Gattung gewöhnlich durch bestimmte Kennzeichen angezeigt wird. Die Zeichen der Pest sind auf so vielfache Weise verschieden, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch der geschickteste Arzt sich darinn irrt. Es ist ein seltener Fall, daß man die wahren Anzeigen der Pest an den ersten Kranken, welche davon befallen werden, erkenne. Das hitzige Fieber, zum Beyspiel, der Durchfall, das Nasenbluten, die Würmer, die Raserey, die Schwere des Haupts und der Glieder; alle diese Zufälle sind bekannt; allein sie führen in der Pest-Zeit irre und trügen um so leichter, da sie zuweilen die sichersten Kennzeichen der Pest sind. Man stirbt daran, ohne daß äusserlich, weder Geschwür, noch Beule zu sehn seyn. Ein Arzt, den man herbeyruft, um die Todesart ausser Zweifel zu setzen, versichert, wenn er nichts findet, was ihn die Ursache argwöhnen läßt, daß hier kein Verdacht Statt finde; und er irrt. Dieser Kranke, unter dessen Achseln

oder auf dessen Weichen keine Beule sichtbar gewesen ist, hat sie dennoch innerlich, und grade deswegen tödtet ihn die Heftigkeit seines Uebels, weil die Beule sich äusserlich nicht hat offenbaren können, weder durch Geschwulst, noch durch irgend ein anderes Kennzeichen, das ihren Durchbruch und ihre Reife ankündigte.

Um alle Zweifel zu verbannen, soll der Arzt seinen Bericht auf eine eigene genaue Untersuchung gründen; verläßt er sich auf das Zeugniß andrer; so kann sein Bericht vielleicht nicht treu seyn. Dieser andre, wer er auch sey, bey welchem sich der Todte oder Kranke befindet, ist schon zu sehr in Angst gerathen, als daß er seine Leiden noch vermehren mögte. So gewiß er daher auch weiß, daß der Kranke an der Pest gestorben ist; so hütet er sich doch wohl, nur einmal zu gestehn, daß er dies argwöhne, indem dies Bekenntniß seine Verbannung nach sich ziehn und seine und seiner Familie Einsperrung die einzige Frucht seiner Wahrheitsliebe seyn würde. Ich kann bey dieser Gelegenheit eine Thatsache anführen, die meine Bemerkung rechtfertigt.

Ein Arzt aus Toulon hatte in meiner Gegenwart gesagt, der Argwohn der Pest, womit man die ganze Stadt in Schrecken setzte, sey ein Hirngespinst und beruhe allein auf dem Zeugnisse zweyer Wundärzte, die nichts davon verstünden. Hierauf bat ich ihn, mich zu einer Frau zu begleiten, die davon befallen war und selbst zu untersuchen, was davon zu halten wäre. Er gab mit Mühe meinen Bitten nach; endlich aber entschloß er sich doch mitzugehn und die Kranke in der Nähe zu sehn. Als er keine Beule bemerkte und ich hierüber eben so verwundert war, wie er, sagte er: „Sehen Sie! So werden Sie getäuscht; diese „Frau hat so viel von der Pest, wie ich.“ Vergebens machte er sich fertig, das Zimmer zu verlassen; ich hielt ihn darinn zurück, bis zur Ankunft der beyden unwissenden Wundärzte, welche ich rufen ließ. Der eine von ihnen bezeugte mir eben so viel Misvergnügen darüber, daß er

mich in einem angesteckten Hause fand, als es ihm angenehm zu seyn schien, den Arzt zum Theilnehmer an der Gefahr zu haben. Er näherte sich der Kranken, drückte auf eine ihrer Weichen und ließ uns mit augenscheinlicher Gewißheit eine Beule wahrnehmen: „da ist eine!“ sprach der Wundarzt, „und hier die andre.“ „Das ist genug“ erwiederte der Arzt, „die Menge entscheidet nichts; man „muß sie anfühlen.“ Hierauf schlug er seinen Ermel zurück, um nichts damit zu berühren und scheute sich nicht, durch wiederholtes Anfühlen dasjenige zu bestätigen, was er nur noch mit seinen Augen gesehn hatte. Ich war begierig seine Meinung darüber zu hören. Er antwortete mir ziemlich kalt: diese vermeintlichen Beulen seyen nichts anders, als bewegliche Geschwüre und Geschwulste, die eine Darmgicht zum Grunde hätten, keinesweges aber Anzeigen von der Pest.

Weil nun also ein geschickter Kunstverständiger, ungeachtet der augenscheinlichsten Kennzeichen der Pest, sich dennoch täuschte; so darf es nicht befremden, daß wir alle blind gegen die Art dieser Krankheit waren. Jene Frau starb zwey Tage nach unserm Besuche. Hätte man ihre Todesart nach einem Berichte ausser Zweifel setzen wollen; so war hier kein scheinbares Kennzeichen der Pest vorhanden gewesen. Man hätte aber die Weichen befühlen sollen; dann würde man die Geschwulste gefunden haben, die bey ihrer Entstehung schon den Tod verkündigen.

Da nichts in einer Stadt den Verdacht der Pest sicherer bekräftigt, wie die schnell auf einander folgenden Todesfälle in einer Familie; so muß man sich alsdann nicht mehr auf Berichte verlassen. Es ist der Klugheit gemäßer, sich zu überzeugen, daß aller Orten Gefahr sey, wo man glauben könnte, daß dergleichen nicht wäre; und weil wir doch bald sehn werden, daß man die gegenseitigen Besuche wird verbiethen müssen, welche man seinen kranken Verwandten oder Freunden abzustatten pflegt, und wobey es üblich

ist, sich an ihrem Todestage zu versammeln; daß man die Kirchen verschliessen; daß bey der Beerdigung alles Gefolge und aller Auflauf wegfallen wird; daß wir uns allen Umgang, alle Gesellschaft versagen und noch bedauern werden, uns dies Gesetz nicht früher auferlegt zu haben; warum soll man sich denn nicht bey Zeiten in das fügen, was man doch einst und immer zu spät zu thun gezwungen seyn wird? Man vergesse aber nicht, daß, von dem Tage an, da man den Entschluß gefaßt hat, mit niemand mehr Gemeinschaft zu haben, man die, nach der Gasse führenden Fenster unsrer Häuser mit Vorhänge-Schlössern versehn, die Keller-Löcher und die Oefnungen, durch welche man auf die Dächer steigen kann, versperren, mit einem Worte! jeden Zugang, durch welchen man etwas empfangen oder geben kann, verschliessen müsse. Wir haben alles von der Untreue oder Liederlichkeit eines Dienstbothen zu fürchten, der solche Vorkehrungen, welche ihn einschränken und gefangen halten, für kindisch und überflüssig hält. Die, welche allein ein Haus bewohnen, müssen den Vortheil erkennen, der erwächst, wenn man ein Stockwerk frey behalten und mit allen Nothwendigkeiten versehn, in welches man nackend eintreten und gesunde Kleider anziehn kann, im Fall uns die Pest anderswo überrascht hätte. Dies Unglück begegnet selten, ohne daß man die Schuld davon irgend einer Nachlässigkeit von jemand zuzuschreiben hätte, auf den man sich verlassen hatte, und der, wenn er der Wachsamkeit müde ist, welche ununterbrochen seyn muß, die Aufsicht einem andern übertragen hat. Glücklich sind die, welche, hinlänglich mit Vorräthen versehn, nichts von Aussen her zu holen brauchen! Ich will es glauben, was man allgemein versichert, daß Brod und andre Lebensmittel die Pest nicht annehmen; aber ich bin noch fester überzeugt, daß der, welcher sich enthalten kann, dergleichen Versuche zu machen, ein Mittel wähle, das, meiner Meinung nach, unfehlbar ist.

Funfzehntes Capitel.

Ob es vortheilhaft oder schädlich sey, solchen Familien, die verdächtig sind, von der Pest angesteckt zu seyn, zu erlauben, daß sie in ihren Landhäusern Quarantaine halten.

Man erlaubte und man mußte, wie es scheint, den Familien Bonnet und Remedi, die beyde ziemlich zahlreich waren, erlauben, in ihre Landhäuser zu ziehn, um daselbst, unter den Augen eines bekannten Aussehers, Quarantaine zu halten. Man konnte billiger Weise ihnen nicht zumuthen, dies in St. Roch zu thun, wo Michel und die Seinigen eben erst gestorben waren. Auch waren diese beyden Familien mehrere Tage hindurch in ihren Häusern eingeschlossen gehalten worden, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre, woraus man auf's Neue hätte Verdacht schöpfen können; und ungerechnet, daß sie dort im Stande waren, sich Beystand zu verschaffen; so hatte sie auch das unglückliche Schicksal ihres Miterben zu sehr in Schrecken gesetzt, als daß sie nicht selbst mit der größten Strenge hätten wachsam seyn sollen.

Uebrigens darf man sich nicht einbilden, daß, wenn die Pest erst einige Fortschritte gemacht hat, es möglich sey, so viel Familien, als Personen in der Stadt erkranken, in die Aufbewahrungs-Häuser bringen zu lassen. Hätte man da auch Wohnungen, von so weitem Umfange, wie die in Toulon eingeschränkt sind; so würde doch die Ausführung eines solchen Vorsatzes weder heilsam, noch möglich seyn; und weit entfernt, Familien, die nur noch verdächtig sind, näher zusammen zu bringen, denke ich, man könne sie nicht genug trennen, sie nicht genug

aufmuntern, nach ihren Landhäusern zu gehn, wenn sie dort im Stande sind, sich Pflege zu verschaffen. Verfolgt sie das Unglück bis dahin; so würde ihr Loos ohne Zweifel dasselbe in einem Quarantaine- und Schmerzen-Hause gewesen seyn, in welches die Pest täglich Eingang findet. Noch muß ich bemerken, daß, wenn man bey Zeiten die weise Vorsicht braucht, Commissarien und Syndici in dem Gebiethe der Stadt anzusetzen, es ausserhalb ordentlicher hergehe, wie in der Stadt selber. Die Ursache davon ist begreiflich. Der Arme verläßt das Haus nicht, das er bewohnt, und gerade der Arme ist es, der zur Last fällt. Was soll man anfangen, wenn er krank wird? Meiner Meinung nach sollte man seine Familie im Hause lassen, und überhaupt keine Familie auszuziehen zwingen, wenn deren zu viele fortzuschaffen wären. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Kranker, den man mit seinem Bette, mit seinen Kleidern und überhaupt mit allem, was er in seiner Krankheit gebraucht hat, fortbringt, den Seinigen weniger Gefahr zurückläßt, als wenn man diese in ein Haus führt, das noch angesteckter ist, wie das, welches man sie zu verlassen nöthigt. Kurz! ich bin zu bekannt mit der Unmöglichkeit, eine Stadt, in welcher die Pest wüthet, von allen verdächtigen Familien zu säubern, als daß ich mich dabey aufhalten sollte, die Schwierigkeit oder Unnützlichkeit davon auseinander zu setzen.

Sechzehntes Capitel.

Die Pest kömmt aus Marseille in die Hauptstadt der Provinz. Waaren, welche unter dem Schutze eines Gesundheits-Scheins nach Toulon gebracht werden, bringen eine neue Ansteckung dahin, deren Fortschritte nicht mehr aufzuhalten sind.

Die Stadt Aix, welche fünf Meilen von Marseille entfernt ist, wurde zuerst angesteckt. Wenn die Pest in einer von diesen Städten ist; darf man, wie es scheint, auch die andern für angesteckt halten, weil sie so nahe bey einander liegen. Allein obgleich man in Aix sehr deutliche Anzeigen der Pest sah; so unterließ man dort doch nicht, Gesundheits-Pässe auszufertigen, in welchen man bezeugte, daß sich keine Kranken in der Stadt befänden, weil man diese in der That fortschaffte, so bald sich dergleichen offenbarte. Diese Zettel hielten uns indessen nicht ab, sowohl in Toulon, als in dem übrigen Theile der Provinz, den Entschluß zu fassen, uns alle Gemeinschaft mit der Hauptstadt zu versagen, in welcher die Pest beynahe ein Jahr lang eben so große Verwüstungen anrichtete, wie andrer Orten.

Den December hindurch hatten wir keine Kranken mehr in Toulon. Schien das Ende des Jahrs tröstlich für uns; so brachte uns hingegen der Anfang des folgenden um desto mehr Unheil, durch die übertriebne Habsucht eines unsrer Einwohner, der sich mit einem Gesundheits-Scheine versah, welcher mörderischer wie je einer war.

Ein Mensch, Gras mit Namen, bemerkte, daß es der Stadt an groben wollenen Tüchern fehlte, deren die Armen im Winter immer bedürfen. Er gab vor, dergleichen in Signe, einem kleinen Flecken, vier Meilen von Toulon gelegen, wo man solche Zeuge verfertigte, kaufen zu wollen. Er gesellte sich einen Maulesel-Treiber aus demselben Orte zu, mit welchem er von Signe nach Aix reiste, woselbst er vier Ballen von diesem Zeuge kaufte, die er in der Nacht in eine nicht weit von Signe gelegne Scheune bringen ließ; er selbst gieng unter dem Schutze seines Passes wieder in den Flecken. Dort ließ er sich einen neuen Zettel für sich und den Maulthier-Treiber geben, in welchem bezeugt wurde, daß er von Signe, wo alles gesund sey (welches pünctlich wahr war) mit zwey Mauleseln abreise, die mit vier Ballen dort verarbeiteter Wolle beladen seyen.

Derjenige, welcher diesen Schein an Gras ausfertigte, hätte vernünftiger Weise sich die Urkunde über den Kauf vorzeigen lassen sollen. Allein hätte er das auch gethan; so würde es doch darum dem Elenden nicht weniger leicht gewesen seyn, von einem dortigen Fabricanten die Bescheinigung über einen würklichen Ankauf zu erlangen, um den er sich weiter nicht bekümmert hätte, indeß aber die in Aix gekauften Tücher, welche unglücklicherweise für Toulon bestimmt waren, fortbringen zu lassen.

Hieher kam er am zehnten Januar; er öfnete die Ballen am Eilften; das Bedürfniß war so groß, daß er seine Waare in weniger wie zwey Tagen verkaufte. Seine Tochter wurde am Vierzehnten krank und starb am Siebenzehnten. Nach erfolgtem, nicht zweydeutigen Berichte der Aerzte, urtheilten wir, daß nun keine Zeit mehr mit weitern Untersuchungen zu verliehren wäre, da man nicht länger an der Pest zweifeln konnte.

Der unglückliche Gras, dessen Verbrechen niemand ahndete und dessen Thränen ein Mitleiden erzwangen, des-

sen er unwürdig war, erhielt die Freyheit, ein Landhaus zu miethen, in welchem er bewacht wurde. Er lebte dort nur fünf Tage lang. Vor seinem Tode gestand er sein Vergehn und beweinte das Schicksal einer Stadt, welcher er den tödlichsten Schlag versetzt hatte.

Es folgt nicht aus der Erzählung dieser Begebenheit, daß, weil die Stadt Aix verpestet war, darum alles, was von dort her kam, hätte sollen verdächtig seyn. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß Waaren, welche in verschlossenen Magazinen sind aufbewahrt worden, die man während der Pest nicht geöfnet hat, das Gift hätten anziehn können; allein davon bin ich überzeugt, daß, wenn jene, aus Aix geholten Ballen weder sogleich dem Maul-thier-Treiber geschadet, der sie aufgeladen, noch selbst in Signe, wo sich nicht die geringste Spur von der Seuche gezeigt hat, dennoch aber dieselben in Toulon geöfnete Ballen hier das Gift verbreitet haben, das in ihnen steckte, ich nothwendig voraussetzen müsse, daß sie aus einem ofnen Magazine seyen geholt worden; denn der Reiz des Gewinstes verblendet viel Menschen über die Gefahr. Auch konnte ein Packer, wie deren wohl in verpesteten Städten umherlaufen und dem Ersten, der ihnen begegnet, ihre Dienste anbiethen, diese Ballen, indem er sie formte und jedes Stück Tuch durch seine Hände gehn ließ, ihnen das Gift mitgetheilt haben, wovon sie gänzlich frey waren, als sie aus dem Magazine kamen. Ist die äussere Bekleidung dieser Ballen nicht empfänglich für dies Gift gewesen; so mag dies daher kommen, daß theils dieß Gift sich nicht jedem Stoffe mittheilt, theils das Leinwand, welches zur Bekleidung genommen war, durch die Handhabung, der Luft ausgesetzt wurde, da hingegen die Luft dasjenige, was in den Ballen verschlossen war, nicht reinigen konnte. Wir haben davon ein sehr auffallendes Beyspiel an dem Ballen Seide gesehn, den die Einwohner von Bandol von der Insel Jarre entwendeten. Es erfolgte nicht

das geringste Unangenehme, als man diesen Ballen wegnahm und fortbrachte; um desto tödlicher und ausgebreiteter aber waren die Würkungen, sobald man ihn öfnete, um ihn zu theilen.

Dies Beyspiel müsse uns Nutzen bringen! Man suche künftighin in der Pest-Zeit genau zu erfahren, woher die Waaren kommen, bey deren Empfange man nur zu sorglos zu seyn pflegt! Oder besser, man suche ihrer gänzlich zu entbehren, besonders wenn sie aus einer Provinz kommen, die, wenn sie auch im Ganzen nur einigen Argwohn von Pest erregt hat, schon von ganz Europa für verdächtig genug gehalten wird, um alle Gemeinschaft und Verbindung mit ihr sich zu versagen.

Von dem Tage an, da die Ballen des Bürgers Gras in Toulon waren geöfnet worden, hatten wir an jedem Tage neue Kranke. Alle diese hatten etwas in des Bösewichts Laden gekauft. Aus dieser Quelle kam das Uebel; es wäre sehr unnütz gewesen, einen andern Grund aufzusuchen. Das Feuer verbreitete sich aller Orten und schien nur in einem Winkel zu verlöschen, um in dem andern desto ärger auszubrechen. Wir nützten so viel möglich die Dunkelheit der Nacht, um die Fortschaffung der Todten und Kranken vor dem Publico zu verbergen. Schonungen von der Art sind eher schädlich, als nützlich, weil man dadurch das Publicum einer gefährlichen Gemeinschaft aussetzt, die es vielleicht vermeiden würde, wenn es besser die Gefahr kennte, und weil man seine Nachbarn in einer verderblichen Sicherheit läßt.

Die Kranken wurden in das Hospital St. Roch gebracht, in welchem man so viel abgesonderte Wohnungen eingerichtet hatte, als sichs thun ließ. Allein bald hatten wir keinen Raum mehr, und nun hörte unsre Trostlosigkeit und Verlegenheit nicht eher auf, als mit dem Ende unsrer Leiden. Mit jedem Augenblicke wurde unser Unglück drückender. Es stellten sich so viel verschiedne Gegen-

stände dar, daß es unmöglich war, auf einem einzigen hinreichende Sorgfalt zu verwenden. Ich will mich auf die kleinern Umstände einlassen, die bey dieser erschrecklichen Lage in Betrachtung kommen. So sehr ich mich auch darüber ausdehnen werde, so fühle ich doch, daß es unmöglich seyn wird, jeden Punct so gründlich abzuhandeln, wie es nöthig wäre. Ich will damit anfangen, daß ich von den Vorkehrungen rede, die man, meiner Meinung nach, in Rücksicht auf ein Schlachthaus und auf die Erhaltung der Schlächter, treffen müßte.

Siebenzehntes Capitel.

Vorkehrungen, die man in Ansehung einer Schlächterey und zu Erhaltung der Schlächter treffen soll.

Toulon hat nur eine Schlächterey, der man zur Pest-Zeit keinen andern Platz anweisen kann. Nichts darf verabsäumt werden, um sie rein zu erhalten. Welche Trostlosigkeit würde nicht in einer bedrängten Stadt entstehn, wenn der Fleisch-Verkauf unterbrochen wäre! Bey allem Misgeschick, das mit unserm Elende vergesellschaftet war, traf uns doch das nicht; allein man hatte dies bloß der Klugheit des Herrn Roche zu danken, dem die Aufsicht über das Schlachthaus anvertrauet war und der nicht genauer besorgt für seine eigne Erhaltung, wie für seine Pflicht war. Er wachte so sorgsam über die besoldeten Leute, welche unter seinem Befehle standen, daß er ohne Gefahr die Stadt und das Land versah, weil weder er, noch die Seinigen auswärts irgend eine Art von Gemeinschaft unterhielten.

Dergleichen Beyspiele würden eben so gemein seyn, wie sie selten sind, wenn jedermann sich überzeugte, daß jede Nachlässigkeit darinn mit Todes-Gefahr verbunden ist. Denn in der That ist dies der einzige Damm, den man der Pest entgegensetzen kann und den ihr auch alle Mönchs-Klöster in Toulon mit so viel Erfolge entgegensetzten, daß sie in keines derselben eindringen konnte.

Man muß, um ein Schlachthaus von der Ansteckung rein zu erhalten, es mit einem so hinlänglichen Vorrathe von Mehl verseyn, als für die Menschen genug ist, welche man darinn einzusperren nöthig findet. Je weniger Verkehr man nach Aussen hin hat; desto beträchtlicher vermindert man die Gefahren. Es fällt in die Augen, daß man aller Orten Backöfen anlegen müsse, wo man glauben kann, daß sie nützlich seyn mögten; oder soll man warten, bis die Pest die Nothwendigkeit davon zeigt? Glaubt man, daß alsdann die Oefen so schnell zu bauen sind, als das Bedürfniß sie fordert? Sie würden im Gegentheil zu der Zeit um so langsamer fertig werden und um so mehr Schwierigkeit verursachen, je eifriger jeder Bürger darauf bedacht ist, zu Hause, besonders auf seinem Landsitze, sich diese Hülfe zu verschaffen und also in wenig Tagen alle Materialien, die zu Errichtung solcher Backöfen erfordert werden, vergriffen sind.

Nur in einer Gasse von Toulon wird Fleisch verkauft. Es ist leicht zu begreifen, daß das Zusammentreffen so vieler Einwohner in demselben Quartiere eine zu häufige und gefährliche Gemeinschaft veranlasse. Um dieser vorzubauen und zu hindern, daß sie zu allgemein werde, vertheilte man die Schlächter in die verschiednen Quartiere. Der Befehl dazu wurde nicht eher als im Januar gegeben und da war es zu spät, weil für manche von ihnen das Fortschaffen des Hausraths und der Kleidungsstücke schädliche Folgen hatte. Es ist auch möglich, und

ich zweifle nicht daran, daß sie schon in ihren Laden waren angesteckt worden, in welche haufenweise gedrungen wurde, sobald das Fleisch bey ihnen angekommen war. Alles was man Pöbel nennt, setzt um so mehr in Verlegenheit, je schwerer es ist, diesen Haufen einer gewissen Sorglosigkeit zu entziehn, die für ihn endlich so unglückliche Folgen hat. Man glaubte besser für die Erhaltung der Schlächter zu sorgen, deren Gesunde und Kranke gleich nothwendig bedürfen, indem man vor jeden Fleisch-Laden einen Schlagbaum setzte. Nun hoffte man, die Pest werde diese Grenze nicht überschreiten; allein ich habe so wenig Nutzen davon gesehn, habe gesehn, wie so viel Menschen vor diesen Schlagbäumen sich den Tod holten, daß ich sie wie die Arzney-Mittel betrachte, die man den verzweifelten Kranken darreicht, ohne andre Hofnung, als die, ihnen das Leben um ein Paar Tage zu fristen. Wenigstens aber soll man, um die Gefahren zu vermindern, den Schlächtern nicht zumuthen, das Fleisch, welches sie austheilen sollen, selbst zu holen. Die Gemeine muß Einkäufer besolden, deren Stelle leicht wieder zu besetzen ist, und die das Fleisch in die Laden der Schlächter tragen.

Vielleicht wird man einst bessere Mittel als die Schlagbäume erfinden; allein ich bin überzeugt, daß ein Schlächter, der sich von dem Einkäufer das Fleisch, welches dieser ihm bringt, hinlegen liesse, ohne mit ihm in Gemeinschaft zu kommen und der es dann aus einem Fenster des ersten Stockwerks austheilte, indem er es in einem Korbe herunter liesse, worinn der Käufer sein Geld legte, daß dieser Schlächter sich gewiß vor der Pest sichern würde. Die Langsamkeit, mit der dies von Statten gehn würde, ist die einzige Ungemächlichkeit bey dem Wege, den ich vorschlage. Man kann ihr aber ausweichen, indem man die Anzahl der Schlächter vermehrt. Sehr viel Familien haben sich dadurch gerettet, daß sie ihre Lebensmittel, sogar das Wasser, sich nur durch die Fenster ihrer Häuser

hatten zureichen lassen. Jeder muß da selbst Mittel erfinden, die seinem Verderben vorbeugen können. In dieser Geschichte findet man nützliche Beyspiele von der Art. Man beschuldige mich nicht, ich vergrössere die Gefahr; ich fürchte im Gegentheil, sie nicht lebhaft genug zu schildern, nicht laut genug Lerm zu schlagen, um diejenigen, welche sich in derselben Lage befinden, in der wir damals waren, zu verpflichten, richtigere Maßregeln zu nehmen, als die wir gewählt haben.

Alle diese Vorkehrungen aber werden fruchtlos, wenn man nicht noch ein Hinderniß aus dem Wege räumt. Es ist gebräuchlich, daß die Schlächter an einem Tage der Woche mit dem Cassierer der Gemeine abrechnen. Der Cassierer von Toulon war in das Rathhaus geflüchtet, wohin er alle Schlächter auf dieselbe Stunde zu sich berief; daraus erfolgte, daß sie sich sämtlich einander ansteckten. Und doch müssen entweder alle Schlächter zu dem Cassierer kommen, oder dieser muß sich bey ihren Schlagbäumen einstellen, oder endlich muß ein verantwortlicher Commis alle diese Wege hin und her thun; denn wollte man die Zahlungen aufschieben, zu einer Zeit, wo die Sterblichkeit so groß ist und die so genannten Raben oft die ersten Erben sind; so würden die Gemeinen nie dahin gelangen, ihre Vorschüsse ersetzt zu erhalten.

Mich dünkt, die Gefahren für die Schlächter und für den Einnehmer würden geringer seyn, wenn man einen Commis ansetzte, der für jeden Schlächter die Einnahme besorgte und täglich Rechnung darüber ablegte. Durch dies Mittel würde man den Zusammenfluß von Menschen verhindern und weniger bey dem Tode des Cassierers zu befürchten haben, der, wenn er die Gelder der Gemeine in Händen behielt, im Fall, daß er stirbt, die Casse der Gefahr aussetzt, weggenommen zu werden — So gieng es dem von Toulon.

Da übrigens die Schlächter und andre Leute dieser Art sich nie den Vorkehrungen unterwerfen wollen, die man ihnen, ihrer eignen Sicherheit wegen, vorschlägt; ist es rathsam, immer vorauszusetzen, daß sie umkommen werden, und in dieser Rücksicht, so viel man kann, die Anzahl der Handwerksleute in jeder Zunft zu vervielfältigen, auch die Namen und Wohnungen derer aufzuzeichnen, welche sich anbiethen. Es würde nicht mehr Zeit seyn, sie aufzusuchen, um den Platz der Gestorbenen zu ersetzen, wenn der Schrecken sich aller Gemüther bemeistert hätte.

Ich füge noch hinzu, daß die Schlagbäume eine gefährliche Gemeinschaft unter denen nicht hindern können, die vor den Laden der Schlächter in Haufen treten, und daß man sie in engen Gassen auch nur auf wenig Tage errichten könne, wenn man unglücklicher Weise dahin gekommen ist, in diese Gassen Karren und Raben schicken zu müssen, um Kranke und Todte fortzuschaffen. Ich setze diese Schwierigkeiten aus einander, um andre zu ermuntern, darauf zu sinnen, wie man dieselben einst besser überwinden mögte.

Achtzehntes Capitel.

Vorkehrungen, die in Rücksicht auf die Mühlen und das Mahlen des Getraides zu nehmen sind.

Man würde vergebens auf den Beystand der Mühlen rechnen, wenn man die Müller verlöhre; diese sind um so nützlicher, da von ihnen und ihrer Arbeit das hauptsächlichste Lebens-Bedürfniß abhängt. Man darf nichts ver-

absäumen, um fortdauernde Dienste von ihnen zu haben; kommen sie um, so wird es schwer werden, ihre Stellen zu ersetzen, weil in dieser Zunft, wie in manchen andern, man die Subjecte mit Gelde aufwiegen muß und dann auch eine Mühle unbrauchbar wird, sobald sie angesteckt ist.

Die Handhabung der Säcke verursacht die Gefahr; diese wird um so grösser, je weniger dergleichen Leute sie kennen und man also von Obrigkeits wegen für ihre Erhaltung sorgen muß, sollte man dazu auch Zwangsmittel anzuwenden genöthigt seyn.

Ich denke, man sollte den Zugang zu jeder Mühle durch einen doppelten Schlagbaum sperren und die Müller wie Staatsgefangne behandeln, die mit niemand reden dürfen. Der Schlüssel zu diesen Schlagbäumen muß einem wohlgewählten Aufseher in die Hände gegeben werden. Die besten zur Pest-Zeit sind weder die Furchtlosesten, noch die Kühnsten, sondern die, welche die Gefahr kennen und scheuen. Man muß diesen Aufseher ausser dem Schlagbaume wohnen lassen, und ihn anweisen, seine Kost aus den Händen des Müllers zu empfangen. Die kleinste Wohnung ist für ihn hinreichend. Man muß nur eine solche wählen, die vollkommen bequem gelegen sey; und da dieser Mann, auf den man sich verläßt, wenn er sich im Geringsten vergißt, grösserer Gefahr als der Müller ausgesetzt ist, muß auch dieser alle weitere Gemeinschaft mit ihm vermeiden. Dem Uebel vorzubaun, welches die Säcke stiften können, wie man es immer fürchten muß, das scheint nicht so leicht; das einzige Mittel dazu ist, daß man eine gewisse Anzahl Säcke in die Mühlen liefre, nach Verhältniß des Bedürfnisses und des Umfangs der Städte. Der Müller muß, wenn er die Säcke in Empfang nimt, welche ihm aus der Stadt gebracht werden, sie auf die Erde ausschütten und das Getraide dann in die füllen, welche man ihm geliefert hat. Da es jedoch

unvermeidlich ist, daß er abwechselnd sich der seinigen und derer, welche aus der Stadt kommen, bediene, sollen diese letztern nie bis zu ihm gelangen, bevor man sie in heisses Wasser getaucht habe. Ich erwarte von der vernünftigen Ueberlegung desjenigen, dem diese Reinigung aufgetragen ist, daß die Leute, welche unter seinem Befehle stehen, nie selbst die Säcke in den Kessel werfen, sondern daß jeder Fuhrmann angehalten werde, die seinigen zn reinigen.

Toulon hat Mühlen genug, bey welchen allen diese vorgeschlagene Einrichtung anzubringen gewesen wäre, wenn man die Nützlichkeit und Nothwendigkeit davon gekannt hätte. Man glaubte, keiner Vorkehrungen zu bedürfen, weil die Mühlen beynahe eine Meile weit von der Stadt entlegen sind und man viel andre Gegenstände zu beobachten hatte, wovon einer dringender als der andre wurde. Hieraus folgte, daß, als alle Müller gestorben waren, die Mühlen unnütz wurden. Wir werden sehn, wie weit es mit dem Elende der Stadt kam und wie wenig man auf das Mahlen des Getraides rechnen dürfe, selbst wenn man annimt, daß Mühlen und Müller keiner Gefahr ausgesetzt wären.

Neunzehntes Capitel.

Vom Mehle; von Bäckern und Backöfen; drey Gegenstände, welche die ernstlichste Aufmerksamkeit erfordern.

Vom Mehle.

Eine Stadt, die eine andre, in welche die Pest gedrungen ist, zur Nachbarin hat, zieht davon wenigstens den Nutzen, daß sie bey Zeiten ihre Maßregeln für den künf-

tigen Unterhalt nehmen kann. Unter diesen ist eine der wichtigsten, daß sie alles Brodkorn, was sie vorräthig hat, in Mehl verwandle, aus Furcht, es mögte ihr dies Korn in der Folge, durch den Tod der Müller, oder der Fuhrleute, unnütz werden.

Es ist jedoch nicht genug, daß eine Gemeine sich einen Vorrath von Mehl verschaffe; sie muß auch behülflich seyn, und dazu ermuntern, daß die Bäcker ein Gleiches für sich thun. Das würksamste Mittel, dies zu erlangen, ist, sie von allen den Abgaben zu befreyen, die man sonst der Stadt für das Mahlen des Getraides entrichten muß. Diese Auflage, welche täglich das baare Geld der Bäcker wegnimmt, verhindert sie, aufzukaufen und sich so schnell mit Vorräthen zu versehn, wie es in den Umständen wichtig ist.

Damit indessen nicht die Bäcker auf Unkosten des Publikums den Vortheil von diesem Erlasse ziehen; ist es billig, nach Verhältniß den Brod-Preis zu vermindern. Die Vertheurung des Brodkorns, die immer, in einem von der Pest bedrohten Orte, ungemein groß ist, indem jeder sich mit einem übertrieben starken Vorrathe versieht, verursacht einen Mangel, bey welchem die Armen ausserordentlich leiden. Die erste Erleichterung, welche man diesen verschaffen kann, ist, daß man aufhöre, Abgaben von ihren Lebens-Bedürfnissen zu erheben. Es ist wahr, daß die Gemeine alsdann ihre Einkünfte verliehrt; allein dieser Verlust ist für nichts zu rechnen, wenn er zum Zwecke hat, dem der Einwohner vorzubaun.

Man muß bey den Bäckern nur dasjenige Mehl liegen lassen, was sie auf eigne Rechnung haben mahlen lassen und die Gemeine muß von dem ihrigen nur dann hergeben, wenn es nöthig ist; sonst verliehrt sie einen Theil ihres gesammelten Vorraths, wenn der Bäcker erkrankt, oder stirbt. Tritt der Fall ein, daß sie gezwungen ist, aus ihren Magazinen herzuschiessen; so soll dies täglich und in

kleiner Quantität geschehn; denn befleissigte man sich keiner klugen Sparsamkeit; so würde der Vorrath bald verschwendet seyn und man würde in ausserordentliche Verlegenheit gerathen. Man glaubt es gut einzurichten, wenn man einen Bäcker reichlich versieht; aber man überlegt nicht genug, daß sein Tod den Verlust einer kostbaren Waare nach sich ziehen kann, die nicht so leicht wieder zu erlangen ist.

Wenn es eine Ungemächlichkeit ist, den Gebrauch der Säcke in der Pest-Zeit nicht untersagen zu können; so ist es ohne Zweifel nützlich, zu wissen, daß man alles von diesem Gebrauche zu fürchten habe, wenn nicht die Säcke, welche durch so viel Hände gehn, oft von der Ansteckung gereinigt werden. Da eine Stadt sich nicht so sehr mit Vorräthen versehen kann, daß sie mehrere Monate hindurch aller Hülfe von Aussen entbehren könnte; ist es die Pflicht derer, welche ihr als Obrigkeiten vorstehen, bey Zeiten in den benachbarten Provinzen Briefwechsel zu unterhalten, damit man von dort her Mehl bekommen könne, weil man dergleichen nicht mehr zubereiten lassen kann, wenn aller Transport untersagt ist. Hierdurch weicht man einer Menge Verlegenheiten, Ungemächlichkeiten und Gefahren aus.

Von den Bäckern.

Der Ueberfluß an Mehl hört auf, nützlich zu seyn, wenn es anfängt, an Bäckern zu fehlen. Wenn die Bürgermeister wissen, daß die Pest in ihrer Stadt ist; müssen sie, jedoch ohne den Muth zu verliehren, erwarten, sie bald entvölkert und wenigstens zwey Drittheil ihrer Bäcker dahinsterben zu sehn, sobald man sich, was die Sorgfalt für ihre Erhaltung betrifft, auf sie selber verläßt. Unsre traurige Erfahrung müsse sie belehren, daß sie in Rücksicht darauf weit genauere und strengere Maßregeln nehmen müssen, als die waren, wovon wir Ge-

brauch machten und die uns einen Brod = Mangel zuzogen, indem, von hundert fünf und dreyßig Bäckern, hundert und dreyzehn, in weniger als Monats-Frist, umkamen.

In dieser äusserst fürchterlichen Lage, in welcher wir die Pest nur als das geringste unsrer Uebel ansahen, hatten wir glücklicherweise zwey Hülfsquellen: die Bäckerey des Königs, die auf dem Glacis der Festung gelegen ist, und in welcher Schiffs = Zwieback für die Flotte gebacken wird, war damals frey. Hier fanden wir fünf und dreyßig Oefen, im Stande, gebraucht zu werden. Wir liessen aus gesunden Gegenden so viel Bäcker kommen, als nöthig waren, um unserm dringenden Bedürfnisse abzuhelfen; und so erhielten wir dann endlich Brod, welches drey Tage lang gefehlt, und an dessen Stelle man Reiß ausgetheilt hatte. Allein neue Schwierigkeiten vermehrten unsre Verlegenheit; diejenigen, denen man den Verkauf des Brods aufgetragen hatte, erlitten dasselbe Schicksal, als die Bäcker; die mehrsten von ihnen starben. Unsre zweyte Hülfe beruhete auf unsern Nachbarn.

Weil die Anzahl der Oefen, die wir in der königlichen Bäckerey in Besitz hatten, nicht hinreichte, diejenigen zu ersetzen, welche in der Stadt eingegangen waren; machten wir uns die günstige Stimmung der Bürgermeister in Seine, die geneigt waren, uns mit Brod = Lieferungen zu helfen, zu Nutzen. Diese Gemeine war in unsrer Nachbarschaft die einzige, welche bis dahin von der Pest verschont geblieben, folglich die einzige, von der wir die angebothne Hülfe annehmen konnten. Dies Dorf hat einen Hafen, welcher eine kleine Meile von dem in Toulon entfernt liegt, so daß wir ohne Schwierigkeit unser Mehl in Nachen dahin bringen und täglich frisches Brod herhohlen konnten.

Diese Hülfsquellen waren einzig in ihrer Art, und wenig Städte würden sich ähnliche verschaffen können; folglich ist darauf nicht zu rechnen. Allein, in welcher

Lage man sich auch befinden möge; so erheischt doch die Klugheit, daß man die Bäcker, die von allen Zunftleuten die nützlichsten sind, durch eine zugleich sehr begünstigende und sehr strenge Behandlung auszeichne. Ein Bäcker muß mit seiner Familie allein das Haus einnehmen, in welchem sein Backofen ist. Der Gemeine liegt es ob, ihn reichlich mit allem zu versehn, was er bedarf, sowohl für seine Bäckerey, als für seinen Unterhalt, und seine Arbeit gut zu bezahlen. Seiner Freyheit aber muß er beraubt, die Schlüssel zu seinem Hause müssen dem Quartiers-Commissar übergeben, und ihm nicht erlaubt werden, Verkehr zu haben, mit wem es auch sey. Man könnte desfalls den Versuch machen, an einer, vor seinem Hause zu errichtenden Befriedigung, eine Drille anzubringen, so wie man sie an den Nonnen-Klöstern findet, vermittelst welcher empfangen und gegeben wird, ohne daß man nur einmal die Person sieht, welche jenseits steht.

Bäcker, welche auf diese Weise behandelt würden, könnten sich nicht anders als glücklich schätzen, wenn sie vernünftig wären. Es ist nützlich, sie von dem Unglücke zu unterrichten, was ihren Amtsgenossen in Toulon wiederfahren ist, damit sie es fühlen, von welchem unschätzbaren Werthe die Vorkehrungen sind, die man zu Erhaltung ihres Lebens trifft, sollte man es damit auch so weit treiben, daß man ihnen, bey Verlust dieses Lebens, verbothe, aus ihren Häusern zu gehn. Wir verdanken die Befolgung eines Gesetzes öfter einem gegebnen Beyspiele von Strenge, als der Weisheit, mit welcher das Gesetz ist verfaßt worden.

Von den Backöfen.

Warum denkt man nicht in ruhigen Zeiten an die Bedürfnisse, welche man haben wird, wenn es dahin kommen sollte, daß man von den Greueln der Pest heim-

gesucht würde? Warum hat man, unter der Menge von Klöstern, deren Erbauung ausser den Städten gestattet worden, keines so einrichten lassen, daß es in dringenden Vorfällen zu einem Hospitale dienen könnte? Der Riß zu diesen Gebäuden hätte sich so entwerfen lassen, daß man sie in wenig Tagen, ohne große Unkosten, in weite Säle abtheilen könnte. Bedienen wir uns aber jetzt derselben Gebäude, so wie sie sind; so sehen wir uns gezwungen, in mehrere Häuser eine Anzahl von Kranken zu vertheilen, welche, bey besserer Einrichtung, füglich ein einziges fassen könnte, wodurch dann auch die Menge der aufwartenden Personen vermehrt wird. Man bemerkt in großen Städten Verschönerungen aller Art; weitläuftige Hospitäler, für gewöhnliche Kranke; Magazine, in welchen man den Ueberfluß für den künftigen allgemeinen Unterhalt aufhäuft; nichts scheint der weisesten Vorsorge entgangen zu seyn, und doch hat noch niemand sein Augenmerk auf die Bedrängnisse gerichtet, deren Beschreibung ich hier liefre.

Eine nothwendige Anlage würde die der Backöfen seyn, deren jede Stadt eine gewisse Anzahl auf einem Platze in Bereitschaft haben müßte. Man hat gesehn, welchen Nutzen die königliche Bäckerey in Toulon leistete und wie unbrauchbar die gewöhnlichen Backöfen werden, wenn die Bäcker umgekommen sind. Viel Städte in der Provence haben Mangel daran gehabt und sind dadurch in die äusserste Noth gerathen. Dieselben Oefen würden zur Zeit einer Hungersnoth Vortheil bringen und die Unordnungen verhindern, welche alsdann immer durch den zügellosen Pöbel veranlaßt werden und oft den Bäcker in Gefahr stürzen. Für den Aufwand, den die Anlage erforderte, würde man eher entschädigt werden, als man es glaubt. In dringenden Umständen wären es Bäckereyen, in ruhigen Zeiten würden sie vermiethet. Wohl den Städten, die nie empfänden, wie nothwendig solche Anlagen

wären! aber gewiß würden diejenigen sich glücklich schätzen, die einst, wenn das Schicksal sie träfe, den Nutzen davon zögen.

Zwanzigstes Capitel.

Hinderung alles dessen, was ein Gedränge von Menschen veranlassen kann. Verschlossene Kirchen. Befehle die Kranken anzuzeigen. Verboth, die Wohnung zu verändern und Hausrath und Kleider an einen andern Ort bringen zu lassen. Besuche bey Kranken untersagt. Theurung der Lebensmittel. Unterhaltung der Armen. Zufluchts-Ort für die Bettler.

Die Fortschritte, welche die Pest in einer Stadt macht, entstehen immer aus einer Gemeinschaft, die man vermeiden könnte. Man entschließt sich spät, diese zu untersagen, weil man erst spät die Gefahr derselben einsieht. Es ist der Klugheit gemäß, sie anzukündigen, und besonders dem Pöbel die Gelegenheiten zu benehmen, welche jene Gemeinschaft häufiger und beträchtlicher vermehren können. Sobald man nicht mehr an der Pest zweifeln darf, müssen wir alle die, welche sich uns nähern, für verdächtig halten. Der Weisheit der Obrigkeiten, welche über das allgemeine Wohl wachen, kömmt es zu, alles zu verhindern, was einen Zusammenlauf von Menschen veranlassen kann. Noch vernünftiger ist es, sich selber dies Gesetz aufzulegen. Processionen, Tragung des Sacraments, wobey das Volk zusammenläuft, feyerliche Leichenbegängnisse, Schauspiele; das alles muß untersagt werden. Man kann die Märkte in den verschiedenen Quartieren nicht genug vervielfältigen. Es ist sogar nothwendig, die

Kirchen zu verschliessen. Alle diese Vorkehrungen wurden in Toulon getroffen; allein es hätte früher geschehen müssen.

Jeder Todter, zu welchem weder Arzt, noch Wundarzt, noch Apotheker war berufen worden, wurde für verdächtig gehalten und seine Familie in das Hospital St. Roch geführt. Manche entschuldigten sich mit ihrer Dürftigkeit, und um ihnen diesen Vorwand zu benehmen, erlaubte man den Apothekern, denen, welche dessen benöthigt seyn mögten, auf Kosten der Gemeine die Arzney zu liefern. Eine Familie, die man, weil sie dennoch das Gesetz übertreten hatte, aufhob und sie zwang, den Leichnam selbst fortzuschaffen, von welchem sie versicherte, daß er unverdächtig wäre, erspahrte uns die Mühe, genauer über dergleichen Vorfälle zu wachen.

Es wurde verbothen, die Wohnung zu wechseln, Hausrath und Kleider aus einem Hause in das andre bringen zu lassen und, was es auch seyn mögte, aus dem Fenster zu werfen. Alle diese Puncte sind von großer Wichtigkeit.

Man darf nicht erlauben, daß ein Einwohner, welcher hinaus auf das Land gezogen ist, seine Stadt-Wohnung einem Verwandten oder Freunde abtrete, in dessen Hause die Pest ist, aus Furcht, daß dieser Verwandter oder Freund Miethsleute anstecken könnte, die alles anwenden sich gesund zu erhalten. Auch darf es diesem Bürger nicht freystehn, wiederzukommen und sein Haus zu beziehn, er müßte denn keine Miethsleute darinn haben, indem seine Rückkunft in die Stadt nach einiger Zeit die Nothwendigkeit anzeigt, in welcher er sich befunden hat, hierher seine Zuflucht zu nehmen.

Es kömmt eine Zeit, wo es in der Stadt gesunder zu leben ist, als in dem Gebiehe umher. Die Ursache

davon ist sehr begreiflich; hier fängt die Krankheit an, dort hat die Pest alles verödet. Man soll sich gegen seine abwesenden Bürger mit derjenigen Strenge betragen, welche wir nicht einmal gegen die fremden Quarantaine-Haltenden ausübten, weil wir noch nicht unterrichtet und noch nicht genug in Schrecken gesetzt waren.

Das Fortbringen von Kleidungsstücken kann nicht anders als mit unendlichen Gefahren vorgenommen werden. Diese Kleider können diejenigen anstecken, bey welchen man sie absetzt. Sodann ist auch die Pest-Zeit eine Zeit für Diebe und Hehler, weil sie eine Zeit der Impunität ist. Desfalls stiftet das Verboth solcher Transporte einen doppelten Nutzen, indem es die Ansteckung gesunder Häuser und die Plünderung der entvölkerten Wohnungen verhindert. Man bemerke aber, daß es hart seyn würde, wenn man Verwandte und wohlthätige Menschen abhalten wollte, solchen Familien, die keine reine Kleidungsstücke haben, dergleichen zu verschaffen. Man muß in solchen Fällen gegenseitige Dienste begünstigen, jedoch geschehe dies mit Erlaubniß des Quartiers-Commissairs, der sich vorher von den Umständen unterrichten muß.

Das Verboth, nichts aus den Fenstern zu werfen, ist einer guten Policey angemessen, und man muß strenger in der Pest-Zeit darauf halten, als zu jeder andern Zeit, weil zu befürchten steht, daß die verpesteten Kleidungsstücke von jemand aufgesammelt werden, und das Gift, wovon sie angesteckt sind, anderwärts mittheilen könnten. Man mag dasjenige, was ein an der Pest Gestorbner in Gebrauch gehabt hat, nicht gern länger vor Augen haben; seine Kleider sind würklich zu nichts, als zum Verbrennen zu brauchen und sollen auch, so oft man dergleichen findet, in Gegenwart der Commissarien, verbrannt werden.

Obgleich es nützlich ist, während der Pest den Gebrauch, kranke Verwandte und Freunde zu besuchen, abzustellen; so darf man doch dies Verboth nicht bis auf solche Kranke ausdehnen, deren Krankheiten bekannt und von gewöhnlicher Art sind, sondern nur auf solche, deren Zufälle auffallend und folglich verdächtig scheinen.

Die Sorgfalt, mit der jedermann sich beeiferte, sich Vorräthe aller Art anzuschaffen, trieb nothwendig den Preis aller Lebensmittel auf's Höchste hinauf. Was man täglich für den beständigen Unterhalt kauft, ist für nichts zu rechnen; wenn aber die Furcht vor Mangel auf diesen Handel Einfluß hat; dann wird dieser Gegenstand so wichtig und so übertrieben, daß er uns, mitten im Ueberflusse, in Mangel stürzt. Man sollte nicht leiden, daß Privat-Personen auf diese Weise einen Vorrath sammelten, der dem Publico, welchem sie die Nahrung entziehen, zum Nachtheile gereichte.

Der Mangel wurde eine zweyte Pest in den vornehmsten Städten der Provence. Die Armen konnten nicht von Almosen leben, weil sie niemand fanden, der ihnen dergleichen gab. Die Bürgermeister von Toulon liessen jedem Bettler Suppe und Brod reichen. Diese Austheilung geschah in vier Mönchs-Klöstern, denen man das Verzeichniß der Armen in ihrem Quartiere gab. Man hätte die Anzahl der Austheiler vermehren sollen, um die Haufen von Menschen, welche zusammen kamen, zu verringern; die Menge der Armen wuchs so sehr an, daß man diese Austheilungen einstellen mußte, und ich glaube, daß Almosen an Gelde wohlfeiler zu stehn kommen, weniger Verlegenheiten veranlassen und weniger Gefahr bringen würden.

Man sah sich in der Nothwendigkeit, sich aller würklichen Bettler zu versichern; man setzte sie, zwey hundert und funfzig an der Zahl, in ein Schiff, welches man auf der Rhede, nahe bey Mouvillon, auf den

Strand gesetzt hatte, gesellte ihnen einen Geistlichen, einen Wundarzt und zwey Commis zu und gab ihnen Lebensmittel auf zwey Monate. Aber zu spät. Die Bürgermeister, die immer dem Publico wegen ihrer Verwaltung verantwortlich sind, fürchteten bey jedem Schritte, zu weit in den Ausgaben zu gehn; allein die Erfahrung lehrte uns, daß alle solche Einrichtungen, wenn man sie zu spät trifft, indem der Sturm schon da ist, unsichre Hülfsmittel sind, auf welche man nicht mehr rechnen darf.

Den einzigen Weg, den man in solchem Falle in Rücksicht auf die Armen einschlagen kann, ist der, die Fremden zu entfernen, so lange man sie noch da, wo sie zu Hause sind, wieder aufnehmen muß, weil nämlich noch kein Verdacht von Pest statt finden kann; die einheimischen Armen aber bey Zeiten einzusperren. Ich verstehe darunter nur die, welche ausser Stande sind, ihren Unterhalt zu erwerben; denn es giebt eine Zeit, wo die, welche sich rühren können, uns wahrhaft nützlich werden.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Berufne Versammlung im Rathhause, wo die allgemeine Quarantaine der Einwohner beschlossen wurde. Aufhebung der Bürgerwache. Verlegung der Soldaten aus den Häusern der Bürger. Nützliche Erläuterungen für amtführende Bürgermeister.

Niedergedrückt von einer Last, deren Gewicht wir nicht einmal ganz kannten; beschwert mit tausend unvorhergesehenen Ausgaben, denen die Gemeine nicht gewachsen war; indeß täglich neue Kranke unsre Leiden vergrößerten;

beriefen wir eine allgemeine Versammlung, um den Zustand, darinn sich die Stadt befand, in das Klare zu setzen und um einen letzten Entschluß zu fassen.

Man verläßt sich in einer so grausamen Lage gern auf die Bürgermeister, denen gewiß niemand ihre Stelle beneidet. Man lobt ihren Eifer und ihren guten Willen; allein man giebt ihnen keinen Beystand, nicht einmal Rathschläge. Das Resultat dieser Versammlung war, einen Beschluß nachzuahmen, der während der vorigen Pest war genommen worden: „In Gefolge desselben bekamen „die Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten uneinge„schränkte Gewalt, eine Sperrung oder allgemeine Qua„rantaine zu verhängen, mit dem Vermögen der Ge„meine zu schalten und zu walten, wie sie es gut finden „würden, ohne gehalten zu seyn, ihre Ausgaben zu recht„fertigen, wegen welcher man sich, bey Ablage der Rech„nung, auf ihre Angaben verlassen wollte, ohne daß sie „verpflichtet seyn sollten, andre Versammlungen zu ver„anstalten, zu welchem Zwecke es auch seyn mögte, wo„bey man ihnen verspräche, alles zu billigen, was sie wäh„rend der Pest unternommen haben würden." Nachdem dieser Beschluß unterzeichnet war, gieng ein jeder nach Haus, zufrieden nun nicht mehr auf's Rathhaus kommen zu dürfen, so lange Gefahr da wäre.

Diese Acte wurde eigentlich nur darum also ausgefertigt, weil man das Formular dazu vor sich liegen hatte. Den Bürgermeistern, welche sich, zum Dienste ihres Vaterlandes, den größten Gefahren aussetzten, fiel es nicht ein, daß sie einst mit dieser Acte gegen die Undankbarkeit einiger Bürger und gegen schändliche Behandlungen, wovon man kaum im Alterthume Beyspiele findet, sich würden waffnen müssen. Dies kann solchen Obrigkeiten zur Lehre dienen, die das Unglück erleben, in bedrängten Zeiten von der Art ihr Amt zu führen; denn da sie erwarten können, daß, nachdem während der Noth, so zu sagen,

selbst ihren übereilten Schritten Weyhrauch gestreuet worden, man nach überstandnem Sturme kaum ihren edelsten Handlungen dies Opfer bringen wird; so ist es wichtig für sie selber, wenn sie ihr Leben retten, und für ihre Familien, wenn sie umkommen, sich mit schriftlichen und, wenn es möglich ist, noch ausgedehntern Vollmachten zu versehn. Errötheten doch die neuen obrigkeitlichen Personen in Toulon nicht, sobald die Pest vorüber war, eine allgemeine Versammlung der Bürger zu berufen, in welcher sie den Vorschlag thaten, zehn Commissarien zu wählen, denen aufgetragen werden sollte, zu untersuchen, ob die Vollmacht, welche man ihren Vorgängern ertheilt hatte, (die freylich, mich ausgenommen, sämtlich gestorben waren) hinreichend gewesen wäre, ihnen die Ablegung der Rechnung über ihre Verwaltung zu erlassen. Es schien wohl, als hätten sie in den Zufluchtsörtern, wohin sie geflohn waren, keine deutlichen Begriffe von den Geschäften bekommen, welche bey der Pest vorfallen. Es erhellt jedoch aus dem Protocolle vom 22ten April 1723, daß dieser verächtliche Vorschlag einstimmig verworfen wurde und daß jene neuen Bürgermeister keine andre Frucht davon einerndteten, als die Beschämung, ihn gemacht zu haben.

Nachdem wir bey niemand mehr, als bey uns selber Rath zu suchen hatten; schien uns die Bürger-Wache überflüssig und gefährlich. Will man eine solche Wache errichten; so muß es sehr früh geschehn, und ihre Abschaffung geschieht immer zu spät. Man glaubte in vielen Provinzen sie sey nützlich und nothwendig; allein ich meine, wenn man weit von der Stadt ist, wo die Pest wüthet; so ist dies eine überflüssige Vorsicht, da sie hingegen unentbehrlich wird, wenn der Weg bis zu dem verpesteten Orte nur wenig Meilen beträgt. Man verläßt sich übrigens lieber auf die Aufsicht der Bürger überhaupt, als auf eine eigentliche Wache, die theils bestechbar, theils nicht auf-

merksam genug zu seyn pflegt. Die erstern sind wachsamer über eine Stadt, die noch gesund ist; ihre Dienste aber werden überflüssig, sobald die Ansteckung da ist, weil dann niemand mehr es wagt, sich ihr zu nähern und unsre Nachbarn sich selber waffnen, um ihre Einwohner zurückzu halten. Indessen ziemt sich's doch nicht, daß die Thore jedem Landläufer offenstehen; es ist daher der Klugheit gemäß, eine stehende Miliz in Sold zu nehmen und ihr einen Anführer zu geben, auf den man sich verlassen könne.

Diese Wache wurde einem Detachement des Regiments von Brie anvertrauet, welches einen Theil der Garnison ausmachte und nicht mehr abgelöst wurde. Die Soldaten, welche bey den Einwohnern einquartiert waren, wurden in das Kloster der Minoriten und in das Ballhaus verlegt. Wir hatten ein zweytes Bataillon, welches aus Ueberläufern bestand und von dem Herrn de la Motte in Italien war errichtet worden. Der Kriegs = Minister, Herr le Blanc, erlaubte, daß wir uns desselben in den dringendsten Fällen bedienen durften. Diese Soldaten, gewöhnt an freywillig übernommene Gefahren, entzogen sich keiner Arbeit. Nie hat ein zusammen gerafftes Volk nützlichere Dienste geleistet. Toulon sah dies Corps errichten und sah es auch durch die Pest einschmelzen.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Ob man durch Feuer die Luft in einer verpesteten Stadt reinigen könne? Welchen Erfolg der Versuch hatte, den man damit in Toulon machte.

Was ergreift man nicht, wenn der Schiffbruch nahe ist? Im Anfange der Pest versäumt man alles, was unsre Sicherheit auf's beste gründen könnte; und ist nun der Sturm da; dann bleibt nichts übrig, selbst bis zu kindischen Vorkehrungen, worauf man nicht seine Aufmerksamkeit richtete.

Einige Personen in Toulon überredeten sich, ein großes Feuer könne die Luft reinigen und die Pest zerstreuen. Diese Meinung gründete sich darauf, daß ihre Voreltern aufgezeichnet hatten, man hätte während der vorigen Pest zu diesem Mittel seine Zuflucht genommen. Der Versuch erhellte würklich aus der schriftlichen Nachricht; keineswegs aber der Erfolg. So unverständig es nun auch war, diesen zu erwarten; so konnten denn doch die Bürgermeister nicht umhin, dem Verlangen und Bitten einer ganzen Stadt nachzugeben, die durchaus ihr Heil auf diese Entdeckung zu gründen schien.

Es wurde also Befehl gegeben, von Nachmittags um drey Uhr an, vor jedem Hause Materialien aufzuhäufen, die man in Brand stecken könnte, welches dann Abends um sieben Uhr, wenn die Glocke der Haupt-Kirche geläutet werden würde, geschehn sollte. Nie ist eine Verordnung pünctlicher befolgt worden. Ein allgemeines Feuer deckte die Stadt während der Nacht mit einem so dicken Rauche, daß derselbe am folgenden Tage noch nicht

einmal zerstreuet war. Es war ein gänzlich unnützer Aufwand an Holz und Räuchwerk. Die Luft, welche man damals in Toulon einhauchte, war nicht schädlicher und nicht gesunder, als die, welche man in den nicht angesteckten Gegenden athmete, und die Pest machte dennoch dieselben Fortschritte. Dies hat vielleicht niemand aufgezeichnet; allein man muß das wissen, wenn etwa einmal jemand einen ähnlichen Versuch als ein Vorbauungs-Mittel empfehlen wollte.

Drey und zwanzigstes Capitel.

Was man unter einer allgemeinen Quarantaine verstehe, der man alle Einwohner einer Stadt unterwirft. Welchen Erfolg man sich davon versprechen dürfe. Verschiedene Bemerkungen, welche in den Stand setzen, über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit derselben zu urtheilen.

Nachdem der Vorschlag zu einer allgemeinen Quarantaine einstimmig war gebilligt worden, weil man in dem Archive die Nachricht fand, daß es während der vorigen Pest also sey verordnet worden; beschloß man, die Einwohner und die militairischen Corps dazu zu vermögen. Unter dem 18ten Februar wurde der Befehl ausgefertigt, daß jedermann seine Wäsche vornehmen und solche Maßregeln treffen sollte, daß er, vierzig Tage hindurch, vom 10ten März an gerechnet, aller fremden Hülfe entbehren könnte, Fleisch und Brod ausgenommen. Die Gemeine aber übernahm die Sorge für den Unterhalt der Armen.

Der Entwurf zu dieser Quarantaine wurde gedruckt und angeschlagen. Er enthielt ein und dreyßig Artikel, die ziemlich alles erschöpften, was man darüber gedacht hatte. Ich kann mich nicht enthalten, über die Ausführung dieses Plans verschiedne Bemerkungen zu machen, damit man genau wisse und vielleicht zum erstenmal höre, worinn eine allgemeine Quarantaine bestehe, und damit man im Stande sey, zu urtheilen, ob in einem ähnlichen Falle, wie der, in welchem sich Toulon befand, es nützlich sey, oder nicht, sie zu verordnen.

Das Verboth, welches an diejenigen ergieng, welche nicht zum Dienste der Stadt gebraucht wurden, ihre Häuser zu verlassen, machte die Grundlage des Plans aus. Man theilte hundert fünf und dreyßig Inseln, *) aus welchen Toulon besteht, in fünf und vierzig grössere, in eben so viel von mittlerer Größe und in einer gleichen Anzahl kleinere, setzte in jeder derselben Lieferanten an, nach den Bedürfnissen einer bevölkerten und gesperrten Stadt. Die Anzahl derselben betrug Anfangs fünf hundert und vierzig, nachher aber sechs hundert.

Acht Commissarien sorgten, jeder für sein Quartier. Unter ihren Befehlen standen mehr oder weniger Syndici, nach Verhältniß des Umfangs jeder Insel. Kurz! die Anzahl der angestellten Personen belief sich auf tausend.

Alle diese Männer kamen um. Hat man keine zweckmäßigen Vorkehrungen zu ihrer Erhaltung getroffen? Das soll genauer untersucht werden. Man mußte sie nothwendig entweder in ihren Häusern lassen, wie es bey uns geschah, oder Mehrere zusammen, oder endlich alle an einem Orte einquartieren. Getrennt von einander star-

*) Dieser Ausdruck ist oben S. 8. erklärt worden.
A. d. Ueb.

ben sie; mehrere zusammen würden noch eher umgekommen seyn; und wären sie alle bey einander gewesen; so hätten wir sie zu gleicher Zeit verlohren.

Wählt man das erste Mittel; so können die getrennten Lieferanten und Syndici nur das Zimmer anstecken das sie bewohnen. Im zweyten Falle würden eben so vie Hospitäler entstehn, als man abgesonderte Gesellschaften errichtet hätte. Schlüge man endlich den dritten Weg ein; so würde man die allgemeine Wohnung in ein grosses Hospital verwandeln, das um so beschwerlicher werden würde, je zahlreicher es wäre. Noch müßte man voraussetzen, daß es leicht zu bewürken wäre, alle diese Personen, welche man haufenweise oder beysammen einquartieren wollte, aus dem Schoße ihrer Familien herauszunehmen. Hieraus folgt, daß, wenn man eine allgemeine Quarantaine verhängt, man alle die, deren Dienste man nicht entbehren kann, zu den ersten Schlachtopfern macht.

Einer allgemeinen Quarantaine muß die Zählung der Einwohner, die in vier Classen einzutheilen sind, vorhergehn. In die erste Classe begreife man die, welche auf das Land gehn wollen. In die zweyte solche, welche in der Stadt bleiben und im Stande sind, sich da zu ernähren. In die dritte diejenigen, welche, ohne eben in der äussersten Dürftigkeit zu seyn, dennoch der Hülfe der Gemeine bedürfen. Endlich in die vierte alle, welche nothwendig auf Kosten des gemeinen Wesens erhalten werden müssen.

Von sechs und zwanzig tausend Menschen, welche man in Toulon zählte, mußten die Hälfte unterstützt werden, weil eine große Anzahl derer, welche Vermögen genug gehabt hätten, um auf dem Lande zu leben, keinen Anstand nahmen, sich für dürftig auszugeben, um vierzig Tage hindurch unentgeldlich ernährt zu werden. Dieser Reiz stürzte sie in den Abgrund, den sie vielleicht hätten vermeiden können. Hätte man, um den ungeheuren Ko-

sten-Aufwand der Gemeine zu vermindern, zu genau nach dem Zustande jeder Familie forschen wollen; so würde man sich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten verirrt haben, aus welchem man sich so leicht nicht hätte herausfinden können.

Es war also nöthig, den Einwohnern, denen die Gefangenschaft eine grausame Strafe scheinen mußte, ihren Unterhalt zuzusichern. Man stelle sich die Wohnung der mehrsten Armen in einem elenden Winkel vor, oder oben unter dem Dache eines Hauses, wo sie, ihre Weiber und Kinder, gleichsam auf einander gepackt sind. Sie bringen mehrentheils nur die Nacht da zu, weil sie bey Tages Anbruch ausgehen, um ihr Brod zu verdienen. Die Krankheiten, in welche sie fallen können, beunruhigen sie nicht, weil das Hospital ihre Zuflucht ist. In diesen Wohnungen nun, welche oft, aus Mangel an Fenstern, gänzlich finster, immer aber sehr schmutzig sind, mußte man, vierzig Tage lang, Menschen verkümmern lassen, die an Arbeit und Bewegung gewöhnt waren. Auch wurden fast alle krank und lange vor Ablauf der Quarantaine in die Hospitäler gebracht.

Die Ausgaben, zu welchen sich eine Gemeine versteht, würden gar keine Aufmerksamkeit verdienen, wenn ein wahrhaftes Gute daraus erwüchse; allein ein zu Grunde richtender und zugleich unnützer Aufwand muß vermieden werden. Gehen wir zu den übrigen Ungemächlichkeiten einer allgemeinen Quarantaine über!

Von der Reinlichkeit der Straßen.

Man schmeichle sich nicht mit der Hofnung, eine Quarantaine haltende Stadt lange rein zu erhalten. Sie ist es bey Weitem nicht genug zu allen andern gewöhnlichen Zeiten; und doch hat man gehofft, es in Toulon dahin zu bringen, weil man die Schwierigkeiten nicht voraus sah

Die Gärtner, welche gewöhnt sind, ihre Gärten mit dem Straßen-Kothe aus der Stadt zu düngen, wurden von den Gesetzen der Quarantaine befreyet und man hatte darauf gerechnet, daß die Fortschaffung der Unreinigkeiten nicht unterbrochen werden würde. Allein, da die Gärtner sich verabredet hatten, den Eigenthümern der Gärten keinen Pacht zu bezahlen, in der Ueberzeugung, daß sie, in Betracht der öffentlichen Calamität, ihrer Verbindlichkeit überhoben seyn könnten, so schafften sie ihre Straßen-Feger ab und liessen uns in einer Verlegenheit, woran wir auf gewisse Weise selbst Schuld waren; denn zu welchen Diensten hätten wir nicht eine so große Anzahl müssiger Menschen nützen können, welche vom gemeinen Wesen unentgeltlich ernährt wurden? Allein wir machten uns zu Sclaven unsrer Versprechungen, liessen sie lieber eingekerkert umkommen und die Gassen fast unwegbar durch die Koth-Haufen werden, die täglich zunahmen. Dies war, in Ansehung der Reinlichkeit der Straßen, der erste Erfolg der Quarantaine.

Von der Brod-Lieferung.

Wenn es möglich wäre, sich mit einem Vorrathe von Zwiebäcken zu versehn, der beträchtlich genug wäre, um einer ganzen Stadt eine gewisse Zeit hindurch zur Nahrung zu dienen, wie man dies auf der See zum Unterhalte der Equipagen thut; so würde eine einzige, gleich Anfangs vorgenommene Austheilung an jede Familie uns von der Unruhe befreyn, in Brod-Mangel zu gerathen. Allein das läßt sich nicht unternehmen; und wäre das auch möglich; wie sollte man es dann anfangen, dies früh und schnell genug auszuführen, wenn der Zeitpunct der Pest uns zu dieser Vorkehrung zwingt? Man ist alsdann um so weniger dazu im Stande, als man vielmehr genöthigt wird, den Bäckern die Verfertigung der Zwiebäcke zu untersagen, weil alle reiche und zur Flucht entschlossene Ein-

wohner sich beeifern, dies Nahrungsmittel in Menge zu sammeln, welches sie, aus Furcht, nicht genug davon zu haben, mit Gelde aufwiegen; woraus dann die Ungemächlichkeit erwächst, daß, wenn die Bäcker bey dem Brod-Verkaufe viel weniger gewinnen, sie das Publicum daran Mangel leiden lassen. Diese Unordnung habe ich erlebt; sie wird immer unvermeidlich seyn, wenn nicht die, welche alle auf einmal sich solche Vorräthe verschaffen wollen, den Weg wählen, die Zwiebäcke aus solchen Städten kommen zu lassen, deren Entfernung von dem Orte, wo die Pest herrscht, sie noch in einem ruhigen Zustande erhält. Warten sie hingegen das Aeusserste ab; so müssen sie sich auch darauf gefaßt machen, daß die Bürgermeister, welche für den Unterhalt ihrer Einwohner sorgen, sich solchen Aufhäufungen, die schädliche Folgen haben können, immer widersetzen werden.

In den ersten Tagen der Quarantaine gieng die Austheilung des Brods ziemlich ordentlich von statten, und das ist schon viel, daß man, mehrere Tage hindurch, an sechs und zwanzig tausend Personen, mit Ordnung habe Brod austheilen können. Jede Insel hatte ihren Bäcker, welcher, gegen Scheine, die von den Syndikern unterzeichnet und von den Commissarien beglaubigt waren, den Austheilern so viel Brod verabfolgen ließ, als sie verlangten. Dieser Bäcker, dem mehr daran gelegen war, den Zettel, welcher ihm für die Bezahlung galt, wohl aufzubewahren, als vorsichtig in der Annahme zu seyn, wurde es bald überdrüssig, immer solche Papiere zu empfangen, welche in Essig getränkt waren und oft in Fetzen aus einander fielen. Er wurde also bald angesteckt, starb, und mit ihm giengen seine Rechnungen, sein Mehl und das Mehl der Gemeine, welches damit vermengt war, verlohren. Es war nicht mehr möglich, von dem Ankaufe und der Verwendung Rechenschaft zu geben. Der Backofen wurde also geschlossen und nicht ferner gebraucht. Wir hatten

einen Bäcker weniger und man mußte einen andern anneh-men. Dieser verdoppelte seine Arbeit; das Zudrängen der Austheiler veranlaßte eine grössere Gemeinschaft; jeder wollte zuerst bedient seyn. Diese Zudringlichkeit beschleunigte ihr Verderben und, durch eine unvermeidliche Folge, auch das Krankwerden und Sterben der Bäcker, so, daß von hundert und fünf und dreyßigen, die zu Anfange der Quarantaine da waren, in weniger als einem Monate, nur noch zwey und zwanzig übrig blieben.

Man muß also diesen Gedanken fahren lassen; nicht auf solche Scheine muß das Brod in einer angesteckten Stadt verabfolgt werden. Das Papier nimt gar zu leicht an, wenn es nicht mit Vorsicht genommen wird. Die Gewohnheit des Bäckers ist, um baares Geld zu kaufen und zu verkaufen. Bringt man ihn aus dieser Gewohnheit; so macht man ihn irre, setzt ihn und er uns in Verlegenheit; die Gemeine aber leidet einen Verlust, wie immer, wenn ein Mann stirbt, der in Abrechnung mit ihr steht.

Dies war der verzweifelte Zustand, in welchen wir uns gestürzt sahen. Allein um nichts zu vergessen, ist es gut, zu bemerken, daß der Brod-Mangel nie so viel Aufsehn macht, als wenn das gemeine Volk unentgeltlich damit versehn wird. Es schreyet über Hunger, wenn es gleich Vorrath in Ueberfluß hat. Die Furcht vor Brod-Mangel thut bey ihm dieselbe Würkung, als der würkliche Mangel. Trug man Todte oder Kranke weg, die von der Gemeine waren unterhalten worden; so geschah es selten, daß man nicht wenigstens einen Sack voll Brod bey ihnen gefunden hätte. Dies beweist, daß dergleichen unentgeltliche Austheilung zur Pest-Zeit große Ungemächlichkeiten nach sich zieht. Wir glaubten, die treffendsten Maaßregeln genommen zu haben; wir verfolgten einen Plan, den die Klugheit angegeben zu haben schien; allein wir kannten die Klippen nicht, an denen er scheiterte.

Von der Wein-Lieferung.

In Provence ist das Volk um so mehr daran gewöhnt, Wein zu trinken, da es kein anderes Getränk kennt. Man konnte die Armen in Toulon nicht auf Wasser und Brod setzen und sie noch dazu einsperren, ohne die Quarantaine in's Geschrey zu bringen. Man mußte daher einige Keller in Beschlag nehmen und gewissen Commis auftragen, den Wein zu verkaufen und gegen Scheine von den Commissarien, auszutheilen. Mit diesen Commis kam man wiederum in Abrechnung; man mußte ihre Stellen oft durch andre ersetzen, wenn sie starben, und dann fand man bey ihnen weder Geld, noch Rechnung von ihrem Haushalte. Die Austheilung des Weins geschah Anfangs täglich; und da merkten wir, daß man doppelt so viel Leute dazu hätte ansetzen müssen, wenn dies weitläuftige Geschäft gehörig hätte sollen betrieben werden. Desfalls versuchten wir es, auf einmal einen Wein-Vorrath auf drey Tage herauszugeben. Die Ungemächlichkeit, welche aus dieser Austheilung erfolgte, wurde noch ärger. Die Mehrsten berauschten sich am ersten Tage und mußten an den beyden folgenden Wasser trinken. Die Austheiler, welche noch leichter in Trunkenheit verfielen, fiengen oft ihr Geschäft an, ohne im Stande zu seyn, es zu vollenden. Daher entstand neues Murren und Klagen von Seiten des Volks, welches, als es sich des Weins und der Freyheit, sich ihn zu verschaffen, beraubt sah, laut den Urhebern seiner Gefangenschaft fluchte.

Von der Lieferung des Oels, des Salzes und der Garten-Gewächse.

Wenn auch die Austheilung von Oel, Salz und Garten-Gewächsen zu Stande gebracht werden konnte; so war sie darum doch mit nicht weniger Ungemächlichkeiten verbunden. Obgleich man gewöhnlich, besonders in

einer Seestadt, keinen Mangel an solchen Nahrungsmitteln leidet, die, nächst dem Brode, die hauptsächlichste Speise des Volks ausmachen; so muß man doch darauf rechnen, daß, wenn nichts anders genossen wird, in weniger als Monats Frist Magazine, die für ein Jahr hinreichen müßten, werden ausgeleert werden. Man kam in Toulon dahin, daß man nicht bis zu Ende der Quarantaine eine gleiche Austheilung fortsetzen konnte. Man erschöpfte bald die verschiednen Magazine, welche die Gemeine sich zugeeignet hatte, so, daß der Arme von zwey Seiten leiden mußte, von der einen durch den schnellen Tod oder die Veruntreuung der Austheiler, von der andern durch eine würkliche gänzliche Entbehrung. Es ist jedoch wahr, daß der Tod der mehrsten dieser Austheiler für uns eine wahre Hülfsquelle wurde, indem wir ihre Häuser mit Vorräthen versehen fanden, die sie auf Unkosten des gemeinen Wesens aufgehäuft hatten. Es waren eben so viel kleine Magazine, die uns bequem lagen und deren wir uns mit Nutzen bedienten, um noch einige Tage hindurch eine Art von Lieferung unterhalten zu können, nachdem schon andrer Orten nichts mehr aufzutreiben war.

Von der Holz-Lieferung.

In einer Stadt, die mit der Pest bedroht, oder würklich heimgesucht ist, soll man ernstlich daran denken, einen Vorrath von Holz zu sammeln, der ansehnlich genug sey, sowohl für die Backöfen, als zu Heizung mehrerer Hospitäler. Wir kannten dies Bedürfniß nicht, oder glaubten ihm dadurch vorzubauen, daß wir unsern Einwohnern eine allgemeine Quarantaine auflegten. Man hatte ihnen angekündigt, daß sie mit Holz versehen werden sollten, als wenn es möglich wäre, diesen nothwendigen Artikel, und der so schwer anzuschaffen ist, zu vertheilen, um allen Familien einer Stadt Feuerung zu liefern. Diese Verbindlichkeit, welche wir übernommen hatten, ohne zu

wissen, ob es in unsrer Macht stünde, sie zu erfüllen, trieb den Holz-Preis auf das doppelte und dreyfache hinauf. Jedermann wollte damit versehen seyn, und so mußte dann jeder entbehren. Zu dieser Ungemächlichkeit kam noch eine andre hinzu, nämlich daß man das Holz, welches für jedes Haus bestimmt war, nicht dahin zu schaffen wußte. Die Lieferanten weigerten sich gleich in den ersten Tagen, dies zu besorgen, und da man nicht Karren genug hatte, um das Holz fortzubringen; setzte die Unterbrechung der Austheilung die Einwohner ausser Stand, Gebrauch von den Gartengewächsen zu machen, die man ihnen gegeben hatte. Das waren also die Früchte der Quarantaine gleich Anfangs; wir wollen ihr aber bis zu ihrer Aufhebung folgen, um uns von ihrer Unzweckmäßigkeit zu überzeugen.

Man schmeichelte sich, unendliche Vortheile von dieser Quarantaine zu ziehn; man beklagte sogar das Schicksal derer Bürger, welche, da sie auf das Land geflüchtet waren, nicht daran Theil nehmen konnten. Da sich die Stadt von dem Augenblicke an für gänzlich gesund hielt; brach sie alles Verkehr mit ihren abwesenden Einwohnern ab. Würklich erforderte auch die Regelmäßigkeit der Quarantaine eine strenge Ausführung dieses Entschlusses. Indessen waren diese ohne Beystand und unfähig, sich dergleichen zu verschaffen, da die Gemeinen in ihrer Nachbarschaft größtentheils angesteckt waren; und so sahen sie sich dann gezwungen, an die Thore der Stadt zu kommen, um Fleisch und Brod zu fordern. Man konnte, ohne Unmenschlichkeit, ihnen diese Hülfe nicht abschlagen; da aber der Eintritt in die Stadt ihnen untersagt bleiben mußte; machte man Anstalt, auswärts einige Schlächter und Bäcker anzusetzen, die ihnen jedoch nur vorübergehende Dienste leisten konnten. Sie starben nämlich, und da ihre Stellen nicht wieder zu besetzen waren, die in der Stadt angestellten Austheiler aber indeß auch ermüdeten,

hier, wo für sie nur Arbeit und Elend war, ihre Dienste zu verrichten; kauften diese die verschiednen Vorräthe auf, wovon sie gewiß waren, sie an den Stadt-Thoren wieder verkaufen zu können, und unterliessen oder vernachlässigten wenigstens die Austheilung. Die Familien litten durch ihre Entfernung, oder durch ihre häufigen Abwesenheiten; und in dieser Verwirrung kamen die auf das Land geflüchteten Einwohner, obgleich man ihnen dort alle Hülfe zukommen ließ, haufenweise zu den Schlagbäumen, mischten sich unter das Gedränge und wurden da angesteckt. Dies Gedränge nahm täglich zu; alle die damit verknüpfte Gefahr aber würde weggefallen seyn, wenn man niemand Zwang aufgelegt, sondern jedem erlaubt hätte, in die Stadt zu kommen, um sich mit Vorräthen zu versehn.

Aus diesem allen schliesse ich, daß eine gezwungne Quarantaine uns einer Menge Einwohner beraubt, die wir eingesperrt halten, die uns unendlich nützlich werden könnten und die darum nicht weniger sterben. Es ist ein Todes-Urtheil, das man gegen sie ausspricht. Die Austheiler vollführen den Todes-Streich in ihren Häusern und in jeder Familie; keiner andern Ursache konnte man in Toulon die gräuliche Sterblichkeit zuschreiben, wovon man vielleicht nie ein ähnliches Beyspiel gehabt hat, als weil die Austheiler eine schädliche Gemeinschaft mit den gesunden Familien unterhielten, die oft eher die Pest, als Unterhalt aus ihren Händen empfiengen. Eine Quarantaine ist wahrlich nur denen heilsam, welche sie sich selber aufzulegen wissen; und solchen Personen allein ist es gelungen, sich gesund zu erhalten. Kann man mit Recht behaupten, daß eine Stadt die Regeln der Quarantaine beobachte, oder beobachten könne, wenn eine Menge Personen nothwendig gezwungen sind, mit einander Verkehr zu haben und wenn sich eine gänzliche Eingezogenheit unmöglich mit den Pflichten ihrer Aemter und den Bedürfnissen der Einwohner vereinigen läßt?

Es wird gewiß niemand einfallen, zu glauben, wir hätten in dieser Quarantaine, welche wir jedoch allgemein nennen, den Bischoff, den sein Eifer aller Orten hinführte, oder den Commandanten der Festung und die Staabs-Officiere, oder die Soldaten von der Wache in verschiednen Quartieren, oder die Bürgermeister und übrigen Mitglieder des Stadtraths mit einschliessen können; oder die Aerzte, Wundärzte und Apotheker, oder die Gesundheits-Aufseher, die Policey-Bediente, die Hospital-Directoren, die Beichtväter, die Commissarien, Syndiker, Quartiers-Hauptleute, Stadt-Sergenten, Trompeter, die so genannten Raben, die Todtengräber, die Commis in allen Werkstätten, die Straßenfeger, die Schmidte, die Karren- und Wagen-Fuhrleute, welche den Transport des Mehls und des Getraides besorgten, die Bäcker, die Schlächter, endlich die unzählichen Austheiler, ohne von denen zu reden, welche die Dunkelheit der Nacht nützten, um das Gesetz zu übertreten, das ihnen auferlegt war.

Was konnte man sich von den Folgen einer solchen Quarantaine versprechen? Ich habe schon erwähnt, daß man sie in den Lazarethen nicht eher für geendigt hält, als bis unter der Schiffs-Equipage sich, vierzig Tage hindurch, keine Todten und Kranken befunden haben. Diejenigen, welche zuerst darauf gefallen sind, man könne in einer Stadt sich nach den Quarantainen richten, welche man die Seeleute halten läßt, und die den Versuch damit gemacht haben, sind nicht darauf gefallen, uns Nachrichten von dem Erfolge dieser Unternehmung zu hinterlassen. Von zwey Fällen muß man jedoch einen annehmen: entweder haben sie mit der genausten Pünctlichkeit alles beobachtet, was in dergleichen Umständen geschehn muß, oder sie haben sich mit den ersten vierzig Tagen begnügt. Im ersten Falle, der auch würklich nur allein den Namen einer Quarantaine verdient, müs-

sen sie ohne Zweifel die Unmöglichkeit eingesehn haben, dergleichen in einer Stadt auszuführen. Denn läßt sich's denken, daß man alle Einwohner einer Stadt, von welcher es ausgemacht gewesen, daß die Pest daselbst herrsche, so lange in ihren Häusern habe gefangen halten können, bis vierzig Tage hindurch keine Spur von der Seuche mehr zu bemerken gewesen? Hätte das Statt finden sollen; so würden wir unsre Einwohner in Toulon länger als zehn Monate haben einsperren müssen. Fanden aber, im Gegentheil, unsre Vorfahren, daß sie durch eine vierzigtägige Probe um nichts weiter kamen, daß ein Kranker den andern ablöste und daß auf die Weise ihre Quarantaine gar kein Ende nehmen würde; so ist daraus leicht zu schliessen, daß sie, so wie wir, einer unglücklichen und kostspieligen Unternehmung, für deren Ausführbarkeit niemand einstehn kann, werden überdrüßig geworden seyn.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Unentschlossenheit über die Wahl eines Pest-Hospitals. Schwierigkeit, dasselbe in einem Armen-Hause anzulegen, aus welchem man die Armen fortschaffen mußte. Nothwendigkeit, Ammen für die säugenden Kinder zu haben, deren Mütter gestorben sind. Bemerkungen über alle diese Gegenstände.

Man wird aus dem, was ich über den Zustand von Toulon gesagt habe, leicht begreifen, daß ein einziges Haus, ausser der Stadt, welches gleich Anfangs nur zur Aufnahme der ersten Kranken auf eine gewisse Zeit bestimmt

war, weil ihrer noch wenige waren, nicht hinreichen konnte, als die Seuche ärger wurde. Toulon hatte also im Februar 1721 kein Hospital in Bereitschaft, um dem Gedränge von Unglücksfällen die Stirne zu biethen, welche man doch gewiß erwarten mußte. Man hatte kaum eine andre Wahl, als entweder das gewöhnliche Krankenhaus, welches ich künftig das heilige Geist-Hospital nennen werde, oder das Armen-Hospital der Charität, welches auf dem Glacis der Festung liegt, dazu einzurichten. Die Schwierigkeit, sich für das eine oder das andre zu bestimmen, könnte in der Folge vielleicht einen eben so schädlichen Aufschub veranlassen, als den ich erlebt habe, wenn ich hier nicht die Ursache davon angäbe.

Man muß bey dem ersten Argwohne der Pest, und noch ist es sehr bedenklich, so lange zu warten, sich entschliessen, die Armen anderwärts unter zu bringen, wenn vor der Stadt ein Haus von ihnen besetzt ist, das Raum genug enthält, um ein Hospital daraus zu machen. Es ist aber ein wichtiger und mit großen Schwierigkeiten verbundner Gegenstand, alsdann für beynahe fünf hundert Arme, denen es bis jetzt an nichts gemangelt hat, eine eben so sichre Zuflucht zu finden, als die ist, welche man sie zu verlassen nöthigt, besonders wenn es darauf angesehn ist, sie innerhalb einer Stadt zu beherbergen, deren Bevölkerung uns alsdann schon zu groß ist. Nur von der schnellsten Pünctlichkeit und der genauesten Ordnung, die man beobachten soll, ist die Erhaltung dieser Colonie von Armen zu erwarten, und an ihrer Rettung hängt zugleich die Rettung der Stadt, welche sie aufnimt. Erfordert irgend ein Haus sorgsame Aufsicht und Bewachung; so ist dies der Fall bey dem, in welches man jene Arme einquartiret. Denn der erste Kranke unter ihnen macht das Haus zu dem ersten Hospitale. Ich würde selbst so wenig darauf rechnen, daß dieser unglückliche Fall nicht einträte, daß ich so gar geneigt wäre, die Anzahl so

vieler Armen an einem Orte zu vermindern, die, da sie doch alle Eingebohrne der Stadt sind, vielleicht Väter oder Mütter hätten, die im Stande wären, sie aufzunehmen, wenn man sie mit Allmosen unterstützte und ihnen dadurch den Unterhalt ersetzte, den man ihnen entzogen hätte. Indeß einer von denen, welche also zerstreut würden, stürbe, würde man ihrer gewiß viele verliehren, wenn die Pest sie vereinigt befiele.

Auf diesen Satz sey es mir erlaubt, einen andern folgen zu lassen, der ihm im Grunde völlig entgegen ist, nämlich den: daß eine Stadt, die früh genug, ehe sie von sichtbarer Nothwendigkeit gedrungen wird, Vorkehrungen zu treffen weiß, nichts bessers thun könne, in so fern der Aufenthalt, den man für die Armen bestimmt hat, geräumig genug ist, als eine noch grössere Anzahl derselben dahin zu schicken. Ungerechnet, daß man dadurch die Mittel erleichtert, ihrer Dürftigkeit aufzuhelfen; würde es auch eine große Wohlthat für eine Stadt seyn, sie von allen denen gesäubert zu haben, welche doch die ersten Schlachtopfer werden würden und eine große Erleichterung für die obrigkeitlichen Personen, welche ausserdem beständig wachsam auf jene Menschen seyn müßten.

Ist aber die Versetzung der Armen zu lange verschoben worden und kann sie also nicht anders als mit Gefahr geschehn; so muß man alsdann um so weniger dazu schreiten, weil, wenn man in diesem Falle das gewöhnliche Stadt-Hospital für die Verpesteten bestimmt, das Armen-Hospital wenigstens unangesteckt bleiben kann. Diese Meinung behielt in Toulon die Oberhand, obgleich sie sehr bestritten wurde, und ich scheue mich nicht, zu gestehn, daß es auch die meinige war. Um den Entschluß zu rechtfertigen, den man nahm, die Verpesteten in das heilige Geist-Hospital zu verlegen, brauche ich weder den Erfolg anzuführen, den diese Einrichtung hatte,

noch die Weigerung des Herrn Bischoffs, die Armen aus der Charität fortschaffen zu lassen; selbst angenommen, daß man, ohne Widerspruch, die Wahl unter den beyden Hospitälern gehabt hätte, glaube ich noch, daß man gar nicht lange wanken durfte; einige Betrachtungen werden dies sehr anschaulich machen.

Die Pest scheint aus einer Stadt jede andre Krankheit zu verbannen und wäre das auch nicht der Fall; so ist es doch dann nicht mehr möglich, in einem Hospitale die Art der Krankheiten zu unterscheiden. Das heilige Geist-Hospital, in welches man, neue Personen aufzunehmen, sich enthalten hatte, um diejenigen, deren Krankheit keinem Argwohn unterworfen war, nicht in Gefahr zu setzen und aufzuopfern, wurde von Tage zu Tage freyer, ja! beynahe leer, so, daß, als die Stadt sich mit verpesteten Kranken überladen sah, die keinen Zufluchts-Ort mehr hatten, sie nicht lange zu rathschlagen brauchte, ob sie das Charitäts-Hospital wählen sollte, welches erst ganz neu hätte eingerichtet werden müssen, oder das heilige Geist-Hospital, das vollkommen im Stande war, und wohin man, ohne Verwirrung, in vier und zwanzig Stunden alle zerstreuten Kranken schaffen konnte.

So lange die Pest einige Meilen von uns entfernt ist, schmeicheln wir uns gern, beruhigen uns und glauben, es werde uns gelingen, uns davor zu verwahren. In diesem Zustande von Sicherheit wird man nie auf den Gedanken kommen, sich in die unermeßlichen Unkosten zu setzen, welche die Anlage, eines äusserst großen Hospitals erfordert — Ich sage eines äusserst großen, denn auch das größte Hospital ist noch immer zu klein. Den Entwurf dazu hat man in allen noch nicht angesteckten Städten gemacht; ausgeführt hat man ihn nirgends. Ist die Pest erst bis zu uns eingedrungen; dann wird eine solche Anlage nothwendig. Allein es geht darum nicht weniger langsam damit; und in der Erwartung, daß das Hospi-

tal in den Stand komme, steckt der Kranke, den man noch nicht aus seinem Hause fortschaffen kann, seine Familie vollends an. Dies würde nicht geschehn seyn, wenigstens nicht so schnell, wenn die ersten, welche einen Anfall von der Pest bekommen hätten, früher in das gewählte Hospital wären gebracht worden, welches man aber zu schonen scheint, als wolle man es zu einem wichtigern Gebrauche aufbewahren. Da nicht daran zu zweifeln ist, daß man sich der gewöhnlichen Hospitäler zu bedienen wird gezwungen werden, die aber in keiner von den Städten der Provence, in welche die Pest eingedrungen ist, zugereicht haben; denke ich, man sollte ihnen zu Anfange der Seuche den Vorzug geben, weil wir alsdann unmöglich Zeit genug haben, ein anders einzurichten, wovon die Unkosten, welche unsre Kräfte übersteigen, immer einen verderblichen Aufschub veranlassen.

Dieser Aufschub, soll jedoch nicht verlängert werden. Indeß man das gewöhnliche Hospital in Besitz nimt, muß man unter der Hand zu Einrichtung des großen Pesthauses Anstalt machen und die Schwierigkeit des überschwenglichen Aufwandes dadurch zu überwinden suchen, daß man sogleich die Betten, Bett-Tücher, Decken und übrigen Geräthschaften derjenigen Kranken, auf deren schleunige Abholung die Familien dringen, dahin bringen liesse. Auf diese Weise reicht ein Hospital dem andern die Hände und man kömmt unmerklich dahin, sie durch die Beute von Lebenden und Todten in den Stand zu setzen und mit allem zu versehn.

Uebrigens erwarte man nur nicht, daß die Hospitäler eine tröstliche Zuflucht oder ein Rettungs-Platz für die ersten Kranken werden! Ich halte diejenigen, welche ihr Leben in dem Schooße ihrer Familien endigen und bis zu ihrer letzten Stunde Beystand erhalten können, für weit weniger unglücklich. Unter ihnen wird noch

mancher gerettet, da ich hingegen behaupte, daß nicht einer von denen, welche durch die Hospitäler gehen, und die erste unselige Probe von der äussersten Hülfslosigkeit erfahren, mit dem Leben davon kommen könne. Es ist wichtig, diese beyden Fälle wohl zu überlegen. Der Entschluß, eine Stadt von allen kranken Einwohnern zu reinigen, ist vernünftig und löblich; sie in die Hospitäler bringen, heißt nicht viel weniger, als ihnen das Todes-Urtheil sprechen.

Noch verschaffe man sich einen Zufluchtsort für die säugenden Kinder! Nichts ist rührender, als das Geschrey dieser unschuldigen Schlachtopfer zu hören, die, von der Brust ihrer todten oder sterbenden Mütter weggerissen, nun der Gegenstand eines fruchtlosen Mitleidens sind. Man findet um keinen Preis Ammen, welche Kinder tränken mögten, die schon ein tödliches Gift eingesogen haben. Es gab indessen doch in Toulon menschenliebende Frauen, die, ohne Eigennutz und ohne selbst Mütter zu seyn, sich großmüthig dem Geschäfte widmeten, so viel Kinder, als ihnen überliefert wurden, mit Ziegen-Milch aufzufüttern. Das hieß, nur um wenig Tage ein kaum angefangenes Leben verlängern; allein es war doch besser, als sie ohne alle Hülfe hinsterben zu lassen.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Beschreibung der ersten Fortschritte der Pest.

Da täglich neue Anzeigen von der Pest, und zwar die unbezweifeltsten, bey uns sichtbar wurden und wir auf die Spur gekommen waren, von woher diese Seuche zu uns eingebrochen, giengen wir dieser Spur nach und wurden bald gewahr, von wie viel Seiten her unser Unglück neuen Zuwachs bekam. Was Anfangs nur eine kleine Quelle geschienen, die wir auszutrocknen gehofft hatten, war jetzt ein angeschwollner, wüthender Strom geworden, den kein Damm aufhalten konnte.

So war es mit der Würkung der Pest in Provence beschaffen. Es war eine Brunst, die nichts löschen konnte; man mußte aller Orten dies erste Feuer aushalten, während welchem an keine Ordnung zu denken ist. Diese herrscht dann nirgends; alles leidet zugleich durch die allgemeine Muthlosigkeit. Wen das Uebel nicht schon getroffen hat, der glaubt sich doch jeden Augenblick davon bedroht. Alles vereinigt sich, unser Elend auf's Höchste zu bringen. Allein gerade wenn man unter der größten Last desselben niedergedrückt ist, kennt man noch so wenig seinen Umfang, daß man sich mit der Hofnung täuscht, die Sterblichkeit vermindert zu sehn, welche jedoch immer gleich groß bleibt. Diese anscheinende Verminderung giebt uns wieder Muth, und vielleicht ist es eine Wohlthat, diesen Irthum zu hegen, der vor gänzlicher Verzweiflung bewahrt. Die Sterbelisten melden täglich weniger Schlachtopfer; das ist vollkommen richtig; allein wenn man den wahren Ursachen dieser Erscheinung nach-

spürt; sieht man ein, daß, da der Einwohner immer weniger werden, von dieser kleinern Anzahl nicht mehr so viele sterben können, als ehemals von der grössern. Da ich dieser grausamen Krankheit, von ihrer Entstehung an, in ihren Fortschritten bis an das Ende gefolgt bin; so muß ich hier bemerken, daß man nicht eher anfängt, in einer Stadt zu Othem zu kommen und zu wissen, wie man daran ist, als bis einige Einwohner von der Pest genesen, und diese dann im Stande sind, denjenigen Kranken, welche die Pest später befallen hat, nach ihren Kräften, ihre Sorgfalt zu widmen. Seyen es nun Beichtväter, Wundärzte, Krankenwärter, oder andre Personen, von denen man sich einigen Nutzen versprechen kann; so fängt schon mit einem einzigen solchen der neue Zeitraum an. Man hat nun einen Punct, von welchem man zu zählen anfangen kann. Allein da man in Toulon noch sehr weit von diesem erwünschten Augenblicke entfernt war, und man hingegen noch durch manche grausame Prüfung gehn mußte, bevor man das glückliche Ziel erreichte: so komme ich auf den Zustand zurück, in welchem sich Toulon befand, als man sich dort zu der allgemeinen Quarantaine vorbereitete.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Nothwendigkeit, sich einander bey der allgemeinen Muthlosigkeit beyzustehn, um Geld-Anleyhen zu Stande zu bringen.

Alles, was von angesehenen Bürgern sich in Toulon befand, hatte weislich an seinen Rückzug gedacht, den man nicht aufzuschieben rathsam fand. Da der eine dem andern seine Furcht mittheilte, wurde diese so ansteckend,

daß jeder sich in Bereitschaft setzte, die Stadt zu verlassen, ohne hinter sich zu blicken, und ohne sich viel darum zu bekümmern, was aus so viel Einwohnern werden würde, für die man nur Gräber zu bereiten hatte. Indem nun niemand helfen wollte, fanden wir selbst in der allgemeinen Trostlosigkeit eine Art von Beystand. Man mußte das traurige Hülfsmittel wählen, diese zu vermehren, um zu versuchen, was die Furcht, wenn man sie auf das Aeusserste treiben könnte, über halb schon überwundne Menschen vermögte. Man nahm den festen Entschluß, dies zu unternehmen, und um des Erfolgs gewisser zu seyn und den Schrecken zu vermehren, wurde der Befehl gegeben, niemand, weder aus den Thoren der Stadt, noch durch die Ketten des Hafens heraus zu lassen, den nicht eine besondre Erlaubniß der Bürgermeister dazu berechtigte. Die Ersten, denen dies begegnete, erschienen auf dem Rathhause, um die Ursache dieses Verboths zu erfahren. „Und Sie fragen noch?" antwortete man ihnen: „Auf Ihren Eifer, meine Herren! hat man gerechnet. „Auf Ihre Menschenliebe haben die Einwohner alle ihre „Hofnungen gestützt. Sie betrachten Sie als ihre Väter, welche für die allgemeinen Bedürfnisse sorgen werden. Ihnen kömmt es zu, die Stelle der Bürgermeister zu ersetzen, wenn diese das Unglück haben sollten, „umzukommen. Uebrigens hat ja auch die Gemeine weder Cassierer, noch Casse, noch Vermögen. Alle ihre „Pachtungen sind aufgehoben; woher sollten wir Hülfe „nehmen, wenn wir nicht in einem so verzweifelten Zustande auf den Beutel und auf die Menschlichkeit unsrer „Mitbürger rechnen dürften? Sollte uns aber diese Hofnung trügen; so wollen wir wenigstens zusammen sterben und uns die Schaam ersparen, die Vaterstadt verlassen zu haben."

Dieser Vortrag, welcher mit einiger Festigkeit geschah, kündigte nichts Geringers, als einen sehr nahen

Tod an. Man durfte sich nicht mehr schmeicheln, ihm auszuweichen, einer theilte dem andern seine Bestürzung mit, und nachdem diese sich allgemein in der Stadt verbreitet hatte, both man uns von allen Seiten Hülfe an. Weil aber Toulon bey weitem keine reiche Stadt ist; war ein Anlehn von 40000 Livres alles, was wir auf diese Weise zusammenbringen konnten. Zwar hatte man uns durch einen Beschluß vom 24sten October 1720 bevollmächtigt, das Anlehn bis auf 300,000 Livres zu erhöhn. (Solche Vollmachten versagt man den Bürgermeistern in den Zeiten der Calamitäten nicht.) Allein wozu nützen sie, und zu wem soll man seine Zuflucht nehmen, in einer bedrängten Provinz, die, wie billig, mehr mit ihren eignen Gefahren, als mit den unsrigen beschäftigt ist? Eine Stadt, in diesem Zustande, darf auf nichts rechnen, als auf das Mitleiden des Königs.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Wie nützlich zur Zeit der Pest die Galeeren-Sclaven werden. Anweisungen, welche sie betreffen.

Der Schrecken, den man empfindet, wenn man sich einem Verpesteten nähert, und die unvermeidliche Gefahr, die mit der Fortbringung der Kranken und der Leichname verbunden ist, verursachen, daß man nur mit Mühe Leute findet, die beherzt genug sind, Dienste zu leisten, bey denen sie sich so bloß stellen; und findet man dergleichen; so schreckt bald ihr schleuniger Tod andre ab, an ihre Stelle zu treten. Weder Eifer für das allgemeine Wohl, noch Menschenliebe, noch Religion, verschaffen uns in der Pest-Zeit solche Subjecte; der Eigennutz allein kann sie bewe-

gen, ein so gefährliches Geschäft zu übernehmen; und je grösser die Gefahr, desto gerechter ist es, diejenigen reichlich zu bezahlen, welche sich ihr aussetzen wollen. Es sind Schlachtopfer, die sich freywillig hingeben müssen; denn man ist sehr zu beklagen, wenn man sein Ansehn brauchen muß, um einen Einwohner dazu zu zwingen, der schon aus Furcht und Schrecken stirbt, ehe er einmal sich der Gefahr aussetzt.

Alles, was ich von Greueln bey dieser Veranlassung gesehn habe, hat mich überzeugt, daß man nur auf den Galeeren des Königs elende Menschen findet, die sich selber und ihrem Leben feind genug sind, um durch keine Gefahr zurückgeschreckt zu werden. Weil diesen die Fortschaffung und Begrabung der Leichname übertragen war; will ich sie mit dem Namen Raben bezeichnen, der ihnen im Jahre 1720 beygelegt wurde. Ich kann es bewahrheiten, daß jeder Sclave, der von den Galeeren genommen wurde, um dies schreckliche Amt zu verwalten, uns ein Befreyer war, und daß ihrer Freylassung, die, wie billig, der Preis der Dienste war, welche sie leisteten, die Provence ihre Rettung verdankt. Alles wäre hier umgekommen, durch die Ansteckung, welche die Leichname verbreiteten; und wie viel mehr Einwohner noch würden nicht geflohn seyn, da die Flucht allein sie retten konnte! Wohl den Städten, die bey einer solchen Trostlosigkeit auf diese Hülfe rechnen können! Allein in Ermanglung der Galeeren, die oft zu weit von einer Provinz, in welche die Pest gedrungen, entfernt liegen, würde ich glauben, man könne nicht früh genug die Kerker öfnen, um alle, zu ewigem Gefängnisse, ja! warum nicht auch die zum Tode verurtheilten? heraus zu lassen. Das Leben eines Verbrechers ist sehr wichtig, zu erhalten, wenn er es noch dem Dienste der Verpesteten aufopfern kann.

Man darf übrigens nicht darauf rechnen, daß die Raben bey ihren Verrichtungen alt werden; vergebens

würde man sich bestreben, über ihre Erhaltung zu wachen. Das ist auch ihre geringste Sorge; das Leben ist ihnen gleichgültig; sind ihre Ketten erst gelöst; so freuen sie sich des neuen Zustandes, sich genährt, gekleidet, beherbergt zu sehn, wie sie es nie in ihrem Leben gewesen waren. Bald erlangen sie eine Geschicklichkeit, sich Erbschäften zuzueignen; und dann gehen sie bey keinem solchen Falle leer aus; bekämen sie auch nichts mehr, als was ihnen freywillig in den Häusern gegeben wird, aus welchen sie Kranke oder Todte fortbringen; so würden sie doch täglich genug sammeln, um Wünsche zu nähren, die von den unsrigen sehr verschieden sind. Die ihrigen sind weit entfernt, nach Verminderung der Sterblichkeit zu zielen, indeß wir sie gänzlich gehemmt sehn mögten.

Uebrigens glaube ich nicht, daß es rathsam sey, den Raben zu verbiethen, Kleider und Hausrath in der Wohnung, die man ihnen bestimmt hat, zu sammeln, in so fern man nur weiß, wo das Magazin ist, welches täglich einen neuen Herrn bekömmt, ohne den Plaß zu wechseln. Da ein Rabe den andern beerbt; kann man in der Folge die Reinigung mit Sicherheit vornehmen. Wollte man die Raben zwingen, dasjenige zu verbrennen, was sie als ihr Eigenthum ansehn; so würde ihre einzige Aufmerksamkeit dahin gerichtet seyn, es zu verstecken, welches ein unfehlbares Mittel werden würde, Rückfälle zu veranlassen und die Pest in einer Stadt auf immer fortdauern zu machen. Es ist sehr wichtig, zu wissen, wo die Beute ist, die sie gemacht haben. Man hat alles zu befürchten, wenn man es nicht erfährt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Acht und zwanzigstes Capitel.

Von der Wahl und der Anzahl der Begräbniß-Plätze. Nothwendigkeit, gleich bey der ersten Spur von Pest dafür zu sorgen und Gruben in Bereitschaft zu haben. Von der Art sie zu graben und zu füllen. Nutzen der Sclaven in allen äussersten Fällen.

Die Bürgermeister derjenigen Städte in der Provence, welche die Pest entvölkert hat, verdienten nicht sowohl Tadel, als Mitleid, wenn sie nicht für Begräbniß-Plätze gesorgt hatten, sobald sich die Pest dort deutlich zeigte. Aber diejenigen, welche in der Folge in einen ähnlichen Fall kommen könnten, müssen es sich, durch unser Unglück belehrt, zur Pflicht machen, ihren Mitbürgern eine mörderische Calamität zum Voraus anzukündigen, von welcher die größte Anzahl derselben bedroht werden wird. Freylich ist nichts trauriger, als zu sehn, wie sich die Väter des Volks im Voraus und zu einer Zeit, wo noch alles in Sicherheit lebt, mit der Sorge für die Beerdigung derer, die umkommen werden, beschäftigen; und doch ist diese Sorgfalt so unumgänglich nothwendig, daß man sie nicht vernachlässigen kann, ohne sich in entsetzliche Verlegenheiten zu stürzen, aus denen man sich nur mit großer Mühe rettet. Wie hätten wir diesen entgehen können? Wir überzeugten uns, daß, da die geringe Anzahl der Kranken uns Anfangs wenig Todesfälle zuzog, nichts weniger eilig sey, als Gruben zu öfnen und viel Arbeiter dabey zu beschäftigen. Die Leichname waren bis jetzt noch Alle von einander abgesondert; aber da die Krankheit so zunahm, daß man sie aufhäufen mußte; verdoppelte und verdreyfachte man die Arbeit; und da die mehr-

sten Arbeiter ihr eignes Grab dabey gegraben hatten, vermehrte man dadurch die Sterblichkeit, statt daß man diese Leute erhalten haben würde, wenn man die Gruben hätte öfnen lassen, ehe die Gefahr schon da und die Begräbniß-Plätze angesteckt waren.

Denken wir uns den Zustand einer Stadt, wo man nicht mehr im Stande ist, die Todten wegführen oder begraben zu lassen! Wir sahen allen Gräueln dieses unglücklichen Zustandes entgegen; aber durch einen unerwarteten Glücksfall entgiengen wir seinen Würkungen. Am 23sten May konnten wir nur zwey hundert sieben und achtzig Leichname fortschaffen. Die Nothwendigkeit zwang uns, verschiedne andre in den Häusern zu lassen und wir vermutheten am andern Tage noch eine grössere Anzahl Todte zu finden, ohne im Stande zu seyn einen einzigen aus dem Bette zu bringen, als wir auf einmal an demselben Tage, da wir weder Raben noch Gruben in Bereitschaft hatten, um vier Uhr des Morgens von Marseille her eine Tartanne mit hundert Sclaven besetzt ankommen sahen, die auf Befehl des Hofs nach Toulon geschickt wurde. Nachdem man sie gespeist hatte, stellte man funfzig davon zur Arbeit auf den Begräbnißplätzen an, und die übrigen funfzig, um die Todten fortzuschaffen und die Karren zu führen. Alle versammelten sich wieder um Mittag auf der Tartanne, nur mit dem Unterschiede, daß die, welche von den Begräbnissen zurückkamen, noch nackend waren, wie sie Marseille verlassen hatten, da hingegen die, welchen man die Fortbringung der Todten aufgetragen, sich mit der Beute derselben bekleidet hatten. Da dies Neid unter ihnen erregte; blieb uns nichts übrig, als am folgenden Tage von denjenigen, welche zu den Begräbnissen gebraucht worden waren, die Todten wegbringen zu lassen. An diesem Tage also schon waren unsre hundert Verbrecher, die nun in bürgerlicher Kleidung erschienen, so ausgerüstet; daß unter ihnen

kein andrer Streit mehr, als über den Werth der Kleider die sie genommen hatten, statt fand. Ich komme auf die Nothwendigkeit zurück, auf allen Fall Gruben in Bereitschaft zu haben. Es ist, ich gestehe es, eine erschreckliche Vorkehrung, die aber heilsam werden kann, indem sie die Bürger zurückhaltender im Verkehr mit einander macht.

Da nichts so viel Schnelligkeit erfordert, als die Hinwegschaffung der Leichname; finden sich dabey weniger Beschwerden in Städten, die viel Ausgänge, als in solchen, die deren weniger haben. Die Karren, auf welche diese Leichname geladen sind, können nicht wohl in allen Quartieren einer Stadt herumrollen, ohne Ungemächlichkeiten zu verursachen. Da die geringste derselben die eiligste Arbeit unterbrechen kann; muß man sich vor jedem Thore der Stadt eines Begräbniß-Platzes versichern; denn die Sterblichkeit überfällt uns in solchem Grade, daß dieser Begräbniß-Ort noch immer zu weit entfernt ist. Sahe man sich doch in Marseille sogar gezwungen, die öffentlichen Pläze aufzugraben, ja! die Keller-Gewölbe in den Kirchen zu öfnen, um nicht länger die Leichname aufgehäuft auf den Straßen liegen zu sehn, weil man sie, aus Mangel an zubereiteten Gruben, sonst nirgends hatte beerdigen können! Eine fürchterliche Ansteckung schreckte die Verbrecher nicht zurück, welche diese Fortschaffung übernahmen, obgleich die schon in Fäulung übergegangnen Glieder der Leichname sich von den Cörpern trennten. Wo soll man Menschen finden, die unverzagt genug wären, einer Stadt in einer so erschrecklichen Lage beyzustehn? Ich glaube, nirgends, als auf den Galeeren des Königs.

Ein leicht umzugrabender Erdboden muß uns bey der Wahl eines Begräbniß-Platzes bestimmen. Ich halte nichts davon, lange Laufgraben zu machen, weil, indem man darinnen die mit Leichnamen angefüllten Karren aus-

ladet, viel Erde einsinkt und zwecklos leere Räume ausfüllt, deren man nur zu nothwendig bedarf. In Toulon ließ man in einiger Entfernung von einander Gruben öfnen, in der Ordnung, wie die Todten-Gewölbe in den mehrsten Kirchen angelegt zu seyn pflegen, und man hatte die Aufmerksamkeit, ihre Anzahl oder Grösse nach Verhältniß der Fortschritte, welche die Pest machte, zu vermehren.

Noch muß ich erinnern, daß es rathsam sey, ungelöschten Kalk bey jedem Begräbniß-Platze in Bereitschaft zu haben. Nur etwas davon über die Oberfläche jeder Grube gestreuet, verhütet nicht allein die Ansteckung, sondern bewürkt auch, daß die Leichname schneller zusammen sinken, so daß, wenn die Grube tief ist, noch andre Leichname hineingelegt werden können. Hat man keinen ungelöschten Kalk, so muß man ausserordentlich aufmerksam darauf seyn, daß die Gruben wohl gefüllt werden. Ich selbst habe Leichname, die vor mehreren Tagen beygescharrt waren, nur halb mit Erde bedeckt liegen gesehn. Es ist unumgänglich nöthig, daß die Bürgermeister hierauf genau achten; oder wenn sie nicht alle Arbeit bestreiten können, müssen sie einen Aufseher über die Todtengräber setzen, welcher dieselben nie aus den Augen verliehren darf.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Wie nachtheilig der Mangel an Krankenwärtern den ersten Kranken ist, welche man in die Hospitäler bringen läßt.

Die Nothwendigkeit, Krankenwärter zu haben, ist in der Pest-Zeit so groß, als die Mühe und die Schwierigkeit, sich dergleichen zu verschaffen. Sie müssen gefunden werden, es koste was es wolle, und nie kann man ihrer genug haben. Zu Anfange, wenn die Menschenliebe einige und der Eigennutz andre gegen die Gefahr verblendet, schmeichelt man sich, eine große Anzahl werde nicht nothwendig seyn. Allein kaum sind sie angestellt; so werden sie verpestet, und dann sind sie so viel neue Kranke mehr, worauf man nicht gerechnet hatte. Die einen und die andern hatten in Toulon, wie an mehrern Orten, sonst keine Erleichterung, als vom Tode selber, zu erwarten. Da hier neben einander in den Betten, bald ein Kranker, bald ein schon Gestorbner lag, hatten sie keine Zeugen mehr bey ihren Seufzern, als die so genannten Raben. Wir erlebten diesen trostlosen Zustand, gegen welchen wir kein Mittel würden haben einschlagen können, wenn nicht ein guter Capuciner angefangen hätte, in den Gassen mit so großer Salbung und Kraft zu predigen, daß er viel Personen von allerley Alter, Geschlecht und Stande bewog, sich mit Freude in den Hospitälern aufzuopfern, um die Verpesteten zu bedienen. Wir sahen sogar Moscoviten von der Garde de la Marine diesem heiligen Mönche folgen und in seinen Armen als wahre

Catholiken sterben. Man ist sehr zu beklagen, wenn man zu einem solchen Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen muß, wenn sich kein anders findet, um Krankenwärter zu erhalten.

Dreyssigstes Capitel.

Von den Beichtvätern.

An geistlichen Hülfsleistungen pflegt es in einer von der Pest heimgesuchten Stadt am wenigsten zu fehlen. Die Mönche in Toulon versahen uns mit Beichtvätern; jeder Orden zeichnete sich durch Beyspiele von Menschenliebe aus, die der Religion Ehre machen. Waren ihrer nicht genug, wurden einige von ihnen durch den Tod weggerafft; so wurden sie sogleich durch andre ersetzt, welche aus den benachbarten Provinzen kamen; allein die mehrsten unterlagen auch bey ihren Amts-Verrichtungen. Ich wünschte, diese frommen Mönche, welche sich, zum Heile der Seelen, mit so viel Eifer den Gräueln der Pest aussetzen, mögten eine gewisse Vorsicht beobachten, die mit ihrer Pflicht nicht unvereinbar scheint. Mich dünkt, ein Priester könne sich enthalten, die Beichte jedes einzelnen Kranken anzuhören und sich begnügen, allen Kranken in einem Saale eine allgemeine Absolution zu ertheilen, nachdem er an sie eine Vermahnung gehalten hätte, um sie zur Ergebung in den göttlichen Willen zu ermuntern, wie man dies in den Schiffen und bey den Armeen in dem Augenblicke der Schlacht zu thun pflegt.

Ich überlasse es den Gottesgelehrten, zu entscheiden, ob das, was ich vorschlage, sich mit den Vorschriften

der Kirche verträgt; allein das weiß ich, daß man in Fällen der äussersten Noth sich's wohl erlauben kann von Vorschriften abzuweichen. Der Bischof von Toulon glaubte dies während der Pest-Zeit thun zu dürfen und keine Unregelmäßigkeit zu begehn, indem er an einem Tage jungen Geistlichen von zwanzig Jahren das Subdiaconat, das Diaconat und das Priesterthum ertheilte und sie gleich nach der Ordination zum Dienste der Hospitäler abschickte.

Ich füge endlich noch hinzu, daß die Obrigkeit sich bestreben müsse den Beichtvätern, Wundärzten und allen nützlichen Menschen, die aus der Entfernung zu unsrer Hülfe herbeyeilen, aus Religion, Pflicht und Menschenliebe einen Zufluchtsort zu verschaffen, an welchem sie der Gefahr nicht ausgesetzt seyen. Denn wenn man nicht bey Zeiten für Wohnungen und Betten gesorgt hat, welche zuversichtlich unangesteckt sind; so kann es sehr leicht geschehn, daß, indem man eilig Zimmer mit zufällig genommenem Hausrathe wählt, der erste, welcher sie bewohnt, schon an demselben Tage, an welchem er ankömmt, um uns seine Dienste zu widmen, angesteckt wird.

Ein und dreyssigstes Capitel.

Meinung der Aerzte von der Gefahr der Ansteckung. Nutzen, den die Wundärzte leisten. Nothwendigkeit, ihren Mangel durch solche zu ersetzen, die man aus den Städten nimt, in welchen die Pest aufgehört hat.

Die Pest ist eine Krankheit, die man nicht ohne Gefahr behandeln, und nicht ohne Eckel in der Nähe sehen kann.

Es ist nur zu wahr, daß sie uns oft ansteckt, ehe wir sie nur kennen, und ich habe wenig Aerzte gesehn, die nicht hiervon überzeugt gewesen wären. Vergebens könnte man mir entgegensetzen, daß die Aerzte von Montpellier, welche auf Befehl des Hofs nach Marseille giengen, behauptet haben: es sey ein Volks-Vorurtheil, daß die Gemeinschaft mit Verpesteten ansteckend seyn könne. Umsonst versuchten sie es, mit einer edlen und rühmlichen Standhaftigkeit, diese Ueberzeugung auszubreiten; sie dachten selbst nicht so und den Beweis davon finde ich in den ausgezeichneten Gnadenbezeugungen, wodurch der König ihre Dienste belohnte; Gnadenbezeugungen, die sie verdienten, welche man aber schwerlich würde mit solchen Diensten in Verhältniß bringen, die nicht gefährlich gewesen wären und ihnen nicht hätten schaden können. Ich habe von ihrer Weisheit und Erfahrung die Vermuthung, daß sie diese neue Meinung in der Absicht gewagt haben, um das Publicum zu bewegen, sich mit minderm Abscheu untereinander beyzustehn; denn ich kann es nicht leugnen, daß Hülfslosigkeit vielleicht so arg als die Pest selbst ist, und daß gewiß viel weniger Kranke sterben würden, wenn sie besser verpflegt wären; allein man muß auch einräumen, daß es sehr schwer sey, den Abscheu zu verbannen, wenn die Dienstleistungen den Tod zur Folge haben können. Und wie dürfte man auch in der Pest-Zeit auf solche Dienstleistungen rechnen, da wir täglich wahrnehmen, daß schon die Furcht, die Kinder-Blattern zu bekommen, hinreichend ist, alle Gemeinschaft mit einem Hause abzubrechen, in welchem diese sich gezeigt haben, und daß selbst Eltern, ungeachtet der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, sich enthalten, nicht nur sich ihnen zu nähern, um ihnen ihre Sorgfalt zu widmen, sondern sogar in ihren Zimmern zu erscheinen? Ist nun aber unter zwey Arten von Krankheiten, die so sehr von einander unterschieden sind, die weniger ansteckende so fähig, uns abzuschrecken, was soll man dann nicht von der Pest

erwarten, welche in so kurzer Zeit eine ganze Stadt entvölkert?

Ich behaupte also, und glaube, es behaupten zu können, daß die Wissenschaft der Aerzte, so ausgebreitet sie auch übrigens seyn mag, wenig Kranken Vortheil gebracht habe, und daß, meiner Meinung nach, hingegen die Wundarzney-Kunst hier hauptsächlich nützlich sey. Der Wundarzt setzt sich ohne Furcht und Schonung der Gefahr aus, verblendet sich gegen das, was er wagt und sucht die Ursache des Uebels in dem Uebel selber. Da er Anfangs wenig erfahren in Behandlung dieser Krankheit ist, glaubt er mit Klugheit zu Werke zu gehn, wenn er eine Beule, deren Eiterung ihm nahe bevorstehend scheint, bis zu einer vollkommnen Reife bringt. Er wird aber in seiner Erwartung getäuscht; die Beule tritt zurück, das Fieber verdoppelt sich, der Kranke stirbt; und nun urtheilt er, der Kranke sey zu retten gewesen, wenn er, ohne von der Natur eine Anstrengung zu erwarten, die Beule geöfnet hätte, um die Drüse selbst auszurotten die darin angeschwollen war *).

*) Diese Verfahrungsart halten doch andre für nachtheilig und wollen die Beule lieber zur Eiterung bringen. Samoilowitz Mem. sur la Peste, p. 141. Diemerbroeck L. III. c. 12. p. 245 — Es scheinen aber diese Schriftsteller nur von Einschnitten in den unreiffen Geschwulst zu reden, nicht von Ausrottung der Drüse selbst, darin das Ableger steckt, und welche eine reine Wunde nachlassen würde. Für diese Behandlung wird unten S. 40. die glückliche Erfahrung angeführt, und auch das was Orraeus S. 105. erwähnt scheint dafür zu sprechen. Nur wird dieser Handgriff der Ausrottung, ehe umher eine Eiterung entstanden ist, allerdings schmerzhaft und mit Schwierigkeit verbunden seyn, daher ich auch nicht finde, daß er von neuern Schriftstellern empfohlen, sondern vielmehr die Eiterung zu befördern gerathen worden.

Diese Verfahrungsart, die einzige, von welcher man sich einigen Erfolg versprechen kann, ist für den operirenden Wundarzt so gefährlich, daß man, in der Gewißheit, manchen solchen Mann dabey umkommen zu sehn, keinen einzigen abweisen muß, und nicht zu schwierig in Ansehung ihrer Fähigkeiten seyn darf. Derjenige, auf welchen wir in ruhigen Zeiten am wenigsten unser Augenmerk richten würden, ist unendlich mehr werth, als der Geschickteste, wenn man diesen zum Dienste zwingen muß. Ist ein Mann vorzüglich geschickt; so schreckt ihn oft der Wohlstand, darinn er sich befindet, ab; die andern hingegen werden durch ihre Dürftigkeit angetrieben; sie wollen sich hervorthun und trotzen jeder Gefahr. Kurz! die Pest-Zeit ist eine Zeit der Noth; alles ist da gut; alles muß man annehmen, wenn man nur Hülfe findet. Man nimt in Kriegs-Zeiten jeden Recruten an, der sich meldet, wenn nur die eingeschmolznen Compagnien wieder vollzählig werden. Lasset uns eben so in Ansehung der jungen Wundärzte verfahren! Es ist rathsam, ihnen die Meisterschaft zu versprechen und auch zu ertheilen, wenn sie sich dem Dienste der Verpesteten widmen. Die Hofnung zu einer Versorgung ist der beste Sporn, den man brauchen kann, um sie zu ermuntern, ihr Möglichstes zu thun.

Die Stadt, welche zuerst von der Pest heimgesucht wird, ist immer mehr zu bedauern, als die, wohin sie nachher kömmt, weil gewöhnlich die Wundärzte die ersten Schlachtopfer werden und durch ihren Tod dann die Kranken gänzlich verlassen sind. Die Städte hingegen, welche in der Folge angegriffen werden, geniessen den Vortheil, Männer aus den Oertern kommen lassen zu können, wo die Pest schon aufgehört hat. Da erhalten wir dann erfahrne Wundärzte, die sich freywillig anbiethen, und deren Dienste um so mehr Bestand haben, je weniger für sie ein Rückfall zu befürchten ist; denn das ist aus-

gemacht, daß ein Mann, welcher die Pest gehabt hat, und dessen Beule zum Ausfluß gekommen ist, nicht zum zweytenmal angesteckt wird.

Zwey und dreyssigstes Capitel.

Ob es Vorkehrungs-Mittel gebe, welche vor der Pest sichern?

Wir sind durch Ueberlieferung aus ältern Zeiten mit dem Gebrauche der Kleider von Wachstuch bekannt geworden, deren sich gewöhnlich die Wundärzte, welche sich dem Dienste der Verpesteten widmen, bedienen. Allein über diesen Punct, wie über alle, welche die Pest betreffen, ist die Ueberlieferung so laconisch, daß sie uns nicht sagt, worauf dieser Gebrauch gegründet sey. Vermuthlich stützt er sich auf die Meinung, welche man allgemein hegt, daß Wachs nicht von der Pest angesteckt werden könne; allein Wundärzte, welche ihr Amt versehen, oder Krankenwärter, welche den Leidenden Arzeney und Nahrung reichen, sind immer in Gefahr, auf welche Weise sie sich auch kleiden mögen. Ich habe, ungeachtet dieses Vorbauungsmittels, unsre ersten Wundärzte und mit ihnen die Krankenwärter und Beichtväter sterben gesehn, und ich kann sagen, daß man bald die Unnützlichkeit dieses Mittels einsieht. Uebrigens muß man jedem die Freyheit lassen, sich desselben zu bedienen, weil die Zuversicht viel gegen die Gefahr vermag.

Man versichert, die Aerzte aus Montpellier hätten in Marseille kein anders Verwahrungsmittel gebraucht, als daß sie ihre Besuche nüchtern gemacht und den übrigen

Theil des Tages hindurch sehr mäßig gelebt hätten. Ist dem also; haben sie die Enthaltsamkeit als ein Verwahrungsmittel betrachtet; wohl! wenn sie ihnen dienlich gewesen ist; allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dies Mittel manchen Kranken Nachtheil brachte, die durch schleunige und thätige Hülfe vielleicht hätten gerettet werden können, wenn jenes nicht bekannt gewesen wäre; und wie würden denn unsre Hospitäler seyn bedient worden, wenn die Wundärzte und Krankenwärter sich darauf eingeschränkt hätten, eine solche Diät zu beobachten?

Sind die Aerzte aus Montpellier nicht in Marseille angesteckt worden, indeß die Wundärzte, die, nach ihrem Beyspiele, äusserst mäßig leben wollten, umkamen; so weiß ich davon keinen andern Grund anzugeben, als daß diese mehr Kranke bedienten und sie mehr in der Nähe sahen, als die Aerzte. Die Wundärzte aber, welche im Dienste der Hospitäler von der Ansteckung frey geblieben sind, haben das, meiner Meinung nach, mehr einer gewissen Disposition in ihrem Blute, als ihrer guten Constitution zu verdanken. Haben wir nicht Raben gesehn, von denen man wohl nicht vermuthen wird, daß sie gefastet, noch daß sie sich irgend eines Verwahrungs-Mittels bedient hätten, und die dennoch nicht von der Pest sind angesteckt worden? Haben dergleichen Beyspiele, die ziemlich gemein sind, vielleicht noch einen andern Grund; so ist uns dieser wenigstens noch unbekannt. Ausserdem hatten die Beichtväter sämtlich die Gewohnheit und mit ihnen die Krankenwärter und andre, zur Bedienung der Verpesteten angestellte Personen, ihre Taschentücher mit Essig oder irgend einem abgezogenen Wasser zu befeuchten, und sich damit die Nase zu verstopfen, um keinen bösen Dunst einzuathmen. Ein Mönch, der aus Aix nach Toulon kam, um als Beichtvater der Kranken zu dienen, überzeugte uns ohne Mühe, daß diese Vorkehrung schädlich wäre, indem sie das Othemholen erschwerte, und daß,

wenn es nun die Nothwendigkeit erforderte, einmal den Othen frey zu lassen, man dann in weit größerer Gefahr sey, aus der Entfernung her eine ansteckende Luft einzusaugen, weil man alsdann um desto stärker zöge. Dieser Grund ist so begreiflich, daß ich jenes Mittel vielmehr für schädlich halte, als daß es sollte zur Bewahrung dienen. Sollte man denn aber gar keines angeben können? Ich will sagen, was ich darüber denke, indem ich mich auf meine eigne Erfahrung stütze.

Ich rathe denen, welche mit den Verpesteten umgehen, sich eine Fontenelle legen und diese die ganze Pestzeit hindurch offen zu lassen. Ich bekam zu Anfange der Pest in Toulon ein Geschwür in der Nase, das ich nicht Zeit hatte, heilen zu lassen. Da dies Geschwür eine geringe aber fortdauernde Eiterung unterhielt; so habe ich immer geglaubt, ich hätte meine Rettung vielleicht diesem Uebel zu danken, das erst mit der Pest aufhörte. Ich komme auf den Zustand zurück, in welchem Toulon zu Anfange der Quarantaine war.

Drey und dreyssigstes Capitel.

Die gewöhnlichen Kranken werden aus dem heiligen Geist-Hospitale in das Dominicaner-Kloster und dagegen die Pest-Kranken in das heilige Geist-Hospital gebracht. Verdächtige Familien in das Hospital St. Roch. Folgen dieser Einrichtungen. Bemerkungen über die Geistes-Abwesenheit der Kranken.

Das Hospital St. Roch, welches ausser der Stadt erbauet ist, war lange für die Pest zureichend gewesen, weil man nur würkliche Kranke dahin brachte, ihre Familien

aber nicht mit aus den Häusern nahm. Dies Hospital, welches Anfangs zu nahe bey der Stadt zu seyn schien, war uns bald zu weit entlegen, um die Kranken dahin tragen zu lassen, deren Anzahl sich täglich vermehrte. Ein solcher Transport ist immer mühsam, wenn die Krankheit länger als einen Tag gedauert hat, und man mögte dann wünschen, daß jede Straße einer Stadt ein besonderes Hospital hätte. Man glaube also nicht, daß es vortheilhaft sey, für die Verpesteten einen entfernten Aufenthalt zu wählen; höchstens mag man die, welche zuerst befallen werden, weit fortbringen. Wenn man, bey dem Mangel an Kenntniß des Uebels, alsdann diese Entfernung für nöthig und ausführbar hält; so wird man doch nachher durch die sichre Erfahrung eines Bessern belehrt. In der That konnte man bald nicht mehr der Fortbringung der Kranken bis zu dem Hospitale St. Roch vorkommen, obgleich ihre Anzahl noch nicht groß war, welches uns dann nöthigte, uns des heiligen Geist-Hospitals zu bedienen.

Man hatte schon die sehr alten und gebrechlichen Leute in das Dominicaner-Kloster geschafft, wo man, ohne diese Mönche sehr aus ihrer Ordnung zu bringen, ausser ihnen auch noch die Fündlinge und alle diejenigen Personen einquartierte, welche zur Bedienung des Hospitals gehörten. Sodann schritt man ohne Verzug zur Reinigung des St. Roch-Hospitals, um denjenigen Familien dort eine Zuflucht zu bereiten, aus welchen man die Kranken ausgehoben hatte; denn man hatte sich einen Plan gemacht (wie man denn nie mehr Plane macht, als zur Pest-Zeit) alle verdächtige Familien aus ihren Häusern zu nehmen. Diese Einrichtung, deren Ausführung uns einen glücklichen Erfolg zu versprechen schien, zog uns in eine Verwirrung, die ich beschreiben muß, weil man vielleicht nie etwas davon erfahren würde, wenn ich hier nicht den Grund derselben angäbe.

Ich habe schon einen Wink davon gegeben, bey der Gelegenheit, als ich untersuchte, ob es rathsamer sey,

den verdächtigen Familien die Freiheit zu lassen, in ihren Häusern, in der Stadt oder auf dem Lande, Quarantaine zu halten, oder ob es mit weniger Gefahr verknüpft sey, ihnen eine Wohnung anzuweisen, um sich einer regelmäßigen Quarantaine zu unterwerfen. Ich habe meine Meinung darüber gesagt, die darauf gegründet war, daß, wenn man von zwey Hospitälern das eine mit so viel Familien anfüllte, als in dem andern Kranke wären, jenes, mögte es auch noch so groß seyn, nie Raum genug haben würde, um den Zweck zu erfüllen, den man sich vorgesetzt hätte, und den Fall angenommen, daß es nicht an Raum fehlte, doch nicht daran zu zweifeln wäre, daß unter mehreren vereinigten Familien, die immer zu nahe bey einander leben, sich gewiß einige finden würden, die, aller Aufsicht ungeachtet, schon angesteckt genug wären, um es uns bereuen zu lassen, daß wir ihnen die andern aufgeopfert hätten.

Dies wären die Folgen jener unglüklichen Einrichtung. Man hatte nur auf ein Hospital gerechnet, und bekam nun zugleich zwey. Das von St. Roch, wo die Noth am dringendsten und welches, wegen der Entfernung, am beschwerlichsten mit allen Bedürfnissen zu versehn war, that dem heiligen Geist-Hospitale Schaden. Kaum hatte man so viel zusammengebracht, als nöthig war, eines in leidlichem Stande zu erhalten; so mußte man die Hülfe theilen, wodurch beyde Hospitäler litten. Man hörte, weil die Umstände dazu zwangen, auf, die Familien aus ihren Häusern zu nehmen, und begnügte sich, wachsam über sie zu seyn und ihnen Beystand zu leisten.

Es setzte uns in keine geringe Verlegenheit, daß wir zwey Hospitäler unterhalten mußten, ohne Zeit gehabt zu haben, die so nöthigen Vorkehrungen dazu zu machen. Man war gezwungen, einen Unterschied unter denen Kranken zu machen, die sich bis zu dem entferntern

Hospitale fortschleppen konnten und unter denen, die, schwächer an Kräften, in das heilige Geist-Hospital gebracht werden sollten. Aber dies war nur erst das Vorspiel; unsre Leiden hatten kaum angefangen; eine gezwungne Quarantaine vermehrte sie sehr und die beyden Hospitäler reichten nur deswegen hin, weil die Anzahl der Todten ungefehr so groß, wie die der Kranken war.

Ich muß hier bemerklich machen, daß ein einziger Kranker einen ganzen Saal im Hospitale in Unordnung bringen kann, wenn man ihn nicht schleunig bindet, sobald der Anfall von Wuth ihn ergreift. Diese Erscheinung war so häufig, daß, als es an Tuch-Binden und Gurten fehlte, nachdem man alle Kramladen ausgeleert hatte, man endlich Stricke dazu gebrauchen mußte. Hieraus entstand die Ungemächlichkeit, daß, wenn ein Krankenwärter, der oft nichts mehr als ein Galeeren-Sclave war, das Binden nach dem Grade der Raserey der Kranken einrichtete, viele von diesen, nachdem sie schon von der Pest geheilt waren, noch die Wunden behielten, welche ihnen die Stricke verursacht hatten.

Vier und dreyssigstes Capitel

Welchen Aufenthalt die Bürgermeister während der Pest für sich wählen können. Schicksal derer von Toulon.

Mich dünkt, ein Bürgermeister, der Familie hat, sollte diese auf das Land schicken, weil sonst er, der sich aller Orten hinbegeben muß, die Seinigen an allen Gefahren Theil nehmen läßt, die von seinen Amtsverrichtungen

unzertrennlich sind. So wäre dann, wenn mein Vorschlag genehmigt würde, diese Familie aus der Stadt geschafft; allein soll von der andern Seite der nun einzeln lebende Bürgermeister, getrennt von dem, was ihm am theuersten ist, sich auf sein Gesinde verlassen, um sein Haus gesund zu erhalten? Thut er das, wie viel hat er dann nicht von ihrer Nachlässigkeit zu fürchten! Da sie immer von Aussen her dasjenige empfangen müssen, was zu den Lebensbedürfnissen gehört; so kann es geschehn, daß sie nicht Aufmerksamkeit genug anwenden, um gefährliches Verkehr zu vermeiden, und daß der Bürgermeister, wenn er zu Hause kömmt, da mehr Gefahr findet, als ausser demselben. Ich meine also, ein Bürgermeister, welcher sich entschlösse, in seiner Wohnung zu bleiben, sollte sich einen verständigen Freund zugesellen, welcher ein Auge auf alles haben könnte. Dieser Freund soll, wenn er vernünftig ist, auch über sich selber wachen. Er muß das und kann das, ohne Abbruch der Freundschaft; denn warum sollten nicht zwey verständige Leute bey einander wohnen und leben können, ohne Gemeinschaft mit einander zu haben? In Ermanglung eines solchen Freundes aber, müssen nothwendig die Bürgermeister ihren Aufenthalt mit einander im Rathhause nehmen, wie dies in Toulon geschah.

Man hatte eine Wache vor die Hauptthür gestellt, um keinen Bedienten herauszulassen; die andere stand denen offen, welche den Bürgermeistern von dem, was vorgieng, Rechenschaft geben mußten; eine doppelte Barriere in der Mitte des großen Saals setzte uns in den Stand, zu hören und zu antworteu, ohne in Gemeinschaft zu kommen. Diese Einrichtung schien so gut ausgedacht, daß der größte Theil der Municipal-Beamten dadurch verleitet wurde; sie glaubten, nirgends sichrer zu seyn, als in dem Rathhause, wo, wie es natürlich war, zu denken, es an nichts fehlen würde. Sie entschlossen sich um so leich-

ter hierzu, da sie sich überzeugten, die Pflichten ihres Amts riefen sie dorthin. So vereinigten sich nun fünf und dreyssig Personen in diesem Hause, ohne zu bedenken, oder vielmehr, ohne zu wissen, wie gefährlich eine so zahlreiche Gemeinschaft wäre, und daß man sich unmöglich versprechen könne, die Pest werde nicht in ein ofnes Haus eindringen, wo so viel Personen, die vollkommene Freyheit hatten, hinaus zu gehn, wenn sie wollten, die Gesundheit nicht lange eingeschlossen halten konnten.

Dies heißt zum Voraus anzeigen, daß die Pest entsezliche Verwüstungen dort anstellte. Aber indeß von drey Bürgermeistern, zwey in Toulon starben, hatten die in Arles und verschiedenen andern Städten, obgleich sie abgesondert wohnten, kein minder schreckliches Schicksal.

Fünf und dreyssigstes Capitel.

Schwierigkeit, Leinewand für die Hospitäler zu bekommen. Allgemeine Verfügung, dergleichen zu sammeln. Unglückliche Folgen davon.

Wenn es in den gewöhnlichen Hospitälern oft an der, den Kranken nöthigen Leinwand fehlt; so ist leicht zu begreifen, daß ein, in Eil für die Verpesteten errichtetes Hospital, noch eher Mangel daran leiden müsse. Es wird darinn eine so große Menge Leinewand verbraucht, daß keine Ausgabe der Gemeine beträchtlicher gewesen seyn würde, als diese, wenn nicht die mehrsten Kranken von ihrer eignen mitgebracht hätten. Man kann die Verpesteten nicht verbinden, wenn man nicht Leinewand in Menge hat; allein wo soll man die finden? Man mag immer-

hin vorstellen, wie groß das Bedürfniß sey; niemand meldet sich, der den guten Willen hätte, oder im Stande wäre, damit auszuhelfen. Vergebens würde eine Gemeine darauf verfallen, neue Leinwand zu kaufen; das würde einen fürchterlichen Kosten-Aufwand erfordern, und je größer und bevölkerter eine Stadt ist, desto weniger kann sie in diesem Artikel aufbringen. Die gesunden Städte sollten liebreich denen, welche das Unglück haben, angesteckt zu seyn, aushelfen. Bleibt diese Hülfe aus; so ist kein anderes Mittel übrig, als eine allgemeine Sammlung zu veranstalten. Man that dies in Toulon mit einiger Feyerlichkeit, um das Mitleiden zu erregen. Unter Trompeten-Schalle geschahe die Ankündigung; man hatte die Aufmerksamkeit, das Publicum zu benachrichten, daß man nichts aus solchen Häusern annehmen würde, aus welchen seit einem bestimmten Tage Todte oder Kranke wären abgeholt worden. Die Bürgermeister zogen durch die Stadt, voraus die Trompeter, hintennach zwey Karren zum Einsammeln. Man erhielt mehr, als man sich versprochen hatte; und so oft ein Karren angefüllt war, leerte man ihn im Rathhause aus, wo eine Frau, auf welche man sich verlassen konnte, die Leinewand von verschiedener Güte aussonderte. Man glaubte nicht unüberlegt zu handeln, indem man im Rathhause das Gesammelte niederlegte, weil man die Vorsicht gebraucht hatte, nichts als nur aus gesunden Häusern anzunehmen. Ueber dem fürchtete man auch, andrer Orten mögte diese Niederlage nicht so sicher seyn.

Eine eben so unglückliche, als unerwartete Begebenheit, zeigte, daß man geirrt hatte. Jene Frau hatte ihre Arbeit noch nicht vollendet, als sie von der Pest ergriffen wurde. Man brachte sie in das Hospital, wohin ihre Tochter ihr folgen wollte; dort starben sie beyde und liessen uns im Rathhause das tödtliche Gift zurück, wovon sie angesteckt geworden waren.

Man schmeichelt sich immer mit Unrecht, daß ein erster Ausbruch der Pest keine unglücklichen Folgen haben werde. Da nun auch das Rathhaus der Zufluchtsort für die Bürgermeister und für die andern Municipal-Beamten geworden war; so durften sie, nach dieser Begebenheit, das Haus nicht mehr verlassen, ohne Gefahr zu laufen, ihre Familien anzustecken, die sich noch gesund erhalten hatten. In der That wurde, obgleich niemand die Gefahr für so ausgemacht hielt, das Rathhaus dennoch die Gruft aller derer, die dahin geflüchtet waren. Ich allein wurde durch eine besondere Vorsehung verschont, vielleicht, damit ich im Stande seyn mögte, der Nachwelt das unglückliche Schicksal so vieler tugendhaften Bürger zu schildern, die ihre Bemühungen, und selbst ihr Leben, dem Dienste ihres Vaterlandes widmeten.

Sechs und dreyssigstes Capitel.

Ungeachtet der auf den Grenzen gezognen Linien dringt doch die Pest in andre Provinzen. Was die Ursache davon seyn mogte. Wie man dies hindern könnte. Wie sehr Frankreich in Gefahr war. Was dies Reich bey ähnlichen Umständen zu fürchten hat.

Das, was ich hier berichtet habe, könnte viel Stoff zum Nachdenken liefern. Ich begnüge mich damit, bemerklich zu machen, wie wichtig es ist, alle Gemeinschaft mit den Einwohnern einer von der Pest verwüsteten Stadt und sogar mit der ganzen Provinz, in welcher diese Stadt gelegen ist, aufzuheben. Welcher Gefahr war nicht ganz Frankreich dadurch ausgesetzt, daß man allen Flüchtlingen aus der Provence gestattet hatte, auf der Grenze Qua-

rantaine zu halten! Ich kann es noch jetzt kaum begreifen, wie man es habe wagen mögen, in Zuversicht auf eine immer unvollkommene Quarantaine, so viel Menschen, mit Gefahr des an ihnen haftenden Saamen der Pest, der früh oder spät, nach Verhältniß des Clima oder der Jahrszeit, aufkeimen konnte, aus einer Provinz in die andre ziehn und das ganze Königreich durchstreifen zu lassen. Denn, so viel Vorsicht man auch gebraucht hatte, um das Rathhaus in Toulon vor der Pest zu bewahren; so wurde dies Uebel doch durch Leinewand dort verbreitet, die in nicht verdächtig scheinenden Häusern war gesammelt worden, woraus ich schließe, daß die Pest zuweilen lange brütet ohne auszubrechen, und daß sie in einem Reise-Koffer eingeschlossen seyn kann. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden, weil man sie so oft in dem Innern eines Ballen mit Kaufmanns-Gütern antrifft, die schon vor einigen Monaten aus der Levante waren geholt worden.

Wie viel Koffer sind aber nicht aus der Provence in das Innre des Königreichs gekommen, und zwar unter dem Schutze eines Passes und der Zeugnisse einer an den Grenzen der Provinz gehaltnen Quarantaine! Nicht alle Ballen, die aus den Handelsstädten der Levante zu uns kommen, sind angesteckt; auch nicht alle Koffer sind es; aber es ist genug, daß ein einziger es seyn könne, um sie alle ohne Ausnahme in Verdacht zu haben. Man kann sich also nicht auf eine Quarantäine verlassen, nach deren Vollendung es erlaubt ist, aus einer Provinz in die andre zu gehen, wenn man nicht diejenigen, welche sie halten, nöthigt, sobald sie an dem Orte angekommen sind, wo sie ihre Quarantaine beginnen sollen, Kleider, Wäsche und überhaupt alles, zu wechseln. Um diese Vorkehrung sichrer zu machen, muß alles, was sie abgelegt haben, in Gegenwart der Gesundheits-Aufseher verbrannt werden. Die, welchen man diese Gnade erweist, die man lieber niemand erzeigen sollte, müssen dafür sorgen, andre Klei-

der herbeyzuschaffen. Man würde alsdann nicht mehr zu zweifeln brauchen, ob auch jedes ihrer Kleidungsstücke gereinigt wäre und die Person selbst würde ihre Quarantaine mit mehr Sicherheit halten können.

Ich glaube nicht, daß man der Gefahr der Ansteckung bey der Pest anders vorbeugen könne. Man vergesse also nie, daß Kleidungsstücke, die in Zuversicht auf eine vorgegebene Quarantaine in das Königreich waren eingeführt worden, Frankreich bis auf ein Haar breit seinem Untergang nahe gebracht haben. Wir haben gesehn, daß ungeachtet man die gezognen Cordons mit der größten Genauigkeit bewachte, um die Gemeinschaft mit der Provence zu verhindern, die Pest dennoch in das Land Gevaudan, in Dauphine und in die Grafschaft Avignon eindrang. Man wundre sich nicht darüber, daß sie einen Weg über Flüsse und Ströme hin gefunden hat! Daran war allein die Leichtigkeit Schuld, mit der man Pässe ausfertigte und Personen, welche man auf diese Weise begünstigt hatte, zu einer Quarantaine zuließ.

Ich wiederhole es, Frankreich war in der größten Gefahr; überhaupt kann die Pest nur entweder durch Personen, oder durch Kaufmannsgüter, oder durch Kleidungsstücke, von welcher Art sie auch seyn mögen, aller Orten hingebracht werden. Durch eines von diesen Mitteln drang sie in die der Provence nahe liegenden Landschaften; und wenn sie sich nicht sehr weit von da in entferntern Gegenden ausbreitete; so kam das daher, daß zum Glück nichts von dem, was sie angesteckt hatte, durch Reisende in andre Provinzen übergeführt wurde. Sie mußte also in solchen Gegenden eingeschlossen bleiben, in welchen gleich Anfangs die Flüchtlinge Rettung gesucht und angesteckte Kleidungsstücke mitgebracht hatten, die nicht sorgsam genug, oder vielleicht gar nicht waren gereinigt worden.

Um nun solchen grausamen Begebenheiten, als die sind, welche wir erlebt haben, vorzubauen, müssen die

Kleidungsstücke der Quarantaine Haltenden ohne Anstand verbrannt werden. Dies Gesetz, das ihnen zum Voraus bekannt gemacht wird, kann ihnen selber heilsam seyn; denn ich behaupte, daß man mehr von den Kleidern eines Mannes, der aus einem verpesteten Orte her kommt, als von seiner eignen Person zu besorgen habe. Man fürchte also nicht die Vorsicht zu übertreiben, wenn es darauf ankommt, sich von einer Landplage zu befreyn, die in wenig Monaten das blühendste Königreich verwüsten könnte.

Was würde, zum Beyspiel, aus einer so unermeßlichen Stadt, als Paris ist, werden, wenn die Pest da eindränge? Könnte man hoffen, ihren Fortschritten Einhalt zu thun? Woher sollte sie Beystand erhalten? Bald würde eine allgemeine Trostlosigkeit in den Städten, Flecken und Dörfern, welche ihr die Lebensbedürfnisse liefern, sichtbar; bald würden aus den öffentlichen Plätzen, den Gärten, ja selbst aus den Kirchen, Begräbnißplätze werden und nicht einmal dazu hinreichen. Bald würde das unzählbare Volk kein Brod mehr haben; ich kann wohl behaupten, daß es sogar an Wasser Mangel leiden würde. So viel tausend Pferde, für die man kein Futter mehr haben würde, würden fallen und Ansteckung und Sterblichkeit vermehren. Und in dieser Verwirrung, deren ganze Schrecknisse man nicht übersehen kann, was für Diebstahle, Ermordungen und Plünderungen würden da nicht vorgehn! Man behauptet, daß in verschiednen Jahrhunderten die Pest auch diese Hauptstadt nicht verschont habe; gewiß aber hat man damals einer Krankheit den Namen der Pest gegeben, die es nicht war; denn hätte sie sich so gezeigt, wie wir sie in Toulon gesehen haben und wie sie kürzlich Algier und Constantinopel betroffen hat; so würde uns diese Geschichte, nicht nur alle diese Gräuel geschildert, sondern uns auch belehrt haben, auf welche Weise und in wie viel Zeit man es dahin gebracht hätte, diese große Stadt wieder zu bevölkern. Allein warum wollten wir zu der ältern Geschichte unsre Zuflucht

nehmen? Ist das, was ich hier von Toulon berichte, nicht erschrecklich und zugleich unterrichtend genug für alle Städte in der Welt?

Sieben und dreyssigstes Capitel.

Fortschritte der Pest während der Quarantaine. Zustand der Stadt, der Hospitäler und der Kranken am zwanzigsten Tage.

Die Pest schien in das Rathhaus eingedrungen zu seyn, um uns anzukündigen, daß kein Widerstand sie länger zurückhalten könnte. Weder unsre Sorgfalt, aller Gemeinschaft auszuweichen, noch unsre Barrieren, konnten diejenigen vor ihren Streichen sichern, welche sie Anfangs verschonen zu wollen schien. Sie fand Schlachtopfer in Wohnungen, die man für sie unzugänglich hielt, weil man so sichre Maaßregeln genommen zu haben glaubte. Wir betrachteten die Vortheile der Quarantaine als die einzigen Waffen, die wir ihren Fortschritten entgegenstellen könnten. Wir trösteten uns, mitten in unsern Leiden, weil wir uns schmeichelten, der Befreyung nahe zu seyn; und diese Hofnung war darauf gestützt, daß, da wir nun dem Gange genauer nachspüren konnten, wir glaubten, ihr Grenzen setzen zu können. Aber neue Kranke, in Quartieren und in Häusern, die man noch nicht für verdächtig gehalten hatte, machten, daß unsre Hofnungen verschwanden. Wir kannten noch bey Weitem den Feind nicht, gegen den wir kämpften.

Ein Karn war uns im Anfange der Quarantaine zu Fortschaffung der Leichen hinlänglich gewesen; in den ersten Tagen des Märzmonats hatten wir deren zwey; vier waren uns nöthig zu Anfange des Aprils, allein es

fehlte uns an Menschen, um sie zu führen; sie starben im Dienste unsrer beyden Hospitäler. Die mehrsten Kranken kamen auch schon deswegen um, weil wir sie nicht früh genug in die Hospitäler schaffen konnten, wohin sie oft ankamen, wenn kaum noch ein Lebenshauch in ihnen war.

Die Syndici, die Liefranten, die Bäcker, die Schlächter und so viel andre nützliche Personen, die nach einander angesteckt wurden, machten unsern Verlust täglich größer; vorzüglich fehlte es uns aber an Wundärzten. Die Bürgermeister besitzen nicht das Geheimniß, dergleichen zu bilden; alles, was sie thun können und auch würklich thaten, bestand darinn, daß sie sich aller Orten mit der äussersten Sorgfalt um Wundärzte bewarben und dies in allen öffentlichen Blättern der Provinz anzeigten; allein wie viel Unglückliche starben nicht indessen hülflos und gänzlich verlassen! Hätten wir aber auch Wundärzte gehabt; so würde der Mangel an Krankenwärtern uns ihre Sorgfalt und ihre Operationen unnütz gemacht haben. Es würde den Kranken dennoch sowohl an Fleischbrühe, als an manchen andern Erleichterungen gefehlt haben, die ihnen niemand verschaffen konnte. So wie sich die Pest mehr verbreitete, wurden die Raben, welche in ihren Verrichtungen nicht alt wurden, immer seltner; die Leichen blieben länger liegen, die Ansteckung nahm zu und die Lebenden waren gewisser Maaßen mehr zu beklagen, als die Todten.

So war unser Zustand im Anfange des Aprils und dies wird in der Pestzeit immer der Fall bey den ersten Hospitälern seyn. Die menschliche Vorsicht kann hierbey nichts thun; die Wundärzte, die Beichtväter, die Krankenwärter, die Raben, alle müssen unterliegen und dieselben Betten einnehmen, die ihnen um so furchtbarer scheinen, weil sie darinn noch keinen Kranken gesehn haben, den der Tod verschont hätte. Und doch war es eine den

Gesetzen einer strengen Quarantaine unterworfne Stadt, in welcher diese tragische Begebenheiten auf einander folgten und täglich schrecklicher wurden.

Acht und dreyssigstes Capitel.

Die Pest dringt in das gewöhnliche Hospital ein und kömmt auf das Schiff, auf welches man die Bettler hatte flüchten lassen. Errichtung eines Lagers, welches zu einem neuen Hospitale dienen sollte. Bemerkungen über diese Einrichtung.

Da die Pest, zu Anfange des Aprils, sowohl auf dem Schiffe, auf welches wir zu spät die Bettler hatten flüchten lassen, als auch in dem gewöhnlichen Kranken-Hospitale, das in einem abgesonderten Quartiere des Dominicaner-Klosters war errichtet worden, sich offenbart hatte; fielen uns nun zwey Hospitäler mehr zur Last. Obgleich darinn die Anzahl der Kranken nicht so groß war, als in den beyden ersten; so erforderten sie doch, daß wir auf's Neue unsre Hülfe theilten. Man schaffte aus dem Schiffe diejenigen fort, die man für pestkrank erkannte. Man bediente sich eines königlichen Magazins, am Ufer des Meers, bekannt unter dem Namen Moureillon, um in der Eil ein Hospital daraus zu machen. Von zweyhundert und funfzig Armen waren funfzig schon am zwölften April angesteckt. An eben dem Tage überzählten wir genau unsre Kranken, um dem Commandanten der Provinz Nachricht davon zu geben, den wir ohne Unterlaß um Beystand ansprachen. Da er ausser Stande war, uns dergleichen zu leisten; schien er nur beschäftigt, Ver-

ordnungen zu geben, deren Befolgung unmöglich war, die aber dahin abzielten, die Pest in gewissen Grenzen zu halten. Die Absicht war wichtig; allein die Mittel, welche er dazu vorschlug, waren nicht einmal unter seinen Augen würksam; denn er selbst war gezwungen, täglich seinen Wohnort zu verändern und von einer Stadt in die andre zu ziehn, um sich gegen die Pest zu verwahren, die es darauf angelegt zu haben schien, ihn aller Orten zu verfolgen.

Wir hatten hundert und siebenzehn Kranke im Dominicaner-Hospitale, die man nicht mehr trennen und aussondern konnte, weil diejenigen, welche zuerst von der Pest befallen waren, nicht geklagt, oder es nicht gewagt hatten, zu klagen, um nicht aus einem Bette und einem Hause vertrieben zu werden, in welchem es bis jetzt noch an nichts gemangelt, wodurch dann die Pest Zeit bekommen hatte, sich von einem zum andern mitzutheilen und sie alle in einen gleich verdächtigen und gefährlichen Zustand zu setzen.

Wir hatten fünfhundert und drey Kranke im heiligen Geist-Hospitale und zweyhundert und sieben in St. Roch. Da es rathsam war, aus diesen beyden Hospitälern die Convalescenten, deren Anzahl indessen noch klein war, herauszunehmen; wies man ihnen das Lazaret an, aus welchem man ein für sie und für die Stadt sehr nützliches Hospital machte. Dies bestand zuerst aus hundert und zehn Personen, die man dahinbrachte und war dauerhaft mit allem geistlichen und weltlichen Beystande versehn, der den übrigen sämtlich gefehlt hatte. Die Convalescenten hatten immer Beichtväter, Wundärzte und Krankenwärter; aus diesem Zufluchtsorte zogen wir in der Folge die unschätzbaren Personen, die der Tod verschont hatte und die Anfangs so selten sind.

Da die Kranken in der Stadt zahlreicher wurden, gieng es beschwerlicher und langsamer mit ihrer Fort-

schaffung. Viele starben in ihren Häusern, und wir hatten in der Mitte des Aprils, sowohl in den Häusern, als in den Hospitälern, täglich über zweyhundert Todte. Es fehlte uns an bequemen Fuhrwerken für die Kranken, an Karren zu Fortschaffung der Leichen, an Gruben zu ihrer Beerdigung, an Handwerksleuten und an Raben. Bald reichten unsre Hospitäler nicht mehr hin, um neue Kranke aufzunehmen; die Sterblichkeit nahm täglich zu, am lezten April stieg die Anzahl der Todten auf zweyhundert und siebenzig. Es kam darauf an, ein fünftes Hospital zu errichten; man that dies mit so viel Schnelligkeit, als bey den trostlosen Umständen möglich war; man bediente sich der Zelte, der Schiffs-Segel und alles dessen, was nöthig war, um ein Lager zu errichten, und nahm dies aus dem Arsenal. Man gab einem eingeschlossenen Plaze, unweit der Stadt, den Namen Gerin-Lager; dort hatte man Wasser und eine ziemlich große Wohnung für die, welche das Hospital bedienen sollten. Man ließ dahin alle übrigen Kranken bringen, die noch in der Stadt waren und schickte ihnen Karren nach, auf welche der Hausrath aus ihren Cammern geladen werden sollte, dessen man genug fand, um, so wie sie ankamen, ihnen Betten zu bereiten; wenig Tage nachher zählten wir in diesem Lager bis an die zwölfhundert Kranke.

Da zu fürchten ist, daß unsre Nachkommen das nachahmen, was wir gethan, ohne genug zu untersuchen, ob wir gut gehandelt haben, so glaube ich hier erklären zu müssen, daß ich ein Lager als keinen guten Zufluchtsort für Kranke ansehe. Die Anzahl von zwölfhunderten, welche sich zugleich in dem Lager von Toulon befanden, könnte Gelegenheit geben, zu vermuthen, daß hier wenige gestorben wären; allein man muß bemerken, daß die Anzahl nie so hoch würde angewachsen seyn, wenn man nicht, wie ich es gesagt habe, in dies Hospital alle Kranke gebracht hätte, die man in der Stadt fand. Gerade in

diesem Hospitale starben mehr, als anderer Orten. Die schöne Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgerückt, um Kranke dem Ungestüme der Luft auszusetzen, gegen welchen Zelte nicht genug schützen. Es kamen so viel Wetter-Veränderungen, daß zuweilen auf einen heitern Tag mehrere stürmische folgten, da dann die Heftigkeit der Winde die Zelte in Unordnung brachte und niederwarf. Wenn die Pest am stärksten wüthet, ist nicht daran zu denken, geschickte Handwerksleute zu finden; man ist gezwungen, diejenigen zu nehmen, die sich zuerst melden; und die, welchen man aufgetragen hatte, das Lager zu errichten, wußten es weder dauerhaft zu machen, noch wiederherzustellen. Die Kranken hatten auf alle Weise Ursache, über diesen unglücklichen Versuch zu seufzen; die, welche bey eintretender besserer Jahreszeit weniger durch die Unbeständigkeit des Wetters litten, hatten dagegen die brennende Hitze des Sommers auszuhalten, die für einen gesunden Menschen fast unerträglich war. Viel Kranke waren so sehr von Beystand entblößt und es fehlte so sehr an Wärtern, um ihrer zu pflegen, daß einige starben, ohne deren einen um sich gesehn zu haben. Ein Krankenwärter, welcher Wasser in die Zelter trug, wurde bei jedem Schritte angehalten, so daß diese kostbare Erquikkung fast nie dahin kam, wo man sie erwartete. Man denke sich den Zustand eines Kranken, der nicht einmal seinen Durst löschen konnte! Wohl denen, die wenigstens von Verwandten und Freunden besucht und gelabt wurden! Man sah Väter von einem Zelte zum andern gehn, um ihren Kindern Hülfe zu bringen und Kinder, die dasselbe für ihre Eltern thaten. Diesen gegenseitigen Dienstleistungen verdankten die mehrsten Kranken ihre Erhaltung.

Neun und dreyssigstes Capitel.

Verlängerung der allgemeinen Quarantaine. Schleunige Aufhebung derselben. Sterblichkeit im Rathhause, worauf die fürchterlichste Muthlosigkeit erfolgt.

Am zwanzigsten April, mit welchem die Quarantaine aufhören sollte, sahen wir uns weit entfernt von dem Heile, das wir erwartet hatten. Manche Inseln waren so entvölkert, daß man keinen Mann darinn fand, der die Vorräthe hätte austheilen können, und daß man dies Geschäft Weibern auftragen mußte. Diejenigen, welche noch lebten, seufzten weniger darnach, daß die Pest aufhören mögte, als nach Freyheit. Jedermann litt durch die Einsperrung; die Bedürfnisse wuchsen auf's Aeusserste; die Härte dieser Lage war offenbar genug. Dennoch, obgleich das allgemeine Beste mehr hätte gelten sollen, als der Vortheil einiger einzelnen, drangen diejenigen, welche sich gesund erhalten hatten und die, durch Hülfe des Verboths, aus den Häusern zu gehn, ihr Gesinde zurückhalten konnten, lebhaft darauf, daß die Quarantaine fortdauern mögte. So elend nun dadurch der Zustand der Handwerksleute und der niedrigen Volksklassen wurde; so mußte man dennoch den Bitten nachgeben, mit welchen der Commandant der Festung die seinigen verband, daß man noch auf dreissig Tage die grausamste und merkwürdigste Quarantaine, die je gehalten worden ist, verlängern mögte.

Nach dem, was ich von den Folgen gesagt habe, die ein erster Zeitpunct der Pest immer nach sich zieht,

wird man zu erfahren wünschen, welche Folgen die Ansteckung im Rathhause gehabt habe. Das Rathhaus wurde ein neues Hospital. Die Herrn Gavotty und Marin, zweyter und dritter Bürgermeister, starben; ihnen folgten nach und nach der Almosenier, der Arzt, der Schatzmeister, die Secretarien, die Fouriere, alle Municipal-Beamte und alle Bediente, ohne Ausnahme.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß wenig Kranke in den Hospitälern die Pest überlebten, wenn man hört, daß in dem Rathhause, wo man alle Art von Hülfe in Ueberfluß fand, kein einziger davon Befallener dieser grausamen Krankheit entwischte.

Es war die Rede davon, der Stadt neue Beamte zu geben. Der Commandant der Festung hatte dem Hofe Bericht von der traurigen Lage erstattet, in welche wir durch den Tod zweyer Bürgermeister und der mehrsten Rathsglieder versetzt waren, und es kam daher ein Befehl, daß ihre Stellen durch diejenigen wieder besetzt werden sollten, die in den vorigen Jahren diese Aemter verwaltet hatten, um denen zugesellt zu werden, welche noch in Thätigkeit blieben. Der Commandant verlangte zugleich, die Namen und Wohnungen der Rathsherren, der Gesundheits- und Policey-Aufseher und der Hospitals-Directoren zu erfahren; die Abwesenden erhielten Befehl, sich einzustellen. Acht Karren waren nicht mehr hinreichend; beinahe dreihundert Leichen an einem Tage kündigten uns eine gleiche Anzahl für den folgenden an und nun verbreitete sich allgemeiner Schrecken. Man sah nicht mehr die Spuren der Bevölkerung; das Gras wuchs in den Straßen; der Bäcker konnte sein Brod nicht mehr verkaufen; das Fleisch vertrocknete und verfaulte auf den Fleischbänken. Da die Liefranten gestorben waren; hatte niemand andre Hülfe, als von sich selber, zu erwarten. Diejenigen Einwohner, welche noch hätten Beystand leisten können, waren theils eingesperrt, theils krank. In

diesem Zustande, der noch viel ärger gewesen seyn würde, wenn man das Begraben der Todten einen einzigen Tag versäumt hätte, schien endlich die Quarantaine unmöglich weiter zu treiben. Diejenigen, welche ihre Verlängerung gewünscht hatten, forderten nun selbst, daß sie aufgehoben werden mögte; am zehnten Mai wurde unsern Einwohnern die Freyheit angekündigt. Nie giengen Verbrecher blasser und entstellter aus dem Kerker hervor; eine große Anzahl war so schwach und entkräftet, daß sie sich für krank erklärte, um sich in die Hospitäler bringen zu lassen.

Vierzigstes Capitel.

Zustand von Toulon nach Aufhebung der Quarantaine. Warum die Sterblichkeit abnimt, obgleich die Anzahl der Kranken größer ist.

Da der Schrecken sich allgemein verbreitet hatte; sahen wir, von dem Tage der Aufhebung der Quarantaine an, jedermann darauf studieren, wie er nur mit äusserster Vorsicht die Freyheit, auszugehn, nützen wollte. Die Hausväter verliessen sich nicht mehr auf die Klugheit ihres Gesindes, sondern giengen selbst auf den Markt, um Vorräthe einzukaufen; alle die, gegen welche man noch Ursache hatte, Verdacht zu hegen, weil in ihren Häusern Todte oder Kranke gewesen waren, trugen ein Unterscheidungszeichen, damit man vermeiden konnte, ihnen nahe zu kommen. Indessen vermogte man nicht eine freywillige Gemeinschaft zu verhindern; man kann das weder während einer gezwungnen Quarantaine, noch wenn man frey ist, weil es unmöglich ist, diejenigen vor der

Pest zu bewahren, die sich ihr muthwillig aussetzen wollen.

Man hatte in der königlichen Bäckerey Brod genug backen lassen, um jedermann damit zu versehn. Diese Vorsicht war überflüssig, weil jedermann von demjenigen, was man ihm sechzig Quarantaine-Tage hindurch geliefert, genug zurückgelegt hatte, um sich drey volle Wochen hindurch zu nähren, welches einigen um so leichter geworden, da von einer ganzen Familie zuweilen nur ein einziger übrig geblieben war.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß die Aufhebung der Quarantaine die Verminderung der Sterblichkeit bewürkte, welche wir, obgleich die Anzahl der Kranken am funfzehnten Mai noch dreytausend stark war, bemerkten; diese Verminderung, welche täglich sichtbarer wurde, rührte hauptsächlich von drey Ursachen her. Erstlich, weil alle Kranke bestimmte Kennzeichen der Pest an sich trugen und man bey ihnen also die gehörigen Mittel anwenden konnte; zweytens, weil wir Wundärzte genug hatten, um alle Hospitäler zu versehn und diese Wundärzte, die nun mehr Kenntniß von der Behandlungsart der Pest hatten, als vorhin, gleich Anfangs die Kranken erleichterten, indem sie die Knoten, welche sich in den Pest-Beulen erzeugt hatten, mit der Wurzel aushoben; endlich drittens, weil wir eine größere Anzahl von Krankenwärtern hatten; denn, da kein Handwerksmann mehr, durch kein Gewerbe, seinen Lebens-Unterhalt gewinnen konnte; fanden wir, bis die Pest aufhörte, mehr Subjecte als wir bedurften. Hieraus schliesse ich, daß wahrscheinlich viel Kranke nicht hülflos in den Hospitälern würden umgekommen seyn, wenn man, Statt sechzig Tage der Quarantaine hindurch müßige Leute zu ernähren, ihnen die Freyheit gelassen hätte, anderwärts nützlich zu werden.

Ein und vierzigstes Capitel.

Nothwendigkeit, zuletzt das Charitäts-Haus in ein siebentes Hospital zu verwandeln. Befehl vom Hofe, die Armen daraus wegzuschaffen.

Wenn ich an einem andern Orte gesagt habe, daß man nicht eher anfange in einer Stadt Othem zu schöpfen, als bis sie sich in dem Zustande befände, wie jetzt der von Toulon geschildert worden; so wird man haben urtheilen können, daß dieser Zustand, der noch immer drückend war, niemand einen Schatten von Beruhigung und Trost gewähren konnte, als denjenigen, welchen das unglückliche Geschäft oblag, ihr Beystand zu leisten. Freylich konnten die Tausende von Leichen, deren Fortschaffung man nicht aus den Augen verliehren durfte, und die man bis zu den Begräbniß-Plätzen begleiten mußte, damit nichts bey ihrer Beerdigung verabsäumt würde, den öffentlichen Beamten nichts weniger als eine ruhige gefahrfreye Lage ankündigen; allein sie sahen denn doch endlich die Früchte ihrer Sorgfalt und die Anlagen, welche sie gemacht und so oft erneuert hatten, fiengen doch an, Dauer zu erhalten. Es war ein Trost für sie, zu erfahren, daß, indem kein Raum mehr in den Hospitälern war, die größere Anzahl von Kranken weniger Todte lieferte. War eine Zeit gewesen, wo die Familien sich scheueten, ihre Kranken auszuliefern, damit sie in die Hospitäler gebracht würden; so gab man nun diesem Aufenthalte den Vorzug; nur durfte nicht von dem Gerin-Lager die Rede seyn, in welchem denn auch würklich die Kranken nie gut aufgehoben waren. Als man nun nicht

wußte, wo man den größten Theil derer unterbringen sollte, die in der Stadt blieben; durfte man sich nicht lange besinnen, das Charitäts-Haus in Besitz zu nehmen, aus welchem man das siebente und letzte Hospital machte. Vergebens waren die dringenden Vorstellungen, dies Haus frey zu lassen; auf Befehl des Hofes wurde beschlossen, die Armen daraus fortzuschaffen. Diese wurden in mehrere, nicht weit von einander gelegene Landhäuser vertheilt; sie trugen ihr Gepäcke selbst, unter Aufsicht der Verwalter, Beichtväter und Directoren dieses Hospitals. Alles wurde mit großer Ordnung betrieben und alle Kranke wurden so einquartiert und verpflegt, wie es nur immer in den ruhigsten Zeiten hätte geschehn können. Es starben zwar einige von ihnen, aber in sehr geringer Anzahl, weil sie getrennt waren.

Zwey und vierzigstes Capitel.

Dienstleistungen der Herrn See-Officiere. Ernennung von vier General-Commissarien. Entschluß, der darüber genommen wurde.

Ich darf die Dienstleistungen der Herrn See-Officiere nicht mit Stillschweigen übergehn, wovon ich selbst die Zeugnisse in das Archiv der Stadt Toulon niedergelegt habe. Diese Herrn, die keinen Begriff davon hatten, wie man unthätig seyn könnte, wenn man nicht dazu gezwungen würde, wetteiferten unter sich, wer von ihnen der Stadt, während der allgemeinen Quarantaine, die nützlichsten Dienste leisten sollte. Sie suchten eine Ehre darinn, ihr in diesem Elende beyzustehn, ihr Sorgfalt

zu widmen, und uns mit weisem Rathe zu unterstützen. Man hätte glauben sollen, das Wohl der Stadt würde von ihren Händen gefordert und sie wären deswegen verantwortlich.

Wir hatten so viel Personen in dem Rathhause verlohren, daß man der Arbeit nun nicht mehr vorstehn konnte, die unter so viele vertheilt gewesen war, ehe der Tod sie weggerafft hatte. Wir bedurften Beystand, und um uns diesen zu verschaffen, ernannte man am zwanzigsten Mai 1721 vier General-Commissarien, denen man mehr Gewalt einräumte, als die Quartiers-Commissarien in ihrem Amte gehabt hatten, so lange die Municipal-Beamten noch lebten. Die darüber ausgestellte Acte, ist, obgleich eine allgemeine Versammlung vorausgegangen war, nur mit fünf Unterschriften versehn, die des Commandanten und die meinige mit eingeschlossen, und am dreyssigsten Mai waren von den fünfen, welche unterzeichnet hatten, nur noch zwey am Leben.

Die Marine war bereit, allein die vier General-Commissarien herzugeben, deren die Stadt so nothwendig bedurfte; da wir aber noch Bürger hatten, auf deren Eifer wir rechnen durften; glaubten wir diese Stellen mit zwey See-Officieren und zwey Edelleuten besetzen zu müssen. Diese Herrn, welche ihr Leben dem Dienste einer Stadt opferten, deren Erretter sie seyn wollten, wünschten, man mögte das Andenken ihres guten Willens auf die Nachwelt bringen. Der Tod des einen unter ihnen bewies nur zu früh, wie groß ihr Verdienst und der Werth ihrer Dienstleistungen war.

Aus allem, was ich nun noch zu sagen habe, wird man sehn, daß auf die abscheulichste Unordnung die dauerhafteste Ordnung folgte, welches man weniger der Abnahme der Sterblichkeit, als der fortgesetzten Aufmerksamkeit der Commissarien zurechnen muß, die es sich zur

Pflicht machten, allem abzuhelfen und alles mit eignen Augen zu sehn. Ihrem unermüdeten Eifer also gebührt unser lauter Beyfall.

Drey und vierzigstes Capitel.

Hinschaffung der Kranken in das Charitäts-Hospital. Bedingungen, unter welchen sie dort aufgenommen wurden. Die Convalescenten sind in einer Stadt um so gefährlicher, je weniger man sie kennt. Befehle und Verordnungen, um Verbrechen zu hindern und zu bestrafen. Hinrichtung der Schuldigen.

So niederschlagend der Verlust des einen von den General-Commissarien war; so wußten doch die, welche ihn überlebten, uns diesen Verlust weniger empfindlich zu machen. Man bemerkte bald, daß der Zuwachs von drey Personen, die, an der Spitze der Geschäfte, keine Gefahr scheueten und zu demselben Zwecke gemeinschaftlich arbeiteten, unfehlbar die Unternehmungen beschleunigen mußte, welche bis itzt nur einen schläfrigen Fortgang gehabt hatten. Die Ordnung, welche bey Hinschaffung der Kranken in das Charitäts-Hospital beobachtet werden sollte, wurde allen Einwohnern bekannt gemacht und schon vom vier und zwanzigsten Mai an nahm man diejenigen darinn auf, welche in ihren Wohnungen Madratzen, Bettlacken, ein Bette, Decken, Hemder und andre Geräthschaften hatten, wovon nun alle Magazine der Stadt entblößt waren. Diejenigen, welche sich diese Bedürfnisse nicht verschaffen konnten, wurden, nach dem Quartiere der Stadt, in welchem sie wohnten, entweder in das St. Roch-Hospital, oder in das Gerin-Lager ge-

bracht. Man nahm sich vor, keine Kranke mehr in das heilige Geist-Hospital zu schicken, welches beynahe schon mit siebenhundert besetzt war, damit dies Hospital zuerst frey werden mögte.

Was die Kranken von einiger Bedeutung betrifft, die gern in ihren Häusern verpflegt werden wollten; so war man so gefällig, ihnen dies unter der Bedingung zu gestatten, daß, wenn sie Miethsleute hatten, welche dies nicht zugeben wollten, die Erlaubniß nichts gelten sollte. Willigten aber die Mitbewohner des Hauses ein; so mußte die Familie des Kranken diese, während ihrer Einsperrung und Quarantaine, ernähren; der Syndicus der Insel aber sollte die Schlüssel des Hauses zu sich nehmen und es nur in seiner Gegenwart und in dringenden Fällen öfnen lassen.

Diese Nachgiebigkeit schien sich mit dem Entschlusse, keine Kranke in den Häusern zu lassen, nicht zu vertragen. Man hatte aber nicht Zeit, die Unbequemlichkeit davon zu fühlen und zu erkennen, indem das Charitäts-Hospital bald in so guten Ruf und in einen solchen Stand kam, daß Personen von gewisser Bedeutung, die man von dem allgemeinen Gesetze ausnehmen zu müssen geglaubt hatte, keinen Anstand fanden, sich dahin zu begeben.

Man hatte aufgehört, die Kranken zu nöthigen, ihren Zustand anzugeben, weil es an Raum in den Hospitälern fehlte; als uns aber die neue Einrichtung mehr Gemächlichkeit verschaffte, wurde allen Wundärzten, Apothekern und andern Leuten verbothen, Salben und dergleichen zu verfertigen, zu verkaufen, auszutheilen, oder zu verschenken, an wen es auch seyn mögte. Man befahl auch, daß die Kranken, welche, um ihren Zustand zu verhehlen, niemand um Hülfe ansprachen, binnen vier und zwanzig Stunden ihre Krankheiten anzeigen und in

die Hospitäler gebracht werden sollten, wenn sich aus der Untersuchung der Wundärzte ergäbe, daß sie von der Pest angesteckt wären, daß sie hingegen zu Hause bleiben sollten, wenn es sich offenbarte, daß ihre Krankheit nichts Verdächtiges an sich hätte.

Um die Gemeinschaft mit denen zu verhindern, welche Todte oder Kranke in ihren Häusern gehabt hatten, war ihnen auferlegt worden, an dem Aermel ihrer Kleider ein weisses Papier angeheftet zu tragen; allein da dennoch einige angesteckte Personen sich nicht zu erkennen gaben, entweder um nicht in die Hospitäler gebracht, oder nicht in ihren Häusern eingesperrt zu werden; mußte man die Strenge zu Hülfe nehmen, um sie zu zwingen, sich zu erklären.

Es gab eine andre Classe von Kranken, die noch mörderischer war; diese bestand aus solchen, welche umhergehn konnten, obgleich ihre Beulen noch fliessend waren. Glücklicherweise war ihr Zustand den Miethsleuten oder Nachbarn nicht unbekannt. Als man durch die Angabe eines von diesen erfuhr, daß manche Convalescenten, deren Beulen noch offen waren, über die Straßen giengen; gab man eine Verordnung, in welcher dieser Art von Kranken befohlen wurde, sich noch heute in das Gerin-Lager zu begeben, um sich da heilen zu lassen und alsdann in das Lazaret zu gehn, wo die letzte Quarantaine gehalten wurde. Diese Verordnung belegte diejenigen mit der Todes-Strafe, welche auf der Gasse ertappt werden würden, wenn sich aus dem Berichte der Wundärzte ergäbe, daß sie nicht von Grund aus geheilt wären.

Ebenfalls wurde allen Convalescenten in den Hospitälern, den Krankenwärtern und andern Personen, welche die Kranken bedienten, verbothen, in ihren Häusern in der Stadt sich sehn zu lassen, unter welchem Vorwande

es auch seyn mögte, und den Miethsleuten, sie darinn aufzunehmen. Man bestimmte, wie weit es erlaubt seyn sollte, sich den Hospitälern zu nähern. Die Verwalter, Directorn, Wundärzte und Apotheker wurden neuen Regeln unterworfen. Allein es ist nicht genug dergleichen Befehle zu geben, wenn man nicht mit Strenge auf Befolgung derselben hält. Man muß die Strafe der Art des Verbrechens anpassen und Plünderung der Stadt und alle mögliche Unordnungen erwarten, wenn die Schuldigen nicht bestraft werden.

Wir hatten Beispiele davon in Toulon; doch in geringer Anzahl, weil man mit der pünctlichsten Strenge diejenigen, welche eines Diebstahls oder Mords überwiesen wurden, noch an demselben Tage mit dem Tode bestrafte. Vorzüglich muß man in solchen unglücklichen Zeiten auf die Weiber von schlechtem Rufe achtsam seyn, weil diese leichter als die Männer ihre Diebstähle verbergen können. Es gab zwey unter ihnen, die besser gekleidet waren, als es ihr Zustaud ihnen erlauben konnte; diese wurden am Stadt-Thore durchsucht und man fand bey ihnen Bett-Laken, die mit Blut und Eiter beschmuzt waren und wovon sie sich doppelte Röcke gemacht hatten. Man erfuhr durch ihr Verhör, woher sie kamen und wo sie die verschiedenen Sachen, die man bei ihnen fand, gestohlen hatten. Eine Nachsuchung, die man in dem Hause anstellte, das sie bewohten, überzeugte uns, daß dies nicht der erste Diebstahl war, den sie begangen hatten; zwey Raben erhielten Befehl, diese Sachen fortzutragen und zu den Füßen des Galgens zu verbrennen, an welchen die beyden Elenden aufgeknüpft wurden. Ein Galeeren-Sclave, der eines Mordes überwiesen wurde, hatte dasselbe Schicksal. Auch Krankenwärter und Wärterinnen wurden zu dieser Strafe verdammt, weil sie Schränke bey Kranken erbrochen, deren Tod sie ohne Zweifel beschleunigt hatten.

Dergleichen Diebstähle können eine Rückkehr der Seuche verursachen, und nur durch exemplarische Strafen kann man sie verhindern. Man muß ihnen sogar durch Errichtung von Galgen auf den öffentlichen Plätzen vorzubauen suchen. Man rettet eine Stadt, wenn man dergleichen Verbrecher nicht ungestraft läßt.

Vier und vierzigstes Capitel.

Die Pest geht aus Toulon in die Gegend über und dringt in alle die Dörfer ein, welche zu dem Gebiethe gehören. Beträchtliche Hülfe von Seiten des Hofes. Errichtung eines Sanitäts-Collegiums in Paris. Betrachtungen über jeden dieser Gegenstände.

Fast alle angesehene Familien in Provence haben Häuser auf dem Lande, welche man Bastiden nennt. Diese Häuser stehen nicht fern von einander, so daß sie gleichsam kleine Städte, oder wenigstens beträchtliche Flecken ausmachen, welche in der Pestzeit sehr viel bevölkerter zu seyn pflegen, weil dann schwerlich sonst jemand in der Stadt bleibt, als der, welcher keinen andern Zufluchts-Ort hat.

Ausser der großen Anzahl dieser Bastiden liegen noch in der Gegend von Toulon die Dörfer la Valette, la Garde, la Seine, Ollioules, Revest, Evenos, St. Nazaire und Sixfours; acht ziemlich ansehnliche Gemeinen, woraus das ganze Gebieth besteht.

Diese Dörfer sind ungefehr eine Meile weit, eines von dem andern, und alle gleich weit von der Stadt entfernt. Wenn die Pest früher in die Städte, als in diese klei-

nen Gemeinen Eingang fand; so geschahe das, weil man in den Städten allerley Vorkehruugen traf, oder zu treffen glaubte, in den Gemeinen hingegen gar keine Anstalten von der Art machte. Ich will diesen auffallenden Satz erklären: In den Städten, wo man mehr Vorsicht brauchte, versäumte man die einzige wesentliche, die darinn hätte bestehen müssen, daß man den Verpesteten, welche von Aussen herein kamen, keine Zuflucht verstattet hätte. Die Gemeinen hingegen, welche uns umgeben, glücklich genug nicht in der Lage zu seyn, jemand aufnehmen zu können, noch darum angesprochen zu werden, sind auf keine Weise dieser ersten Gefahr ausgesetzt. Doch können sie ihr früh oder spät nicht ausweichen, weil eine anscheinende Klugheit ihnen diese Gefahr verbirgt und tausend verführerische Vorkehrungen ihnen Sicherheit zu versprechen scheinen. Die Einwohner dieser Oerter sind zu sicher, gehen aus und ein in einer Stadt, die ganz mit ihrem Wohl beschäftigt zu seyn scheint; und in dieser Zuversicht werden alle Gemeinen angesteckt.

Das war das Schicksal des ganzen Gebieths von Toulon; die Pest, deren erster Anfang sich nie durch sehr auffallende Kennzeichen ankündigt, kam nach und nach aus einem Dorfe in das andre, weil die Einwohner unsers Gebieths in diese Dörfer giengen, um Lebensmittel zu holen, ohne daß man dort die geringste Vorsicht gegen die Gefahr brauchte. Unsre unglücklichen Nachbarn sahen sich nun der Hülfe beraubt, die sie zu einer andern Zeit von der Stadt hätten erwarten können, und hatten weder Brod, noch Fleisch, noch Arzeney, noch Wundärzte, noch Raben, ja! selbst nicht einmal Begräbnisse. Dies Elend erschwerte das unsrige; und ich zweifle, ob ein einziger Einwohner es würde überlebt haben, wenn nicht der Hof, der das Unglück der Provence erfuhr und bemitleidete, die Augen voll Erbarmen auf uns gerichtet hätte. Die niedergebeugten Städte erhielten ihren Antheil an einem monatlichen Geschenke von

dreymal hunderttausend Livres, vom ersten Junius an. Diese Hülfe sollte theils an Gelde, theils an Mehl, und theils an Schlachtvieh ausgespendet werden. Wir hatten dies der Aufmerksamkeit des durchlauchtigen Herzogs von Orleans, Regenten des Reichs, zu verdanken, der, während der Minderjährigkeit des Königs, durch diese gütige und großmüthige Handlung unserm jungen Monarchen die ersten Begriffe von Mitleiden und Menschenliebe einprägen wollte, welche ihm hernach den Beynamen von Frankreichs Vielgeliebten erworben haben. Eben dieser Prinz verordnete noch die Errichtung eines Sanitäts-Collegiums in Paris, um den Zustand und die Bedürfnisse einer Provinz zu untersuchen, aus welcher man täglich die erschrecklichsten Nachrichten vernahm. Den weisen Rathschlüssen dieses Collegiums hat man es zuzuschreiben, daß uns so pünctlich und schnell Beystand geleistet wurde, daß man uns Wundärzte schickte, welche der Hof monatlich mit fünfhundert Livres besoldete, daß nach Marseille der Befehl ausgefertigt wurde, so viel Galeeren-Sclaven frey zu machen, als nöthig seyn würden, um in allen Oertern, wo sich die Pest verbreitet hatte, angestellt zu werden.

Da man uns die Vertheilung der königlichen Geschenke, zum Beystande der Gemeinen unsers Gebieths aufgetragen hatte, von denen wir wußten, daß sie das äusserste Elend litten; beschäftigten uns zugleich ihre Leiden und die unsrigen. Obgleich wir nun noch unter der Last einer unendlichen Menge von Kranken in unsern Hospitälern seufzten; so fanden wir doch unsre Lage bey Weitem nicht so kläglich, als die unsrer abwesenden Bürger, die nach uns die ersten Schrecknisse der Sterblichkeit erfuhren. Indessen mußten wir, indem wir ihnen Beystand leisteten, darauf denken, die wenigen zu retten, die noch in der Stadt geblieben waren und gegen die erstern eben so vorsichtig als menschlich verfahren. Wir konnten ihnen um so

eher unsre Sorgfalt widmen und mit Erfolge an ihrer Rettung arbeiten, da die unsrige uns nahe bevorstehend schien; wir waren aus so manchem Abgrunde gerettet worden, daß neue Gefahren uns nicht mehr schreckten.

Ich muß hier bemerklich machen, daß in Toulon jedermann sich ungezwungen in das Hospital begab, das ihm war angewiesen worden. Man glaubte vielleicht deswegen sich dieser allgemeinen Vorschrift unterwerfen zu müssen, weil ich einer von den ersten war, welche das Beyspiel von Gehorsam gaben, indem ich in das Charitäts-Hospital zwey meiner jungen Brüder schickte, welche Lieutenants im Regimente Ponthieu und zu ihrem Unglücke in Toulon auf Urlaub waren. Sie wurden bey mir krank, der eine am dreyzehnten, der andre am funfzehnten Junius, und starben beyde am zwanzigsten des Monats. Sie hätten durchaus auch dann in ein Hospital gebracht werden müssen, wenn es gleich verstattet gewesen wäre, Kranke in den Häusern zu behalten, weil ich damals gänzlich verlassen war. Ich war aus dem Rathhause gezogen, welches nun der Aufenthalt der sogenannten Raben geworden war. Ganz allein in meinem Hause, ohne Dienstbothen zu meiner Aufwartung, nahm ich keine andre Nahrung zu mir, als die meine nahen Nachbarn mir mit viel Vorsicht zu reichen die Güte hatten, indem sie mit einander wetteiferten, sich die Freude zu machen, mir beyzustehn. Diese Lage war die Ursache, daß meine unglücklichen Brüder sich von meiner übrigen Familie, die ich auf das Land geschickt hatte, trennten, und, ohne meine Einwilligung, zu mir kamen. Unsre erste Umarmung wurde mit Thränen benetzt und bald darauf wurden sie mir auf ewig entrissen.

So gerecht auch mein Schmerz war; so drükte er mich doch nicht nieder; und obgleich ich dem Herrn le Blanc, dem Kriegs-Minister, zu gleicher Zeit den Tod meiner beyden Brüder hätte melden können; so redete ich

in meinem Briefe an ihn doch nur von dem Absterben des Aeltesten und erbat mir für den dritten die Lieutenants-Stelle bey der Infanterie, welche durch jenen war erledigt worden. Ich dachte, wenn ich mit der folgenden Post den Tod des zweyten berichtete; so würde ich die Lieutenants-Stelle für meinen letzten, noch übrigbleibenden Bruder erhalten, welcher jetzt Königs-Lieutenant in Port Louis ist. Ich erlangte diese Gnade; ein Prinz vom Geblüte *), Colonel-General der Infanterie, bewies mir die Ehre, an mich zu schreiben, um mir Nachricht davon zu geben. Auch der Herr Marschall, Herzog von Villars, Gouverneur der Provence und Herr le Blanc waren so gütig, mir zu bezeugen, daß ich in dem Falle wäre, persönliche Gnaden-Bezeugungen zu verdienen, welche sie mir zu verschaffen sich ein Vergnügen machen würden. Diese Versprechungen blieben nicht unerfüllt; ich erhielt von der Huld des Königs seinen St. Michaels-Orden mit einem Jahrgelde von tausend Livres. Allein ich finde mich noch jetzt so geschmeichelt und belohnt durch die Briefe, deren mich der Hof gewürdigt hat, daß ich es für Pflicht halte, ihnen am Ende dieses Werks einen Platz einzuräumen, sowohl um meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, als um meine Mitbürger zu bewegen, sich ähnlicher Auszeichnungen durch ihre Dienste würdig zu machen **).

---

*) Ludwig von Orleans, Herzog von Chartres.

**) Der Uebersetzer wird diese für uns unbedeutenden Briefe am Ende des Werks nicht mit verteutschen. Wenn übrigens ein Bürger sich auf vorzügliche Weise um den Staat verdient macht; so darf er mit Recht auf die Erkenntlichkeit seines Vaterlandes rechnen; und wenn die Regierung, aus dem öffentlichen Schatze diese Schuld abträgt; so thut sie nichts als ihre Pflicht. Sie, für sich, hat nichts zu verschenken.

Anm. d. Uebers.

Fünf und vierzigstes Capitel.

Eine Stadt, in welcher die Pest nachläßt, soll ferner keine Gemeinschaft mit den Einwohnern ihres Gebieths haben, wenn diese angesteckt sind. Betrachtungen über diese harte Nothwendigkeit und über die Unabhängigkeit in welcher die kleinen Gemeinen sich befanden.

Die Pest gieng, wie ich es gesagt habe, aus der Stadt in das Gebiet über. Wir haben gesehn, wie schwer es uns wurde, eine gewisse Ordnung in einer Stadt zu gründen, aus welcher das Volk nicht herausgehn durfte und in der man die Einwohner auf so vielfache Weise in Schranken halten und unterstützen mußte. Allein es schien uns leicht, solchen Bürgern Gesetze vorzuschreiben, die in ihren Landhäusern an keinem Bedürfnisse Mangel litten. Man untersagte daher den angesteckten Familien, in die Stadt zurückzukehren, aus Furcht, sie mögten die noch übrigen wenigen gesunden Häuser verpesten und die Seuche fortdauern machen. Wir reichten ihnen übrigens alle mögliche Hülfe, indem wir die Anlagen wieder auf einen guten Fuß setzten, welche die Pest so oft zerstört hatte, die nun aber endlich Dauer erhielten, weil wir Personen dabey ansetzten, die ihre letzte Quarantaine nach wieder erlangter Gesundheit überstanden hatten.

Bevor ich von den Maaßregeln rede, welche man nahm, um eine gute Policey auf dem Lande einzuführen, muß ich bemerken, daß, wenn in den gewöhnlichen Zeiten jede Gemeine unabhängig von den andern lebt, diese Freyheit in der Pest-Zeit gefährlicher wird, indem, wenn keine Gemeine über die andre die Aufsicht hat, keine ein-

zige daran denkt, sich gegen diejenige zu verwahren, welche zuerst ist angesteckt worden, weil entweder die Einwohner die Gefahr weder einsehn, noch vermeiden wollen, oder die Bürgermeister, welche an ihrer Spitze stehen, weder Mittel noch Ansehn haben, sich Gehorsam zu verschaffen. Alsdann ist es nothwendig, daß man den Commandanten in den Städten die Macht verleyhe, auf die Gemeinen Acht zu haben, welche ihnen ausserdem nicht untergeordnet zu seyn pflegen. Der König kann die Gewalt derselben nicht gnug ausdehnen, weil der, welcher in der ganzen Provinz zu befehlen hat, oft zu entfernt wohnt, und es folglich unmöglich ist, daß seine Verordnungen immer früh genug ankommen, um pünctlich befolgt zu werden. Hat aber jeder einzelne Commandant ein anerkanntes Ansehn bey den Gemeinen, welche zu seinem Departement gehören; so ist er im Stande, dem Unglücke vorzubeugen, das man nur durch solche Befehle verhindern kann, die mit Schnelligkeit und Nachdruck gegeben werden.

Da indessen nicht alle Städte Commandanten haben; so sollte verordnet werden, daß in der Pest-Zeit die Bürgermeister in den Hauptstädten das Recht hätten, den Obrigkeiten der Gemeinen, die zu ihrem Gebiethe gehören, Befehle zu geben und sich von ihnen genaue Berichte erstatten zu lassen. Dadurch würde der Commandant der Provinz von allem unterrichtet, was in jedem Gebiethe vorgienge, und seine Verordnungen würden immer besser befolgt werden, wenn er sie den Bürgermeistern der Städte zufertigte. In der That ist es ihm sehr beschwerlich, mit jeder Post stets so viel Vorstellungen zu erhalten, als es Gemeinen in einer Provinz giebt. Da er diesen allen nicht genug thun kann; leidet jede Gemeine insbesondre darunter.

Ich habe im Jahre 1721 das Gebieth von Toulon in einer so allgemeinen Verwirrung gesehn, daß, wenn nicht Herr

Dupont Vollmacht gehabt hätte, seine Gewalt selbst über die Dörfer auszudehnen, die ausser unsern Grenzen lagen, die Seuche nicht eher aufgehört haben würde zu wüthen, als bis keine Einwohner mehr da gewesen wären; statt daß durch Ordnung, Unterwürfigkeit, Strenge und Beistand, wenn jede Gemeine in ihre Grenzen eingeschlossen bleibt, der Vortheil erlangt wird, daß die erste, welche sich von der Pest befreyet sieht, weiter keinen Rückfall durch die Gemeinschaft mit den andern zu befürchten hat.

Weil ich nichts übergehen darf; will ich noch erinnern, daß es vortheilhaft seyn würde, in solchen Städten, die keine Commandanten haben, dergleichen anzustellen, sobald sie von der Pest befallen werden. Die Bürgermeister haben oft Mühe, unter sich einig zu werden; Bürger von verschiedenen Ständen lassen sich einander nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren, und man ist oft gezwungen, nach der Mehrheit der Stimmen, diejenigen Vorschläge anzunehmen, die am mehrsten mit der gesunden Vernunft streiten. Ein königlicher Befehlshaber aber muß auch nur solche Verordnungen zu geben wissen, die ausführbar sind. Nur durch ein Ansehn, das durch Sanftmuth und Klugheit gemildert ist, kann er es dahin bringen, daß seine Befehle vollzogen werden und die Einwohner Zutraun zu ihm fassen. Eine gegentheilige Aufführung würde die Bürger, welche schon durch die Last der übernommenen obrigkeitlichen Aemter niedergedrückt sind, ermüden und zurückscheuchen. Da wir gesehn haben, daß sie das Opfer der Seuche und ihres Eifers werden; wird man es billig finden, daß man sie wenigstens nicht muthlos mache.

Sechs und vierzigstes Capitel.

Was für eine Policey in dem Gebiethe einer Stadt eingeführt werden müsse. Ueber den Nutzen, wenn man gewisse Häuser schleunig von der Ansteckung befreyet.

Da es einigen Bürgern, welche sorgfältig alle Gemeinschaft vermieden, gelang, sich vor der Pest zu bewahren, ohne eine Stadt zu verlassen, die so sehr, wie Toulon, angesteckt war; wurde dies denenjenigen noch leichter, die sich auf das Land begeben hatten, weil sie ihre Vorsicht mit der Freyheit vereinigen konnten, auszugehn und frische Luft zu schöpfen, welches in der Stadt wegfiel. Das Gebieth ist in Quartiere getheilt, die durch bekannte Namen unterschieden werden. Man weiß immer in jeder Gemeine, wer die Güter-Besitzer sind. Diesem gemäß und als man sich davon unterrichtet hatte, welche Bastiden nicht angesteckt worden waren, wählte man in jedem Quartier einen Commissair, dem man die Freiheit ließ, so viel Syndiker zu ernennen, als er nöthig finden würde. Hierauf vermogte man jeden Commissair, die Bewohner der Bastiden seines Quartieres zu zählen, nach einem Formular, das ihm mitgetheilt wurde. Dies sollte in besondern Abtheilungen den Namen jedes Hausvaters, das Alter und Gewerbe der Personen, die Nummer der Insel, wo ihr Haus in der Stadt gelegen war, enthalten, auch ferner anzeigen: welche Miethsleute darinn wohnten; seit welcher Zeit die Besitzer diese Häuser verlassen hätten, und ob diese damals nicht angesteckt gewesen; ob und wann in ihrem ländlichen Aufenthalte jemand gestorben, auch an welchem Tage die letzten Kranken von der Pest befallen seyen, um sich darnach mit der Quaran-

taine zu richten. Endlich sollten sie ein Verzeichniß der verlassenen Häuser aufsetzen, damit man ohne Aufschub zur Reinigung derselben schreiten könnte, um Familien darinn einzuquartieren, die man nicht früh genug von einander trennen konnte.

Diese verschiedenen Nachrichten sollten uns sehr nützlich werden zu der Zeit, wenn es mit der Stadt so weit würde gekommen seyn, daß man sie reinigen könnte; sie wurden uns mit eben so viel Schnelligkeit als Pünctlichkeit ertheilt; jeder Commissair, dem die Syndiker von allem, was vorgieng, Bericht erstatteten, meldeten es schriftlich den General-Commissarien, welche dann diesem gemäß ihre Verordnungen gaben. So berichtete man uns zum Beyspiel, daß verschiedene Kranke ihr Testament machen wollten, aber keine Notarien dazu in Bereitschaft fänden. Hierauf nahmen wir es über uns, zu erklären, daß ein Testament, schriftlich vor einem Commissair nebst fünf Zeugen aufgesetzt, gültig seyn sollte; und diese Testamente sind in der Folge von allen Gerichtshöfen anerkannt worden, in Betracht des dringenden Nothfalls, wenn gleich sie nicht von dem Testator unterzeichnet waren, weil es gefährlich gewesen, sich ihm zu nähern.

Unter den unbewohnten Häusern des Gebieths wählte man in jedem Quartiere eins, um darinn einen Beichtvater, einen Wundarzt und einen Liefranten wohnen zu lassen. Der letztere erhielt aus dem nächsten Hospitale das Brod, den Wein und das Fleisch, dessen er für sein Quartier bedurfte. Die Beichtväter giengen nun auf Anforderung der Commissarien zu den Kranken. Die Wundärzte fuhren fort, diejenigen zu bedienen, welche auf dem Wege der Besserung waren. Die Raben öfneten Gruben an den Oertern, die ihnen bezeichnet wurden, und brachten die auf's Neue Erkrankten in das Gerin-Lager. Die Commissarien zeichneten die Namen derselben auf, welche auch im Hospitale bey ihrer Auf-

nahme, zu Papier gebracht wurden. Diese gute Ordnung, welche schon in der Stadt war beobachtet worden, setzte uns nachher in den Stand, die Todten zählen zu können. Sobald man einen Kranken aus seiner Wohnung nahm, nöthigte man seine Familie, draussen unter Zelten zu wohnen und in Gegenwart des Syndicus alles zu reinigen, was er im Gebrauch gehabt hatte. Die schöne Jahrszeit erlaubte diese Vorkehrung, welche um so nützlicher war, indem man dann ohne Gefahr wieder in sein Haus gehn konnte, nachdem dies gelüftet und durchräuchert worden.

Weil es nicht möglich war, genug Liefranten zu haben, um aller Orten Lebensmittel hinzuschaffen; so erlaubte man einer Person, aus jeder angesteckten Familie, auf dem in ihrem Quartiere errichteten Markte die nöthigen Bedürfnisse zu kaufen. Dies geschah jedoch unter der Bedingung, daß niemand ohne einen Schein vom Commissair und ohne ein Merkzeichen, woran man seinen Zustand erkennen konnte, dort erscheinen durfte. Die verschiedenen Märkte konnten nur nach und nach eingerichtet werden. Da die Hitze des Sommers es nicht gestattete, sie an sehr entfernte Oerter zu verlegen; trug man Sorge, gewisse Häuser zu reinigen, um dasjenige, was man zu verkaufen hatte, dort abzusetzen, indem man zugleich die Vorsicht beobachtete, sich dabey nur solcher Leute zu bedienen, die von der Pest geheilt waren.

Das Verboth, unter welchem Vorwande es auch seyn mögte, in irgend ein angestecktes Dorf zu gehn, wurde in allen Quartieren des Gebieths bekannt gemacht. Die Commissarien bestrebten sich hauptsächlich, Diebstahl und Hehlerey zu verhindern. In dieser Absicht untersagte man allen Transport von Hausrath und Kleidungsstücken aus einer Bastide in die andre. Man gestattete jedoch den zu zahlreichen Familien, ihre Woh-

tung zu verändern, wenn sie Gelegenheit hatten, solche zu bekommen, die gereinigt waren.

Auch der Transport des Getraides wurde verbothen; es war billig, die Früchte der Erndte denen zuzusichern, welche ihre Güter verpachtet hatten; und um dies zu bewürken, war es keinem Pächter erlaubt, eher zu verkaufen, so wie auch niemand eher kaufen durfte, als bis der Commissair die Gewißheit von der Einwilligung des Eigenthümers hatte.

Man sieht aus dieser genauen Erzählung, daß, wenn nicht jedermann in dem Gebiethe von Toulon umkam, dies die Folge der Hülfe war, welche die Stadt, nach ausgestandner fürchterlichen Sterblichkeit, so gepreßt sie auch noch war, dennoch den Gemeinen, welche ihr beygestanden, zu leisten im Stande war. Hieraus folgt, daß eine gesunde Stadt noch viel würksamer einer andern, die es nicht wäre, würde helfen können, wenn man schicklichre Maaßregeln nähme. Wir lernten es sehr spät von welcher Art diese Maaßregeln seyn müßten; allein nun kennen wir sie doch, und unsre Nachkommen können davon Gebrauch machen.

Sieben und vierzigstes Capitel.

Ueber die Policey in den Hospitälern. Wie weit sie sich zur Zeit der Pest erstrecken soll. Untersuchung der Diebstähle. Verschiedene Bemerkungen.

Jedermann weiß, welche Ordnung und Policey in einem Hospitale schicklich ist. Die in Toulon waren, während der größten Heftigkeit der Pest, wie es immer der Fall

ist, in großer Unordnung. Und man glaube nur nicht, daß es leicht gewesen seyn würde, eine bessere Einrichtung zu treffen! Durfte man erwarten, daß Regelmäßigkeit in Häusern herrschen sollte, in welchen Schmerz und Trostlosigkeit ihren Sitz hatten und die Raben allein den Meister spielten? Nur Gott weiß alles, was da vorgegangen ist; es kamen so wenig Kranke mit dem Leben davon, daß man von ihnen nicht die begangnen Ausschweifungen erfahren konnte. Diese Tage des Greuels hörten endlich auf, so wie die Sterblichkeit abnahm; wir waren besser im Stande, über jedermann ein wachsames Auge zu haben, tüchtige Subjecte anzustellen und die Hospitäler in Ordnung zu halten, welches dann auch bis zu Tilgung der Pest mit Erfolg geschah.

Man wählte für jedes Hospital einen Director, zwey Beichtväter, einen Haushalter und mehrere Wundärzte, denen ein Ober-Wundarzt vorstand. So wie nach und nach die Kranken geheilt wurden, erleichterte man durch ihre Entfernung die Hospitäler. Mit ihnen giengen Wundärzte, um im Lazaret eine letzte Quarantaine zu halten. Der Ober-Wundarzt hatte die Sorgfalt, der Schamhaftigkeit des andern Geschlechts zu schonen, welches nothwendig durch die Art gekränkt werden mußte, die bey Heilung solcher Krankheiten unvermeidlich ist. Einem einzigen wurde es aufgetragen, die Frauen und Mädchen zu operiren, wobey nur die Krankenwärterinnen gegenwärtig waren.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erzählen, daß ein gewisser Nicolas, ein junger, wegen Desertion zu den Galeeren verurtheilter Matrose, welcher als Rabe in Toulon diente, nachdem er bey der Behandlung vieler Kranken gegenwärtig gewesen war, ohne von der Pest angesteckt zu werden, Geschicklichkeit genug zu haben glaubte, um die Stelle eines Wundarztes zu versehn, woran es in der Stadt fehlte. Er bekam hier freyes Feld, seine

Talente zu versuchen und behandelte einige Kranke mit so viel Erfolg, daß er bald aller Orten hin berufen und der reisende Wundarzt für die ganze Gegend wurde.

Eine junge Frau von angesehener Abkunft hatte sich allein, nahe bey der Stadt, ein kleines Haus zur Wohnung gewählt, aus welchem ein Fenster auf die Heerstraße gieng. Als sie mich vorübergehn sah, bat sie mich, zu erlauben, daß ein geschickter Wundarzt sie besuchen dürfte. „Sie scheinen mir nicht krank zu seyn" sagte ich ihr „Und doch bin ich es sehr gewesen" erwiederte sie „und „verdanke Nicolas meine Rettung; allein ich gestehe es, „jezt wünschte ich, einen ältern Wundarzt bey mir zu „sehn." Ich schickte ihr sogleich einen von den Ober-Wundärzten, welcher gestand, daß man nicht geschickter eine Beule öfnen und eine Wunde heilen könnte, als bey ihr geschehn wäre und daß diese Frau weiter keiner fremden Hülfe bedürfte, wenn sie nur noch einige leichte Arzeneymittel gebrauchte, die er ihr vorschrieb.

Ich habe geglaubt, das Beyspiel anführen zu müssen, sowohl weil es verständigen und redlichen Personen einen nüzlichen Wink geben kann, wenn sie in der Pest-Zeit die Direction der Hospitäler erhalten und nicht immer wissen, was alles ihre Aufmerksamkeit verdient, als auch um zu beweisen, daß ein übrigens ganz unerfahrner Wundarzt mit großer Geschicklichkeit die Pest zu behandeln lernen könne, indem ein Galeeren Sclave, der kaum zwanzig Jahre alt war, so vorzügliche Kunst in Heilung dieser Seuche zeigte.

Man bringt in den gewöhnlichen Hospitälern das wenige Geld, welches die Kranken bey sich führen, in Sicherheit, indem man sie bewegt, es abzuliefern, damit es ihnen einst wiedergegeben, oder nach ihrem Willen verwendet werde. Während der Pest konnten wir nicht dieselbe Sorgfalt in Ansehung solcher Unterpfänder zeigen, weil sie täglich in neue Hände kamen, theils wegen der

Sterbefälle derer, welchen sie waren anvertrauet worden, theils wegen der Diebstähle, deren würkliche Urheber sehr schwer zu entdecken waren. Die Zeit der Pest ist eine Zeit der Finsterniß, welche eine unendliche Menge Verbrechen bedeckt. Diejenigen, welche das Glück gehabt hatten, von ihrer Krankheit errettet zu werden, berichteten uns so viel Unterschleife, daß wir es für Pflicht hielten, den Versuch mit der Untersuchung zu machen.

Es wurde daher öffentlich bekannt gemacht und allen denen, welche die Kranken in ihren Häusern und in den Hospitälern bedient hatten, befohlen, binnen vier und zwanzig Stunden, bey Lebens-Strafe, einem von den Directorn alles dasjenige abzuliefern, was ihnen war anvertrauet oder von den Verstorbenen und Kranken gegeben worden. Man versprach den Angebern und selbst denen, welche gutwillig die in Händen habenden Sachen herbeyschaffen würden, Belohnungen. Die, welche durch die Verordnung erschreckt wurden und durch lebende Zeugen überwiesen werden konnten, säumten nicht, verschiedne Unterpfänder abzuliefern, wovon sie alle versicherten, daß man sie ihnen freiwillig gegeben hätte. Andre liessen sie durch die Hände der Beichtväter, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, den Directorn zukommen. Diese Erstattungen wogen gewiß bey Weitem nicht die Diebstähle auf, welche man, aus Mangel an Klägern, Angebern und Zeugen, nicht bewahrheiten konnte; allein die Drohungen, die nie strenge genug seyn können, würkten doch wenigstens zum Vortheile einiger Familien die glückliche Wiedererlangung der Sachen, welche sie vergebens zurückgefordert hatten. Als uns nun die Verminderung unsrer Leiden erlaubte, mehr in der Nähe über die Sicherheit der Kranken und ihres Eigenthums zu wachen; da wurde jedem Director aufgegeben, Sorgfalt dafür zu tragen und alles in ein Tagebuch einzuzeichnen. Es scheint, als wenn es selbst in der Pest-Zeit nicht ganz

unmöglich wäre, dergleichen Diebstähle zu verhindern. Die Syndiker nämlich, denen es nicht unbekannt bleiben darf, wenn in einem Hause alle Personen gestorben sind, bis auf einen noch übrigen Kranken, müßten einen Beichtvater oder Wundarzt, der bey den Hospitälern angestellt wäre, rufen und diesem das freywillige Unterpfand des Kranken überreichen lassen; denn die, welche diesen letzten Kranken verpflegen, brauchen nicht, wenn sie stehlen wollen, Thüren und Schränke zu erbrechen, indem sie unter seinem Kopf-Kissen die Schlüssel zu allem finden, was er besitzt. Unsre Syndiker hatten, zur Zeit der Entpestung oder Reinigung, höchstens nur die Schlüssel zu den verlassenen Häusern; das war so gut als nichts; sie fanden würklich viel leere Zimmer, als man Anstalt machte, diese zu öfnen, um sie zu reinigen. Ich glaube, daß diese Nachricht unterrichtend für unsre Nachkommen seyn kann; ich selbst habe in diesem Fache noch nicht Einsicht genug, um Mittel vorzuschlagen, die würksam gegen die Plünderung der Sterbenden oder Todten sichern könnten. Selbst dann würden die Ungemächlichkeiten nicht gehoben seyn, wenn man die freywilligen Unterpfänder der Verpesteten solchen Leuten übergeben wollte, die alle Tage gleichfalls krank werden und jene vielleicht nur eine kurze Zeit überleben könnten. Giebt es jedoch ein Mittel; so mögte ich dazu vorschlagen, daß man die Unterpfänder an die Nonnen-Klöster ablieferte; diese sehe ich als die einzigen sichern Zufluchts-Oerter gegen die Pest an, und ich stütze meine Meinung darauf, daß in den Städten Aix, Marseille und Toulon nur sehr wenig solcher Klöster von der Seuche sind angesteckt worden.

Acht und vierzigstes Capitel

Auf welche Weise man eine Stadt von der Ansteckung reinige. Ordnung, welche darinn beobachtet werden muß. Gefahr, wenn man sich zu früh des Hausraths u. d. gl. bedienen will, indem man nichts weiter zu wagen glaubt.

Um mit Erfolg eine Stadt zu reinigen, in welcher die Pest so grausam, wie damals in Toulon, gewüthet hat, muß man die angesteckten Häuser in drey Classen eintheilen. In die erste bringe ich diejenigen, welche weniger verdächtig scheinen, obgleich man Kranke daraus fortgebracht hat, die jedoch nicht aufgehört haben, bewohnt zu seyn und in welchen man Kleider gefunden, die im Gebrauch geblieben und die vielleicht sind gereinigt worden.

Ich begreife unter den Häusern der zweyten Classe diejenigen, in welchen die Merkzeichen der Pest die Einwohner bewogen haben, sie zu verlassen, um auf das Land zu fliehn. Diese Häuser müssen unmittelbar nach den ersten gereinigt werden.

Die dritte Classe endlich besteht aus solchen Häusern, in welchen die Pest alle Menschen getödtet hat. Ich stelle sie in die dritte Classe, weil ich voraussetze, daß die Schlüssel dazu seyen abgeliefert worden, daß man diese Häuser als verlassen bezeichnet habe, und daß man sie nicht anders als mit der größten Vorsicht öfnen werde.

Dies wichtige Geschäft, wovon eine glückliche Zukunft abhängt, auf die man so lange gehofft hat,

darf nicht in Eil, noch zu gleicher Zeit unternommen werden; ich denke, wenn man es stückweise vornimt; so wird die Ausführung weniger beschwerlich, ordentlicher und sichrer von Statten gehn. Warum wollte man auch eilig dabey verfahren, wenn man dadurch Gefahr läuft, es unvollkommen zu Stande zu bringen? Etwa um desto früher wieder in Gemeinschaft mit den benachbarten Provinzen zu kommen? Wir werden sehn, daß diese uns noch lange Zeit, und das mit Recht für verdächtig halten.

Erste Classe.

So rein gewaschen auch die Häuser der ersten Classe durch die Eigenthümer und Miethsleute seyn mögen; so wäre es doch nicht weise gehandelt, wenn man diese Arbeit nicht auf's neue vornehmen wollte. Man muß wohl gewählte Aufseher ernennen, welche die Reinigung einiger Inseln also besorgen, daß sie an einem Tage damit fertig werden. Man muß die Bewohner von dem Tage benachrichtigen, der zu dieser Arbeit bestimmt ist. Es müssen große Kessel, Kübel und Materialien, um Feuer anzuzünden, dahingebracht werden, und von der Anzahl der Raben, die man zu diesem Geschäfte nothwendig braucht, muß man diejenigen wählen, welche die Pest überstanden und am wenigsten Gelegenheit zu Klagen gegeben haben. Man kocht alles aus, was heisses Wasser vertragen kann; die Strohsäcke werden ausgeleert; mit dem Stroh wird das Feuer unterhalten; man verbrennt die Leinwand, oder woraus sonst die Säcke bestehen, wenn sie in schlechtem Zustande sind; und während dies geschieht, schreitet man zu Reinigung des Hauses. Man geht aus einem Zimmer in das andre, öfnet und leert alle Schränke aus, breitet die Kleinigkeiten, die man nicht hat auskochen kön-

nen, auf den Boden aus; dann verschließt man alle Fenster und zündet in jedem Zimmer Rauchwerk an, von dem Keller bis zum Speicher hinauf. Ich muß bemerklich machen, daß, weil das Rauchwerk so theuer ist, man den Versuch machte, sich des Schießpulvers zu bedienen und daß man gefunden hat, daß dieser Rauch dieselbe Würkung thue, wie der von dem gewähltesten Räucherpulver. Ich würde mich also an das Schießpulver halten; doch muß der, welchem die Reinigung aufgetragen wird, mit der Würkung desselben bekannt seyn, um es mit Vorsicht zu gebrauchen und immer nur wenig aufzustreuen. In den Häusern dieser Classe bedarf es nur einer Räucherung, weil schon der Gebrauch der Kleider, die folglich nicht unberührt liegen geblieben sind, viel dazu beygetragen hat, sie von allem Verdachte der Ansteckung zu befreyn.

Zweyte Classe.

Nichts muß die Reinigung aufhalten, wenn man einmal den Anfang damit gemacht hat. In der Zeit, da man mit den Häusern der ersten Classe beschäftigt ist, bereitet man alles für die zweyte Classe zu. Diese Unternehmung ist mühsamer, wegen Abwesenheit der Eigenthümer und weil man sich erst genau von dem jetzigen Zustande ihrer Familie unterrichten muß, damit man wissen könne, ob man ohne Gefahr eine dieser Personen dürfe rufen lassen, um das Haus und die Zimmer zu öfnen. Ich setze voraus, daß man die Zählung nach der Vorschrift bewürkt habe; dann können die Commissarien des Gebieths die Richtigkeit derselben leicht bewahrheiten, indem man ja in einer Stadt genau die Namen der Eigenthümer und Miethsleute weiß, welche dies oder jenes Haus bewohnen.

Sobald man in Rücksicht auf die Häuser dieser zweyten Classe den Entschluß gefaßt hat, wird der Commissair von dem Tage benachrichtigt, an welchem man sich vorgenommen, die Reinigung anzufangen, zum Beyspiel: man wolle täglich zehn Inseln von Nro 1 bis Nro 10 reinigen. Der Commissair sieht in seinem Etat nach, wer die Eigenthümer und Miethsleute sind, deren Häuser sich in diesen zehn Inseln begriffen finden; er fertigt einen Erlaubniß-Schein für eine einzige Person in jeder Familie aus, damit diese, an dem bestimmten Tage sich einstellen und die Zimmer öfnen könne, wobey jedoch zu beobachten ist, daß diese Erlaubniß nur solchen Familien ertheilt werde, die seit vierzig Tagen ausser Verdacht sind. Diejenigen, welchen man gestattet, in die Stadt zu kommen, müssen sich früh Morgens einfinden, mit einem Merkzeichen versehn, das sie verhindre, sich andrer Orten zu zeigen. An demselben Tage aber müssen sie auch die Stadt wieder verlassen; denn da es leicht möglich ist, daß, wenn alles in einem verdächtigen Hause aufgeräumt wird, daraus nachtheilige Folgen entstehen; so ist es rathsam, die Würkung davon in einer Wohnung ausser der Stadt, die noch als verdächtig zu betrachten ist, abzuwarten, um zu sehn welcher Ausgang erfolgt.

Allein, wird man sagen, die Personen, welche man nöthigt, an demselben Tage noch die Stadt zu verlassen, werden ihre Sachen, die man durch kochendes Wasser gezogen hat, nicht trocknen können. Hierauf antworte ich: erstlich würde es gefährlich seyn, ihnen ein Nachtlager zu gestatten, theils weil ihr Eintritt in ein nicht sichres Haus sie von dem Augenblicke an verdächtig macht, theils weil die Nacht verhindert, daß man genau ihre Gänge und mit wem sie zusammenkommen, beobachte, wodurch ein Rückfall bewürkt werden kann, gegen den man sich ernstlich verwahren will.

Zweytens haben die Familien, bey Räumung ihrer Wohnung in der Stadt, diejenigen von ihren besten Effec-

ten, die am mehrsten der Ansteckung unterworfen, besonders die, welche im täglichen Gebrauche sind, auf das Land bringen lassen. Würklich fanden wir die mehrsten Häuser leer, indem sowohl die Raben alles weggenommen, was bey den ersten Kranken war gebraucht worden, als auch die Familien selbst alles ausgeräumt, als sie das Haus verlassen hatten.

Drittens: da es nie ist Gebrauch gewesen, gewaschenes Leinenzeug in der Stadt zu trocknen; warum sollte man denn in diesem Falle nicht eben so wie immer verfahren? Uebrigens würde man nie zu Ende kommen, wenn die, deren Häuser gereinigt werden sollen, durch ihr Nichterscheinen einen Aufenthalt verursachten. Man muß ihnen daher ankündigen, daß, sie mögten nun sich selbst einstellen, oder nicht, man dennoch zur Reinigung schreiten würde. Diese Drohung wendete man in Toulon an; und die Schlüssel wurden ohne Verzug gebracht.

Dritte Classe.

Man kann unter die Häuser der dritten Classe fast alle diejenigen begreifen, die von armen Leuten sind bewohnt worden. Diese sind am leichtesten auszuräumen, folglich auch zu reinigen. Hier findet man nun alten Hausrath, der äusserst schmutzig, sehr gefährlich zu berühren, und nur durch das Feuer zu reinigen ist. Bevor man zum Werke schreitet, soll man mehrere Tage hindurch von einem Stockwerke zum andern räuchern lassen, ohne noch in ein Zimmer zu treten. Dieß muß dann in den einzelnen Cammern jedes Geschosses wiederholt werden; und erst wenn der Rauch genug durchgezogen und eingedrungen ist, darf man es etwas sichrer wagen, sich den Sachen zu nähern. Hierauf läßt der, welcher das Räuchern besorgt hat, sie unter seinen Augen von den Raben fortbringen, die, während daß man dies unsaubre Zeug auf der Straße verbrennt, zum leztenmal räuchern. Der

Aufseher, welchem das Geschäft der Reinigung übertragen ist, kann nicht wachsam genug über die ihm untergeordneten Raben seyn; und um weniger Diebstahl von ihnen besorgen zu dürfen, muß man ihnen kurze Wämser und weite Hosen ohne Taschen geben.

Bey der Uebersicht der Häuser dieser dritten Classe bezeichnet schon das äussere Ansehn die, in welchen man Hausrath finden wird und noch besser kann man dies aus dem Gewerbe derjenigen schließen, welche sie bewohnt haben. Sobald sich das Gerücht verbreitet hat, daß man diese Häuser reinigen werde, verfehlen die rechtmäßigen Erben, oder diejenigen, welche sich dafür ausgeben, nicht, zu verlangen, daß man sie bey Eröfnung eines Hauses gegenwärtig seyn lasse, von welchem sie behaupten, daß der darinn befindliche Hausrath ihnen durch Erbschaftsrecht zukomme. Es ist billig, daß man das Geschäft in ihrer Gegenwart vornehme, in so fern sie dadurch keiner Gefahr ausgesetzt werden; allein man soll auch bewahrheiten, mit welchem Rechte sie sich für Erben ausgeben, denn sehr oft erscheinen grade die wahren Erben nicht. Man muß daher, sobald das Nachlassen der Seuche es erlaubt, ein Gericht niedersetzen, welches über diese Gegenstände erkenne; und hier müssen die Forderungen solcher Leute vorgetragen und erläutert werden. Ich habe es gesehn, wie viel Ungemächlichkeiten aus der Verabsäumung dieser Untersuchungen erfolgen, wie viel Rechtshändel über Sachen, die man, auf guten Glauben hin, schon geliefert hatte; und ich meyne daher, man dürfe diese Bemerkungen, von deren Wichtigkeit ich durch unser Unglück bin überzeugt worden, nicht aus der Acht lassen.

Die Reinigung dieser Häuser ist in keinem Stücke von der vorigen unterschieden, ausser daß, wenn die bekannten Erben sich in dem Gebiethe befinden und so gesund sind, daß sie sich selber einstellen können, diese über ihr Eigenthum wachen müssen. Sind sie noch in einem Zustande

von Ansteckung; so müssen sie jemand in der Stadt bevollmächtigen, der in ihrem Namen handle, weil die Entpestung der Inseln eines Quartiers zu viel Zeit wegnehmen würde, wenn man sie oft unterbrechen müßte.

Ich rathe denjenigen, welche in dergleichen Häusern Sachen in Empfang zu nehmen haben, noch mit grösserer Aufmerksamkeit, als die, denen das Geschäft aufgetragen ist, über alles, was vorgeht, zu wachen. Sie werden klüglich handeln, wenn sie, nachdem dasjenige, was man in heissem Wasser ausgekocht hat, mit keiner Gefahr mehr drohet, und Haus und Zimmer zum letztenmal sind durchräuchert worden, wenn sie, sage ich, die kleinern Stücke mit Zangen angreifen, in den Zimmern ausbreiten, sie von einer Stelle auf die andre und das, was unten gewesen, oben hinlegen, auch das Räuchern so wiederholen, daß der Rauch sich aller Orten mittheile. Durch die Ungeduld, alles in Besitz zu nehmen, kann in einem Augenblicke die Frucht der beharrlichen Aufmerksamkeit, mit welcher man für seine Erhaltung gesorgt hat, verlohren gehn. Das Beispiel, welches ich anführen will, ist auffallend und zu bestimmt, als daß ich es mit Stillschweigen übergehn könnte.

Der Herr von Bonnegrace, ein sechzigjähriger Edelmann, welcher sich ausserhalb gegen die Pest verwahrt hatte, war einer von denen, die Erlaubniß erhielten, in die Stadt zu kommen. Er kam hier am siebenten September an, um bey der Reinigung einiges Hausraths gegenwärtig zu seyn, den er geerbt hatte. Nichts schien ihm verabsäumt worden zu seyn; er glaubte ohne Gefahr alles in Empfang nehmen zu können. Er kehrte am Abende in sein Landhaus zurück, in welchem er krank ankam und ein Päcklein mit Sachen, von denen er glaubte, daß sie seiner Familie Freude machen würden, mit dahin brachte; allein die mit Recht erschrockene Familie öfnete das Päcklein nicht. In der Nacht vom siebenten auf den achten offenbarten sich verschiedene Kennzeichen der Pest an

seinem Cörper; er starb noch an demselben Tage, schleuniger wie irgend ein anderer Kranker, ohne Zeit zu haben, zu beichten, noch Heilungsmittel zu brauchen, ja! nicht einmal, seine Familie anzustecken. Sein Tod hatte weiter keine Folgen. Man verliehrt nicht leicht das Andenken an einen ersten und an einen letzten Zeitpunkt der Pest und es wird vielleicht nie vergessen werden, daß ein gewisser Cancelin im Jahre 1721 der erste, und ein Herr von Bonnegrace der letzte war, welcher in Toulon die Pest hatten.

Und dennoch schmeichelte man sich damals in Toulon, seit fünf und zwanzig Tagen keine Spur mehr von der Pest gefunden zu haben; wäre indessen der Herr von Bonnegrace in der Stadt gestorben; so hätte man doch diesen glücklichen Zustand erst vom achten September an rechnen dürfen. Dieser Vorfall beweist, daß man Recht gehabt hatte, niemand zu erlauben, die Nacht über in der Stadt zu bleiben. Er beweist aber nicht, daß die Stadt gesunder war, als das Gebieth umher. Ein noch zu neuer Anschein von Gesundheit ist immer sehr zweifelhaft. Man muß lange Zeit hindurch jede Gemeinschaft als gefährlich betrachten. Wir haben gesehn, daß Frankreich und ganz Europa gerechte Maaßregeln nahmen, um eine solche Gemeinschaft zu hindern, und wie viel Zeit ist nicht erforderlich gewesen, um die Provence von allem Verdachte zu befreyn! Wir können und dürfen nur erst nach vielfachen Proben auf ein freyes Verkehr Anspruch machen, und in dieser Probezeit müssen wir uns wie Convalescenten betrachten, die, nach einer überstandenen langen und grausamen Krankheit, nicht genug fürchten können, auf's Neue davon befallen zu werden.

Neun und vierzigstes Capitel.

Wenn die Seuche nachläßt, ist sie nicht mehr so tödtlich. Woher es komme, daß sie in den Handelsstädten der Levante so bald wieder entsteht.

Die Pest hat nach einiger Zeit bey weitem kein so starkes Gift mehr, das aller Kunst und allen Arzeneymitteln widersteht. In der That glaube ich nicht, daß in Toulon ein einziger Mensch bey den Versuchen, die wir mit der Entpestung machten, ist angesteckt worden, obgleich wir gesunde Galeeren - Sclaven dazu brauchten, welche uns, um unsre Brigaden vollzählig zu machen, waren geschickt worden; das Uebel scheint alsdann in Unwürksamkeit zu seyn; jede Plage hat ihre Grenzen; also auch die Pest. Wir sehen sogar, daß in den Handelsstädten der Levante, wo man keine der Vorkehrungen trifft, die in Frankreich üblich sind, die Pest dennoch, wie anderer Orten, aufhört, ohne daß man je daran denkt, irgend eine Reinigung vorzunehmen. Freylich entsteht sie bald wieder auf's Neue, weil man weder Mühe anwendet, sich davon zu befreyn, noch ihre Quelle zu entdecken. Der Saamen wird nicht erstickt, hat aber keine Kraft und kein Gift mehr, bis er mit der Zeit in neue Gährung geräth. Er fordert Zeitigung, um aufzukeimen; Jedermann trägt diesen Saamen in sich, der, wenn er einen gewissen Grad von Wärme und Gährung erlangt hat, womit wir nicht bekannt sind, sich oft dann zeigt, wenn man es gar nicht erwartet. Vielleicht wird man diese Meinung nicht gelten lassen, allein ich stelle mir die Sache also vor.

Die Entpestung, welche wir in den Lazareten vornehmen, besteht hauptsächlich darinn, daß man alle Waa-

ren, welche aus der Levante kommen, der freyen Luft aussetzt; die Luft allein reinigt sie besser, als das Räuchern. Da dies Mittel leicht und sicher ist; darf man sich billig darüber wundern, daß Zwang und Drohung nöthig sind, um die Einwohner einer von der Pest verwüsteten Stadt zu bewegen, wachsam genug bey der Reinigung ihres Hausraths zu seyn, um keinen Rückfall fürchten zu dürfen.

Weil die in Toulon vorgenommene Entpestung keine schädliche Folgen hatte; wurde sie in dem ganzen Gebiethe vorgeschrieben und dort mit noch mehr Ordnung und Leichtigkeit bewürkt. Durch die Pünctlichkeit, mit welcher man die letzten Kranken aus dem Landhäusern fortgebracht, in welchen sie zu wenig Raum zur Wohnung hatten, wurden viel Familien gerettet. Vielleicht war auch nun die Gefahr der Mittheilnng geringer, weil die Pest in ihrer Abnahme nicht mehr so bösartig blieb. Wie dem auch seyn möge; so sahen wir uns zu Anfange des Monats September im Stande, die Stadt-Thore denjenigen unter unsern auf das Land geflüchteten Bürgern zu öfnen, die eine Bescheinigung von ihrem Commissair vorzeigen konnten, daß sich seit vierzig Tagen in ihrer Wohnung weder Todte, noch Kranke befunden hätten und die zugleich darthaten, daß ihre Häuser in der Stadt waren gereinigt worden. Es ist fast unbegreiflich, mit welchem Eifer viel gesunde Familien verlangten, in eine öde, kaum noch kennbare Stadt eingelassen zu werden, um einen sichern und ruhigen Zufluchtsort zu verlassen, wo man damals im Stande war, sich alle Gemächlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Wenn dies Verlangen auch niemand Nachtheil brachte; so ist es doch darum nicht zu billigen.

Funfzigstes Capitel.

Aufzählung der in der einzigen Stadt Toulon umgekommenen Einwohner. Schätzung des ganzen Verlustes an Menschen, den der übrige Theil der Provinz erlitt.

Die Stadt Toulon weiß nur zu genau die Anzahl der Einwohner, welche sie verlohren hat. Da die Commissarien, sowohl in der Stadt als in dem Gebiethe, es sich zur Pflicht gemacht, genaue Verzeichniße von den Todten und Kranken aufzustellen und die Verwalter in den Hospitälern denselben Gegenstand vor Augen gehabt hatten; glaubte man ohne große Mühe unsern Verlust berechnen zu können, wenn man nur alle diese Tagebücher vergliche und Auszüge daraus machte; allein sie waren nicht genau genug verfaßt und wir konnten daher nicht besser zum Zwecke gelangen, als indem wir unsre Nachforschungen auf die Zählung gründeten, die man vor der Pest unternommen hatte. Auch hiervon kann der Nachwelt der Bericht, der in der That fürchterlich ist, nützlich werden, weil man allein daraus sich überzeugen kann, wie nöthig bey einem solchen Falle die strengste Sorgfalt für die Erhaltung der Einwohner sey. Jede mehr oder weniger bevölkerte Stadt kann daraus lernen, welches Elend sie zu erwarten habe, wenn sie sich nicht durch unser Unglück unterrichten läßt.

Unsre Vorfahren haben uns keine Nachricht hinterlassen, ob die vorigen Anfälle der Pest so mörderisch gewesen sind, als der jetzige; doch redet ihr Stillschweigen deutlich genug. Der Schrecken und die Verwirrung erlaubten ihnen ohne Zweifel so wenig als uns, in unser Archiv die Berichte über so traurige und so mannigfaltige Vorfälle niederzulegen. Ich bin überzeugt, daß sie nicht

mehr als wir werden verschont worden seyn, und daß man sich vergeblich schmeicheln würde, wenn man glauben wollte, die Pest würde auch in künftigen Zeiten weniger schreckliche Folgen haben. Wir sind so geneigt, uns über Unglücksfälle zu beruhigen, daß wir leicht das Andenken sogar der würklich erlittenen verliehren. Kaum sahen wir uns von der Pest befreyt; so trösteten wir uns über unsern Verlust und redeten mit eben so viel Kaltblütigkeit davon, als man von einer misrathenen Erndte spricht, oder von dem Schaden, den irgend ein vorübergehender Sturm in den Feldern verursacht hat. Diese Gefühllosigkeit ist unbegreiflich; wenigstens sollte uns die Vernunft lehren, gegen ein so fürchterliches Uebel, als die Pest ist, eben so würksame Vorkehrungen zu treffen, als die sind, durch welche wir mit so viel Sorgfalt den Untergang unsrer zeitlichen Güter zu vermeiden suchen.

Schreiten wir zu der Berechnung, die ich versprochen habe! Im Monate August des Jahrs 1720 hatte Toulon sechs und zwanzig tausend, zweyhundert und sechs und siebenzig Einwohner, ohne die in den Casernen liegenden Soldaten der Marine und der Garnison zu rechnen. Nun halte man dagegen den Auszug aus den Sterbelisten, nach unsern verschiednen Tagebüchern aufgestellt:

Verzeichniß

der Gestorbnen in der Stadt Toulon, in den Hospitälern und in dem Gebiethe.

Gestorbne in der Stadt = = =	6476
= = in dem heiligen Geist-Hospitale =	1434
= = in dem Gerin-Lager = =	1821
= = in dem Hospitale St. Roch =	611
= = in dem Charitäts-Hospitale =	712
= = in dem St. Mandriar-Hospitale =	371
= = in dem Bettler-Hospitale =	110
= = in dem Gebiethe = =	1748
Ganze Zahl der Gestorbnen = =	13283

Durch eine neue Zählung, die man, nachdem die Seuche aufgehört hatte, für nöthig hielt, erfuhren wir, daß unser Verlust noch weit größer gewesen war. Es war leicht, eine genaue Berechnung davon aufzustellen, indem man die Summe, welche die vor der Pest unternommene Zählung angab, mit der jetzt herauskommenden verglich. Da fand es sich dann, daß wir gegenwärtig nur 10493 Einwohner am Leben, folglich über sechzehntausend verlohren hatten. Ich sage über sechzehntausend; denn es starben viel Fremde in Toulon, die in der ersten Zählung nicht waren begriffen gewesen. Nachdem wir diesen traurigen Punct zur Gewißheit gebracht hatten, wollten wir auch noch die Anzahl derer erfahren, die nicht krank gewesen; und derer, die genesen waren. Die Anzahl der erstern stieg nicht viel über sechstausend und nach Maaßgabe derselben Berechnung war es leicht, zu schliessen, daß unter zwanzigtausend und mehr Kranken nur ungefehr viertausend dem Tode entgangen waren.

Nun denke jeder über diese grausame Begebenheit nach und urtheile, ob nicht, wenn man besser gewußt hätte, welch' eine Plage die Pest ist und welch' eine erschreckliche Sterblichkeit sie nach sich zieht, sie gewiß weniger Verwüstung angerichtet haben würde, indem man ohne Zweifel bessere Vorkehrungen getroffen hätte. Vergessen wir auch nicht, daß man oft in sein Verderben rennt, wenn man aus Furcht die Flucht nimmt und eine Wohnung verläßt, die, wenn auch rund umher die Pest wüthet, dennoch für sie undurchdringlich seyn würde, wenn man sein einziges Studium daraus machen wollte, sich dagegen zu verwahren. Fragen wir nur die gesunde Vernunft um Rath; allein verliehren wir auch ihren Gebrauch nicht, mitten unter so viel Gräueln; denn nie ist sie uns nöthiger. Es ist der Klugheit gemäß, sich zu fürchten und man kann nicht furchtsam genug seyn; allein es ist auch gefährlich, sich durch die Furcht auf Abwege leiten zu lassen. Sie ist eine böse Führerinn; sie beredet

uns, einen Abgrund zu vermeiden, den wir sehen, und läßt uns bey dem ersten Schritte in einen andern fallen, den wir nicht gewahrwerden.

Alle Gemeinen, woraus das Gebieth von Toulon bestand, wurden entvölkert. Vielleicht erinnert man sichs kaum noch, daß damals sechzig Städte und Dörfer in Provence ein gleiches Schicksal hatten; ich halte es daher nicht für unnütz, das Verzeichniß derselben am Ende dieses Capitels einzurücken; und dies Verzeichniß berechtigt uns, den Verlust, den diese unglückliche Provinz erlitt, auf zweymal hunderttausend Seelen anzuschlagen. Die einzige Stadt Marseille, eine der bevölkertsten in Frankreich, in welcher man Haufen von Leichen auf den öffentlichen Plätzen liegen sah und deren Verlust an Einwohnern man nie genau erfahren hat, weil die Pest zu unerwartet kam, als daß man eine Zählung hätte vornehmen können, wird allein schon beweisen, daß meine Behauptung nicht übertrieben ist. Ich gründe meine Meinung noch darauf, daß die Pest kein bald vorübergehendes Uebel war, sondern ein Jahr hindurch mit so viel Heftigkeit anhielt, daß sie nirgends erlaubte, mit Muße die Zählung ihrer Schlachtopfer zu bewürken.

Verzeichniß

der Städte, Flecken und Dörfer, in welche die Seuche eingedrungen ist.

Aix. Apt. Aubagne. Alauch. Arles. Auriol. Bandol. Berre. Cucurron. Corbières. Caſeneuve. Caſſis. Forcalqueiret. Frigolet. Gaubert. Gignac. Gemenos. Gareoult. Graveſon. Gardanne. Le Puget. La Garde. Le Reveſt. La Seine. La Valette. Le Canet. Le Puy. Les Pennes. Lançon. Meyrargues. Marſeille. Martigues. Mazargues. Maillanes. Noves. Néoules. Nans. Ollioules. Orgon. Peliſſane. Pertuis. Rouſſillon. Rognac. Ruſtrel. Roquevaire. S. Nazaire. Ste.

Anastasie. Suc. Sallon. S. Remi. S. Savournin. S. Canadet. S. Zacharie. Ste. Marguerite. Simiane. Sainte Tulle. Sixfours. Toulon. Tarascon. Vaugines. Venelles. Villars. Vitrolles.

Ein und funfzigstes Capitel.

Te Deum, welches am Dankfeste, nachdem die Pest aufgehört hatte, gesungen wurde. Todten-Amt, zum Andenken der beiden Bürgermeister, welche im Dienste des Vaterlandes umgekommen waren. Oeffentliche Erklärung, daß die Seuche aufgehört habe. Bemerkungen über diese Acte.

Die erste Pflicht, welche wir, nachdem die Pest aufgehört, zu erfüllen hatten, war, dem Höchsten feyerliche Dankopfer für die gnädige und barmherzige Errettung zu bringen, der er uns gewürdigt hatte. In dieser Absicht wurde in der Hauptkirche, am dreyssigsten October, unter Läutung der Glocken und dem Donner der Canonen, das Te Deum gesungen; die Truppen, welche bis dahin in den Casernen gelegen hatten, traten unter Gewehr, um an der öffentlichen Freude Theil zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob man diese gottesdienstliche Handlung, unter den Umständen, in welchen wir uns befanden, billigen könne. Mich dünkt, wenn man es genau überlegt; so wird man finden, daß es sehr gefährlich war, so eine allgemeine Zusammenkunft der Einwohner zu veranstalten und daß wir zu sehr eilten, eine Genesung auf die Probe zu setzen, die man allenfalls noch für zweifelhaft halten durfte.

Eine andre gottesdienstliche Handlung, zu welcher uns zugleich Liebe und Dankbarkeit aufriefen, glaubten

wir nicht verschieben zu dürfen, nämlich die Seelen-Messe, welche wir den beyden Bürgermeistern schuldig waren, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben verlohren hatten. Der Herr Bischoff war so gütig, selbst das Hochamt mit aller Feyerlichkeit zu halten. Man hatte einen, mit Sinnbildern tiefer Trauer verzierten Catafalc aufgerichtet, in dessen vier Winkeln man auf Schildern, mit dem Wapen der Stadt, die Inschrift las: Huc nos patriae pietas. Unsre Bürger und alle militärische Corps ehrten diese Handlung durch ihre Gegenwart. Ich war damals der einzige Bürgermeister und wohnte diesem Trauer-Gepränge ohne Auszeichnung, ohne Pomp und ohne Gefolge bey. Ich dankte jedem Corps einzeln für den Antheil, den es an der Trauer der Stadt zu nehmen die Güte hatte.

Es ist gebräuchlich (und die Herrn Raths-Schöppen von Marseille hatten uns das Beyspiel davon gegeben) daß, wenn eine Stadt von der Pest ist heimgesucht worden, sie durch eine öffentliche Urkunde bekanntmachen muß, daß die Seuche aufgehört habe, damit die Nachbarn, die andern Provinzen und die fremden Nationen bewogen werden, mit ihr Handel und Verkehr zu erneuern. Da andre Städte einst das Unglück haben können, in die Nothwendigkeit zu kommen, sich diesem Gebrauche zu fügen; so habe ich geglaubt, es würde nützlich seyn, wenn ich hier die Acte abdrucken liesse, welche die Stadt Toulon zu diesem Endzwecke ausfertigte.

Urkunde und Erklärung

über den Zustand der Gesundheit in der Stadt Toulon, in ihrem Gebiethe und in allen Ortschaften des Bezirks, welche die Ansteckung betroffen hat.

„Demnach heute, am siebenten November 1721, „der Herr Dupont, Brigadier in Diensten des Kö„nigs, Commandant in der Stadt Toulon und im Lande, „und ferner der Herr von Antrechaus, erster Bürgermei-

„ster, Königs-Lieutenant im Gouvernement der Stadt „und Erbherr von Lavaldardenne, sich auf dem Rathhause „mit den vornehmsten Municipal-Beamten, den Auf„sehern über Gesundheit und Policey, den Hospitals-Di„rectorn, allen Land-Commissarien und mit andern ange„sehenen Bürgern, nebst den Bürgermeistern der Oerter „Ollioules, Revest, la Valette, la Seine, St. Nazar, „la Garde, Sixfours und St Margaretha, versammelt „hatten; geschah durch den Herrn von Antrechaus, erstem „Bürgermeister, der Antrag: wie, daß es schicklich seyn „würde, um das Vertraun unsrer Nachbarn und der „fremden Nationen zu gewinnen, durch eine Acte den gu„ten Zustand öffentlich zu beurkunden, in welchem sich „diese Stadt befände, maaßen dieselbe seit achtzig Tagen „kein Merkzeichen von Ansteckung weiter verspürt hätte; „daß man am achtzehnten des October-Monats die letzte „Gesundheits-Quarantaine angefangen; daß am ein und „dreyssigsten desselben Monats, Tags vor Allerheiligen, „das Te Deum, zum Danke für die Befreyung von der „ansteckenden Seuche, gesungen worden, und daß alle „benachbarte Oerter, um die Stadt herum, deren Bür„germeister, welche sich hier gegenwärtig befänden, Zeug„niß von der Gesundheit derselben geben könnten, nach„dem sie desfalls einen Eid würden geleistet haben, mit „in dieser Urkunde begriffen seyn sollten."

„Diesem Antrage gemäß nun, erklären wir: Com„mandant, Bürgermeister, Municipal-Beamte, Bür„ger und Versammlung, und bezeugen: daß seit dem „achtzehnten des Monats August, weder Todte noch „Kranke, von der Seuche angesteckte, in der Stadt „Toulon befindlich gewesen; daß in dem ganzen Bezirke „ihres Gebieths, seit dem siebenten September, niemand „von dieser Krankheit befallen, ausgenommen den Herrn „von Bonnegrace, im Quartiere des Routes, als welcher „am achten Abends gestorben; daß die Stadt während „dieser Zeit dreymal mit aller Aufmerksamkeit und Pünct-

„lichkeit durch Rauch und Feuer gereinigt worden; daß
„wir am achtzehnten October, nach sechzig Tagen, eine
„letzte Gesundheits-Quarantaine angefangen, welche mit
„dem sieben und zwanzigsten dieses Monats abläuft, in
„welcher Zeit wir den Herrn Bischoff ersucht, ein Dank-
„fest zu feyern, da dann am letzten October in der Ca-
„thedral-Kirche das Te Deum gesungen worden, bey
„welchem er selbst, unter Läutung der Glocken und dem
„Donner der Canonen, bey ungewöhnlichem Zulaufe von
„Menschen, das Hochamt feyerlich gehalten.

„Welchergestalt auch, zum Besten dieser Stadt und
„zu Wiederherstellung ihres Handels, daran gelegen, daß
„durch die gegenwärtige Urkunde der gute Zustand, in
„welchem sich alle benachbarte Oerter befinden, nicht weniger
„bekräftigt, und daher bekanntgemacht werde, daß alle dieje-
„nigen besagten Oerter, welchen der freye Eingang in Toulon
„erlaubt ist, gesund und von der Ansteckung befreyet seyen; als
„haben die Bürgermeister von Ollioules eidlich in dieser
„Versammlung ausgesagt: sie hätten keine Pest-Kranke
„noch Todte in ihrem Orte gehabt, seit dem zehnten
„August!"

„Die von Revest: seit dem fünf und zwanzigsten
„Julius;"

„Die von la Valette: seit dem zweyten Julius;"

„Die von la Seine: seit dem ein und dreyssigsten
„August;"

„Die von St. Nazar: seit dem funfzehnten August;"

„Die von la Garde: gleichfalls seit dem funfzehnten
„August;"

„Die von Sixfours: seit dem sechsten September;"

„Die von St Margaretha: seit dem ersten Au-
gust;"

„Nachdem nun vorstehende Erklärungen in unsrer
„Gegenwart durch die erwähnten Herrn Bürgermeister
„gegeben worden; haben wir gegenwärtige Urkunde aus-

„gefertigt und unterzeichnet.“ So geschehn an und in „oben gemeldetem Orte, Jahre und Tage.“

Wenn man bey Lesung dieser Acte ein wenig nachdenkt; so wird man ihre Mittheilung hier nicht unnütz finden. Es muß gewiß auffallen, daß eine so übel zugerichtete Stadt, wie Toulon, und ein Gebieth, das durch die Pest gänzlich zerstöhrt war, beyde zu gleicher Zeit wieder davon befreyet wurden. Denn wenn auch einige unsrer Gemeinen erst einen Monat später dies Glück hatten; so ist es auch bekannt, daß manche einen Monat früher waren angesteckt worden. Die Pest hat also, wie die andern Krankheiten, ihren Anfang, ihre Fortschritte und ihr bestimmtes Ziel. Die Hauptsache kömmt darauf an, zu verhindern, daß sie nicht aufs Neue entstehe, und desfalls muß man mit der genauesten Pünctlichkeit, die Oerter reinigen, wo sie ihren Saamen kann zurückgelassen haben. Nur der Nachlässigkeit, mit welcher Untersuchungen, die dahin abzielen, in den Handelsstädten der Levante angestellt werden, hat man es zuzuschreiben, daß man dort so oft Rückfälle leiden muß, weil man es sich nicht angelegen seyn läßt, diesen vorzubauen. Lasset uns besser auf unsrer Hut seyn, und um dies desto gewisser zu erlangen, lasset uns, in einer Stadt, in welcher die Pest nachgelassen hat, den Zeitpunct eines freyen Verkehrs so viel möglich verschieben!

In der That kann man nicht wohl eine Gegend für völlig gesund halten, welche die Pest noch kürzlich entvölkert und verwüstet hat. Wer mögte es wagen, ein würklich gesundes Land zu verlassen, um in ein anders zu ziehn, in welchem die ganze Sicherheit auf dem sehr trüglichen Mittel der Reinigung und Räucherung beruht und wir keine zuverlässigre Gewährleistung haben, als die Zuversicht zu einer öffentlichen Erklärung, die durch den geringsten kleinen Umstand widerlegt werden kann? Es würde wohl unmenschlich seyn, von andern zu fordern, daß sie etwas wagen sollten, was wir an ihrer Stelle nicht

wagen würden; und doch thut man das, durch solche vorgreifende Erklärungen. Warum will man nicht warten? Warum so früh das Te Deum anstimmen? Wozu die wiederholten Ausfertigungen von Urkunden, die nur eine übel angebrachte Eilfertigkeit anzeigen? Wenn ich auch diese Urkunden nicht für verführerisch ansehn will; so scheinen sie mir doch wenigstens sehr unnütz; die nackte Wahrheit dringt von selber durch und sie allein kann unsern Zeugnissen Gewicht geben. Man täusche sich nur nicht! Immer ist man, selbst ohne es zu wollen, geneigt, seinen Zustand anders, als er ist, darzustellen. Wer das, was ich hier sage, mit einiger Aufmerksamkeit liest, würde den Beweis davon ohne große Mühe finden; um ihm diese indessen ganz zu ersparen, will ich mich deutlicher erklären.

Nichts ist gewisser, als daß der Herr von Bonnegrace, von welchem in der Erklärungs-Acte geredet ist, der letzte Kranke und letzte Todte in unserm Gebiethe war, und daß der Zeitpunkt seiner Krankheit und der seines Todes richtig durch den siebenten und achten September angegeben wurden; allein da die Wahrheit es mir nicht erlaubt hat, zu verhehlen, daß dieser Bürger am siebenten in Toulon gewesen, wo er ohne Zweifel angesteckt worden war; hätte man erst von dem Tage an den letzten Kranken in der Stadt zählen sollen. Nun waren aber vom siebenten September bis zum siebenten November, an welchem Tage jene Urkunde ausgefertigt wurde, nur sechzig Tage verflossen; und doch erklärte man darinn, es sey seit achtzig Tagen keine Spur von Ansteckung in der Stadt gewesen. Freylich verließ dieser Kranke die Stadt, um auf dem Lande zu sterben; auch mag er sich vielleicht nicht eher, als bey seiner Abreise, für krank erkannt haben; allein es bleibt doch immer wahr, daß man, nach einem solchen Vorfalle, nicht hätte erklären sollen, daß wir achtzig Tage hindurch vollkommen ohne Ansteckung gewesen wären.

Noch ist zu bemerken, daß, wenn es an guten und gültigen Gründen fehlt, aus welchen man einen vollkommen sichern und seit längrer Zeit bestehenden Gesundheits-Zustand beweisen könnte, man zuweilen prächtige Ausdrücke braucht, die übel zu der würklichen Lage passen, die aber den Fremden Sand in die Augen streuen und sie das glauben machen können, wovon man sie gern überreden will.

So haben wir zum Beyspiel nicht verfehlt, indem unsre Erklärungs-Acte genau nach der, welche in Marseille ausgefertigt worden, eingerichtet war, Erwähnung von dem Te Deum zu thun, welches bey großem Zulaufe von Menschen wäre gesungen worden. Aber, o Gott! wo war dieser Zulauf? Durfte man ehrlicher Weise etwas davon sagen? Konnten die Fremden es glauben, dieser Zulauf sey so zahlreich gewesen, als wir es zu verstehn geben wollten; in einer Stadt, welche die Pest zehn ganzer Monate hindurch so grausam entvölkert hatte und die vielleicht in länger als dreyssig Jahren nicht aufgehört haben würde, öde zu seyn, wenn nicht neue Einwohner sich darinn niedergelassen hätten?

Ich meyne also, man müsse allein von der Zeit die Gewißheit eines guten Zustandes in einer Stadt erwarten und man habe Recht, sich nicht auf die öffentlichen Erklärungen zu verlassen, welche sie aller Orten auszustreun sich angelegen seyn läßt. Auch wurde Toulon nicht eher für befreyet angesehn, noch ihr, selbst in der Provinz, das Verkehr erlaubt, als am neunten Februar 1722. Die Vorsicht, die man endlich gegen alles brauchte, was angesteckt gewesen war, ist auf alle Weise löblich; man kann sie nicht zu früh anwenden und nie zu spät damit aufhören.

Hier würde ich nun mein Werk schliessen, wenn ich nicht der Nachkommenschaft melden müßte, daß, nachdem wir kaum aus der betrübten Lage, die ich beschrieben habe, waren erlößt worden, Toulon und die ganze Provence unfehlbar wieder würde hineingestürzt worden seyn, wenn man gewisse Verordnungen befolgt hätte, die man diesmal zu übertreten, sich berechtigt glaubte.

Zwey und funfzigstes Capitel.

Die Stadt Marseille leidet einen Rückfall. Toulon kann nie sichrere Maaßregeln nehmen, als die waren, welche sie bey dieser Gelegenheit nahm.

Die Pest, die man in Provence erloschen glaubte, erschien wieder in derselben Stadt, in welcher sie zuerst entstanden war. Die öffentliche Gesundheits-Acte, die man in Marseille ausgefertigt hatte, bekam im Monate April 1722 einen Stoß. Dieser Zeitpunct ist noch belehrender, als er merkwürdig ist; schon er allein erinnert an alle meine vorigen Bemerkungen und bekräftigt sie. Was hatten die verständigen und wachsamen Rathsglieder unterlassen, um sich vor einem Rückfalle zu sichern? Wie viel Sorgfalt, wie viel Arbeit, wie viel Kosten waren nicht angewendet worden, um dahin zu gelangen! Allein ein Rückfall hängt von so kleinen Umständen ab, daß die ganze menschliche Klugheit es nicht immer vermag, ihm vorzubeugen; und je größer eine Stadt ist, um desto schwerer wird es, die Ursache zu entdecken. Man nahm auf's Neue seine Zuflucht zu den Berichten der Aerzte, welche darauf beharrten, kein Merkzeichen von Pest an den Kranken wahrzunehmen, die man damit behaftet glaubte. Die dazu berufnen Wundärzte hingegen behaupteten, die Ansteckung sey augenscheinlich; und dennoch wollte man auch diesmal verblendet seyn.

Wenn diese Verblendung sich nicht in dem ganzen übrigen Theile der Provinz ausbreitete; so lag die Schuld nicht an dem neuen Commandanten, dem das Gouvernement derselben anvertraut war; diesen hatte man so fest überzeugt, es sey nur ein falscher Lerm, daß er den Befehl gab, die Gemeinschaft mit der Stadt Marseille fortzusetzen. Es

war aber nicht mehr Zeit, eine so lange beunruhigte Provinz durch zweydeutige Berichte und leere Worte sicher zu machen; wir waren alle auf der Hut gegen Vorurtheile, die uns einst getäuscht hatten und miskannten nicht mehr die Klippen, an welchen wir gescheitert waren. Die Pest offenbarte sich von Tage zu Tage deutlicher in Marseille und da in den ersten Tagen das Verkehr zwischen dieser Stadt und der Provinz noch nicht gänzlich unterbrechen wurde, hatte diese alles zu befürchten. Als sich aber endlich das Gerücht von der würklichen und unbezweifelten Pest von allen Seiten her bestättigte; that jede Stadt aus eigner Bewegung, was sie für ihre Sicherheit nothwendig zu seyn glaubte.

Herr Dupont, Commandant in Toulon und in dem Lande, hielt es für schicklich, eine allgemeine Versammlung zu berufen, die er auf den eilften May ankündigte. Er ladete nicht nur die Bürgermeister der Städte und Dörfer seines Departements dazu ein, sondern auch diejenigen, welche, wegen ihrer Nachbarschaft oder sonst wegen der Lage des Gebieths, in dieser gemeinschaftlichen Angelegenheit mitwürksam seyn konnten. An diesem Tage, an welchem der Commandant in der Versammlung den Vorsitz hatte und auch ich mich, als oberster Stadt-Richter, gegenwärtig befand, machte er bekannt, daß, da die Pest ganz gewiß in Marseille wäre, man ernstlich und ohne Aufschub daran denken müßte, bessere Vorkehrungen zu treffen, als ehemals geschehen wäre. Man vernahm von jedem der Bürgermeister, welches die Zugänge wären, die ihre Einwohner zu bewachen haben würden. Nachdem man über diese vorläufigen Puncte einig war, wurde durch Berathschlagung einstimmig entschieden, daß man, bis auf weitre Verordnung, nichts auf der Welt, was es auch seyn mögte, von andern gesunden oder angesteckten Orten her an und aufnehmen wollte; die Bewachung der Zugänge aber wurde auf folgende Weise festgesetzt:

Toulon übernahm die Bewachung aller seiner nahe gelegnen Gegenden; ein leichtes Geschäft, wenn jede Gemeine eben so aufmerksam auf seine Zugänge Acht hat!

Yeres bekam zu seinem Antheile an der See-Seite die Posten von den Salinen, la Manarre, l'Aire de Giens, les Pesquiers, le Ceinturon, Gapeau, les Salins, le Cap de Conque, l'Argentière und l'Eoube.

Solliers die nahen Gegenden seines Gebieths nach der Seite hin von Cuers, Belgencier, Moulèires, Valauri und la Farlede.

Belgencier die Wege nach Meounes und Monrieu.

Meounes die Zugänge nach der Seite von Signe und la Roque hin.

Signe die Zugänge zu seinem Gebiethe durch Cuges und la Roque.

La Valette die Zugänge zu diesem Orte durch S. Jean de Tourris.

La Garde die See-Seite und das Quartier von Bonnete.

La Seine den Weg von Ollioules her und an der See-Seite Faubregas und S. Elme.

Six-Fours den Zugang von Aran her und in Gemeinschaft mit S. Nazaire und le Brusq an der See-Seite.

St. Nazaire die ganze Küste seines Gebieths.

Le Castelet den Weg von Marseille nach der Seite von Conil hin über dem Wirthshause an der Heerstraaße, le Brulé genannt.

La Cadiere, die Lesques, la Mandrague und den Hafen von Aran an der See-Seite, nach der Land-Seite hin aber das Thor S. André und zum Theil S. Esteve und die Brücke bey Aran.

Evenos die Posten von der gorge de Broussan, S. Esteve und Lambert.

Le Beausset sollte vier Männer stellen, zur Mitbewachung der Posten von S. Esteve, von Brulé und S. François.

Le Revest den Posten nach der Seite von Orves hin.

Nachdem jede Gemeine sich verbindlich gemacht hatte, wechselseitig das Ihrige zu Bewachung dieser verschiedenen Posten beyzutrageu, wurde den Bürgermeistern aufgegeben, dem Herrn Dupont über die geringsten Begebenheiten, welche vorfallen könnten, Bericht zu erstatten, um ihn in den Stand zu setzen, mit Schnelligkeit Gegenanstalten zu treffen; und da dieser Beschluß dahin abzielte, durchaus allen Personen, welche von Marseille oder andern angesteckten Orten herkommen würden, den Eingang zu verweigern; machte man nur zum Vortheil solcher Einwohner eine Ausnahme, die sich durch Zufall dort gegenwärtig befinden würden. Allein man entschied doch, daß sie mit einem Geleite von Dorf zu Dorfe gebracht werden sollten, ohne mit jemand Verkehr haben zu dürfen, bis sie in ihrem Wohnorte angekommen seyn würden, woselbst man ihnen eine Quarantaine von vierzig Tagen auflegen sollte.

Ich glaube hinzufügen zu müssen, daß, wenn mehrere Gemeinen sich verbinden, ein gemeinschaftliches Oberhaupt anerkennen und von diesem Rath, Unterricht und Befehl annehmen, sie es in der Pestzeit dahinbringen können, sich gegen den Sturm zu schützen; statt, daß, wenn sich jede insbesondere Gesetze und Vorschriften nach Willkühr auflegt, und sonst keine Verabredung oder Einförmigkeit unter ihnen herrscht, sie sich nur verbinden und übereinstimmen, um sich einer gleichen Gefahr auszusetzen. Wollte von der andern Seite ein gesundes Land sich zu strenge Regeln vorschreiben und aufhören, den Nachbarn nützlich zu werden; so würde eine durch die Pest verheerte Stadt bald ganz verlassen und aller der Hülfe beraubt seyn, die sie das Unglück hat, sich nicht mehr selbst leisten können. Es ist der Gerechtigkeit gemäß, den Beystand, welchen wir ihr schuldig sind, mit unsrer Sicherheit zu verbinden; aber um dies zu erlangen, würde ich anrathen, nach Verhältniß der Größe einer Provinz, in welche die Pest eingedrungen ist und in der man doch den Handel ei-

nigermaßen unterhalten und begünstigen muß, die Zahl der Aemter zu vermindern. Man zählt, zum Beyspiel, sechs und dreyssig in der Provence. Man sollte sie während der Pest-Zeit auf zehn einschränken, und in jedem dadurch vergrößerten Amte eine Gemeine wählen, um innerhalb den Grenzen desjenigen Dorfes, welches dem angesteckten Orte am nächsten läge, einen täglichen Markt anzulegen. Diese zehn Märkte, die man als eben so viel Messen betrachten könnte, würden der ganzen Provinz einen allgemeinen Nutzen schaffen, besonders, wenn jedes nun vergrößerte und zahlreicher gewordenes Amt auf gemeinschaftliche Unkosten einen Aufseher und eine beständige Wache anstellte, um für die Ordnung und Sicherheit auf jedem Markte zu sorgen.

Wir denken nicht daran, daß wir in gewöhnlichen und ruhigen Zeiten ungefehr daßelbe thun und daß diese Art von Handel das ganze Jahr hindurch dauert. Denn die, welche die großen Märkte nicht besuchen, kaufen ja von denen, welche dort gewesen sind; und auf diese Weise nimmt jeder Antheil an dem Einkaufe, der daselbst geschehn ist. Nur müßten dann jene Märkte nicht an den Oertern gehalten werden, die gewöhnlich dazu bestimmt sind, sondern man müßte sie, wie schon gesagt worden, an die Grenzen an gewisse Plätze hin verlegen. Die von dem Pest-Orte am weitesten entfernten Aemter würden das Ihrige zu dem Markte der benachbartern beytragen; alle würden sich einander ihre Producte, ihr Vieh und ihre Kaufmannsgüter in die Hände liefern; und so würden dann die Märkte, die dem angesteckten Orte am nächsten wären und für die eine Entfernung von einer starken französischen Meile am schicklichsten scheint, Ueberfluß genug haben, um täglich die Bedürfniße der bedrängten Nachbarn befriedigen zu können. Durch dies Mittel würde allem Mangel abgeholfen werden, und an Absatz kann es da nicht fehlen, wo so vielerley erfordert wird.

Wie es auch kommen und welchen Weg man auch

einst einschlagen mögte; so glaube ich, daß wenn die Stadt Toulon sich je wieder gegen die Pest zu verwahren hätte, sie keine sichrere Maßregeln nehmen könnte, als die waren, welche man in dem Entwurfe vom eilften May 1722, der in unser Archiv niedergelegt ist, festsetzte. Dieser Plan ist aller Orten ausführbar; jede Stadt kann ihn befolgen, wenn sie keinen bessern erfindet. Durch Hülfe einer eben so nothwendigen als unvermeidlichen Strenge, werden wir dann nicht mehr der Gefahr ausgesetzt seyn, unsre Wohnungen entvölkert zu sehn und einen ungeheuren und fruchtlosen Kosten-Aufwand zu machen, von welchem eine Gemeine sich nicht wieder erholen kann *).

*) Nun folgen im Französischen die Briefe, von welchen am Ende des vier und vierzigsten Capitels ist geredet worden und deren Uebersetzung man für unnütz gehalten hat.

Anm. des Uebers.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Chemnitz,

gedruckt bey Johann Carl Wesselhöft.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Antrechaus, Jean d', / Knigge, Adolph / Reimarus, Johann Albert Heinrich,

Herrn von Antrechau's Ritters des Orden vom heil. Michael und damaligen ersten Bürgermeisters in Toulon merkwürdige Nachrichten von der Pest in Toulon welche im Jahr 1721 daselbst gewüthet hat Mit belehrenden Anmerkungen für die Nachkommenschaft

Hamburg 1794

Path. 44 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470338-6
VD18 10295216